

02B 4/a, 48. 1968

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Lahr/Schwarzwald

48. Jg., Heft 1/2, Juni 1968

M 1459 F



Storchenturm — Rest des um 1200 erbauten Wasserschlosses der Herren von Geroldseck Foto-Dieterle, Lahr

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg i. Br.

BADISCHE HEIMAT

I N H A L T

MEIN HEIMATLAND
48. Jahrgang / Heft 1/2 Juni 1968

Herausgegeben im AUFTRAG des
Landesvereins
Badische Heimat e. V.
für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung
Freiburg i. Br.
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis durch den Buchhandel
mit Ekkhart-Jahrbuch DM 16.—
ohne Ekkhart-Jahrbuch DM 14.—

Jahresbeitrag
für Einzelmitglieder . . DM 12.—
für Körperschaften . . DM 15.—

Freiwillige Mehrleistungen werden
dringend erbeten u. herzl. verdankt.
Sie dienen restlos zum Ausgleich der
gesteigerten Kosten und zur Erleich-
terung für wirtschaftlich schwache
Mitglieder.

Mitglieder, werbt neue Mitglieder!
Werbegaben für ein Neumitglied
H. E. Busses letzte Novelle „Der Ver-
zicht“. Stifтет Mitgliedschaften für
Landsleute in der Fremde! Jeder
Badener wird Mitglied der
Badischen Heimat!

Einbanddecken zu DM 2.50 für die
Jahrgänge 1960, 1961, 1962, 1963,
1964, 1965, 1966 sind vorrätig mit
und ohne Ekkhart.

Alle Rechte der Vervielfältigung
und Verbreitung behält sich der
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-
verlangte Manuskripte und Be-
sprechungsstücke wird keine Haftung
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postcheckkonto Karlsruhe 164 68
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br.
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 200 3201

Ein Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Lahr . . .	1
Lob der Lahrer Landschaft. <i>Von Eberhard Meckel, Freiburg</i>	3
Das Stadtbild von Lahr und seine Entwicklung <i>Von O.B. Dr. Phil. Brucker, Lahr</i>	11
Über die Pflanzenwelt im Landkreis Lahr <i>Von Hans Kleiber, Freiburg</i>	52
Die Rheinübergänge im Landkreis Lahr <i>Von Landrat Dr. Wimmer, Lahr</i>	42
Aus der Erdgeschichte von Lahr und seiner Umgebung <i>Von Kurt Sauer, Freiburg</i>	53
Uralte Grenzsteine der ehem. Markgenossenschaft Ettenheim <i>Von Hans Kleiber, Freiburg</i>	69
Das Helgenstöckle und der Gedenkstein für die Teilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes <i>Von Hans Kleiber, Freiburg</i>	71
Der Erzgang Reichenbach-Diersburg-Zunsweier <i>Von Hans Rest, Freiburg</i>	72
Lahr in der Geschichtsschreibung <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	78
Das Geroldsecker Land im Frühschein der Geschichte und Kultur <i>Von Willi Hensle, Lahr</i>	81
Kloster Schuttern. Ein Gang durch seine Geschichte. <i>Von Oskar Kohler, Karlsruhe</i>	100
Die Burg Hohengeroldseck und die Geroldsecker <i>Von Willi Hensle, Lahr</i>	111
Der Kampf um die Schiffbrücke bei Wittenweier <i>Von Herm. Fautz, Überlingen</i>	120
Bismarck und die Stadt Lahr. <i>Von Ralf Ritter, Lahr</i>	127
Der Lahrer Stadtpark. <i>Von Erwin Mayer, Lahr</i>	132
Die ländlichen Haus- und Siedlungsformen im Landkreis Lahr <i>Von Herm. Schilli, Freiburg</i>	137
St. Peter in Burgheim - von der Alemannenzeit bis heute <i>Von Karl List, Freiburg</i>	152
Denkmalpflege im Kreis Lahr <i>Von Martin Hesselbacher, Freiburg</i>	160
Das benediktinische Kulturzentrum von Ettenheimmünster <i>Von Willi Hensle, Lahr</i>	179
Der „Park bei der Stiftskirche“ <i>Von Erwin Mayer, Lahr</i>	182
Der Friedrich-Maurer-Park. <i>Von Erwin Mayer, Lahr</i>	184
Die Barockstadt Ettenheim <i>Von Phil. Harden-Rauch, Ettenheim</i>	186
Silbermannorgeln in der Ortenau <i>Von Bernd Sulzmann, Ettenheim</i>	196
Aus der Geschichte des geistig-kulturellen Lebens der Stadt Lahr <i>Von Hermann Wiedemann, Köln</i>	209
Das Friederiken-Grab in Meißenheim <i>Von Friedr. Schwärzel, Karlsruhe</i>	215
Lahrer Köpfe. <i>Zusammengestellt von Willi Hensle, Lahr</i>	219
Die Heimatpflege und der Heimatgedanke im Kreis Lahr <i>Von Willi Hensle, Lahr</i>	232
Ein beispielhaftes Landkreis-Jahrbuch <i>Von Wolfgang Lipp, Lahr</i>	239
Der Lahrer Hinkende Bote <i>Von Herbert Wiedemann, Freiburg</i>	241
Wovon das Langenharder Hebelbuch erzählt <i>Nach einem Bericht von Emil Baader †, Lahr</i>	249
Macht über die Materie. Zwei Lahrer Werkkünstler <i>Von Hans Molls, Seelbach</i>	252
Die Entwicklung der Industrie im Lahrer Raum <i>Von Ernst Schlosser, Lahr</i>	257
Vom Weinbau. <i>Von Karl Pflaum, Lahr</i>	268
Anekdoten aus Lahr	272

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Lahr/Schwarzwald

48. Jahrg. 1968. Heft 1/2

Ein Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Lahr

Mit dankbarer Freude haben wir es begrüßt, daß der Landesverein „Badische Heimat“ unsere Stadt als Tagungsort für seine diesjährige Hauptversammlung bestimmt hat. Allen Teilnehmern gilt mein herzlicher Willkommensgruß, den ich ihnen namens des Gemeinderats und der ganzen Bürgerschaft entbiete.

Die Stadt Lahr ist wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt einer reizvollen Landschaft im mittelbadischen Raum. Ihrer hat sich der Landesverein zum Schutze unserer Heimat und ihrer Denkmäler, aber auch in seinem Bemühen um die Erhaltung des Brauchtums ungezählte Male angenommen. Das verdanken wir in gleichem Maße der ereignisreichen und interessanten Geschichte wie den Naturschönheiten dieses Landstriches zwischen Schwarzwald und Vogesen. Unsere Stadt und den Gemeinden des Landkreises Lahr ist auf diese Weise in vielfacher Form unschätzbare Hilfe zugute gekommen, wofür dem Verein an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt sei. Diese Landschaft hat aber auch, das dürfen wir mit Stolz sagen, schon viele Menschen hervorgebracht, die an der segensreichen Arbeit des Landesvereins tatkräftig beteiligt waren. Stellvertretend für sie möchte ich nur zwei nennen, die in den letzten Monaten von uns gegangen sind: Emil Baader und Wilhelm Wickertsheimer, zwei unvergeßliche Kämpfer der badischen Heimat.

Ich meine, daß in unserer Epoche des unaufhaltsamen technischen Fortschritts der Arbeit des Landesvereins „Badische Heimat“ das Interesse der Öffentlichkeit erst recht gelten muß. Deshalb sehe ich es als eine historische Verpflichtung der Städte und Gemeinden an, daß sie bei ihren Zukunftsplanungen auf die sorgsame Anpassung des Neuen und Modernen an das geschichtlich Erhaltungswürdige und an die landschaftlichen Besonderheiten stets bedacht sind. Dafür möge der Landesverein „Badische Heimat“ immer Deuter und Mahner sein.

Ich wünsche dem Landesverein „Badische Heimat“, daß seiner Hauptversammlung in den Mauern unserer Stadt fruchtbare Arbeit beschieden sei, und ich hoffe auch, daß alle Teilnehmer später mit guten Erinnerungen an diese Tagung, aber auch an unsere Stadt und die Landschaft, in die sie eingebettet ist, zurückdenken.

Lahr, im Mai 1968

Dr. Brucker
Oberbürgermeister



Schutterlindenberg

Geliebter Berg, uralten Heiltums Zeuge,
 Altvaters lichter Sohn und sein Vasall,
 westwärts gelagert, wo in schöner Beuge
 einmündet sanft das liebe Schuttertal

ins glücklich weit Land des alten Rheines.
 Da stehst du silberdunstumflossen, still,
 baumreich, breithin, und wellend ziehst dein
 in klare Form gegossene Profil, [feines

leicht überhöht von einer dunklen Krone,
 die leuchtet, wenn die Morgensonne flicht
 um dich den milden, goldenen Schein, als
 [wohne
 der Gott der Schönheit hoch in deinem Licht,

die schweigend liegt im grellen Mittagsbrande,
 im blauen Abendschatten ragend glüht,
 wenn diamanten im glückseligen Lande
 ringsum das letzte Licht des Tags versprüht.

Bezaubernd bist von ferne du zu sehen,
 unnahbar schier, und doch, wenn wir zur Rast
 auf deiner Höhe und wie trunken stehen,
 zeigt es sich erst, was deine Weite faßt.

Sie greift ins Rund der Heimat heiteren
 [Blickes
 und zählt die kleindhaften Täler auf,
 die frommen Dörfer, und des höchsten
 [Glückes
 voll, steilt sie sich in den Azur hinauf.

Geliebter Berg, uralten Heiltums Hüter,
 Altvaters Sohn, ein stummes Lied im Klang
 der Harmonien heimatlicher Güter,
 all unserer Liebe schönster Abgesang.

Friedrich Roth





Blick vom Schutterlindenberg ins Schuttertal

Lob der Lahrer Landschaft

von Eberhard Meckel, Freiburg i. Br.

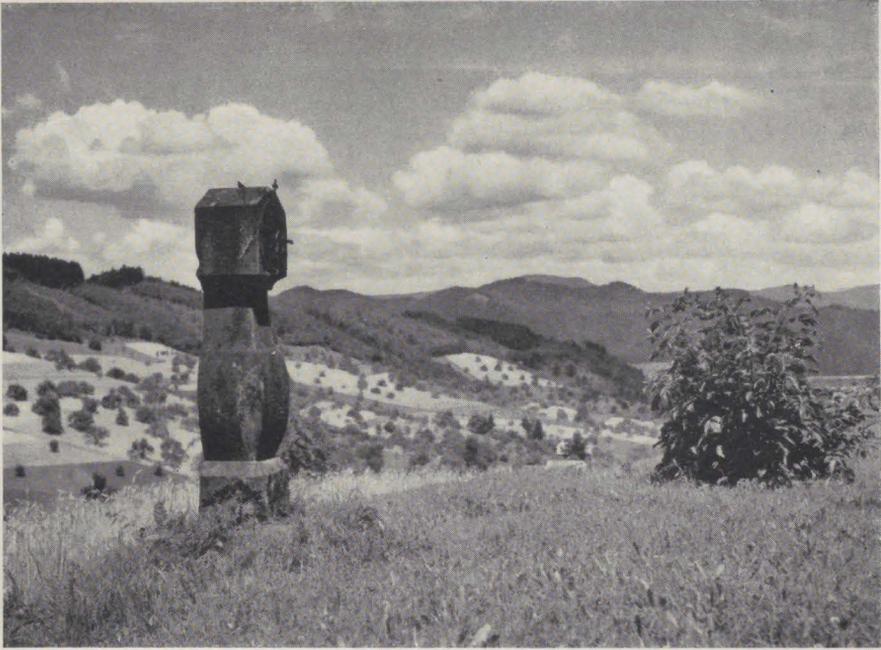
Obwohl ich kein „Lohrer“ bin und der normalen menschlichen Kategorie der „Männli“ angehöre, sogar weiter südlich aus dem badischen Oberland stammend und dort daheim, habe ich Lahr, die Lahrer, die Lahrer Landschaft von Jugend an bis heute immer geliebt. Es war, anlässlich einer Kreuz- und Querwanderung zwischen Wald, Rebhängen und Ried, die mehrere Tage dauerte, eine Liebe auf den ersten Blick und — der ersten Liebe bleibt man treu — hat sich gehalten, trotz allem Wandel und allen Veränderungen, denen man selbst und das Land, die Landschaft im Laufe der Jahre und Jahrzehnte unterlag. Gewiß, es gibt im Gesamt von See, Gebirge, Ebene und Strom bei uns großartigere, bedeutendere Aspekte, attraktivere zumal für den allgemeinen und sogenannten Fremdenverkehrsgeschmack. Aber als ob es darauf ankäme für einen, der die feineren, stilleren, die heimlicheren, die unbekannteren, die abseitigeren Dinge sucht und will! Es sei, so sagte mir einmal ein Bekannter, dem ich vom Zauber der Lahrer Gegend sprach, dort mit Ausnahme von Hohengeroldseck „nichts los“. Ich nannte ihm daraufhin ein, zwei Dutzend und mehr Höhen, Täler, Wege, Orte, schöne Architekturdenkmale, würdig neben vielgerühmte, ähnliche anderwärts zu stellen: Er kannte sie, obwohl kein oberflächlicher Mann, eigentlich alle nicht, war nur höchstens dran vorbeigefahren. Worauf ich ihn das nächste Mal mitnahm; und seither ist er bekehrt, und seine Begeisterung erscheint mehr wert als das lauteste Lob. Was heißt schon: „Ist nichts los“? „Sensationen“ lassen sich nach vielerlei Maß erleben und erfahren, und die, die ich meine, sie sind näher



Blick ins Weilertal und zum Geroldseck



Gutleutkirche Oberschopfheim



Im Emmersbachtal. An der Ludwigstraße



Schloß Dautenstein bei Seelbach

dem „sanften Gesetz“ des Dichters Adalbert Stifter als den aufdringlichen Forderungen, mit denen man heutzutage Anhänger gewinnt und wirbt. Ich kann mir nicht helfen und vermag mich nicht besser auszudrücken: Bei allem schaffigen Fleiß, aller lebendigen, lebenskräftigen Verbundenheit mit dem, was die Gegenwart heischt im Hin und Her von Handel und Industrie, Landwirtschaft, Verkehr, Kultur, darin die kleine Mittelstadt oder mittlere Kleinstadt Lahr eingebettet liegt sammelnden und ausstrahlenden Wesens, herrscht hier noch immer eher dieses „sanfte Gesetz“ als anderswo, lagert sich über der ganzen Landschaft, die viele als langweilig, reizlos empfinden, als nichts Halbes und nichts Ganzes, weder richtiger Schwarzwald, weil „vorgelagert“, noch sonst etwas Besonderes.

Dabei ist gerade dies das Besondere, Eigentümliche, ja Eigenständige, das mit unverkennbarer Mischung — so sind halt die Menschen hier, so spielt sich ihr Dasein ab, so bildeten sich ihre inneren und äußeren Spuren von der Vergangenheit der Historie zum Jetzt und Künftig — auch der Landschaft, dem Geroldsecker Land, das nicht nur für mich wunderbare, reiche Gepräge verleiht. Und will ich auch nur ganz einfach und persönlich davon reden, so spiegelt daraus vielleicht doch, gewissermaßen schlaglichterhaft, ein Stück des Gültigen, das gemeint ist.

Die Spannweite der sechshundert Meter und oft viel weniger Höhenunterschiede von den einzelnen Berggipfeln bis hinab zum Rhein, was umfaßt sie nicht! Freilich, da zeigt sich's nicht als Hochschwarzwald, aber zuweilen dünkt's mich echterer Schwarzwald, wenn auch ungerühmt in der Verlorenheit kleiner Seitentälchen, alter Höfe, in der ländlichen Trachtenschönheit, die auch anders noch in der Ebene gilt, und trotz Langenwinkeler Düsenjägerlärm, der sich nicht auf einen kleinen Bereich beschränkt, sondern oft die ganze Landschaft überdonnert, ruht das Land im Licht und Wolkenwechselschein, dem sanften Gesetz der Städtlein und Dörfer und Weiler hingegeben, mit denen es bestickt ist, und die Fernstraßen, die großen Wege, die Autobahn sind nur Bänder hindurch und darüber hin, mehr nicht.

Das ist keine romantische Sicht, die ich habe. Nein, keineswegs. Ich sehe die Veränderungen der Welt und lebe mit ihnen und in ihnen, wie ich die Lahrer Hochhäuser, die Überlandleitungen, die Grenzen und Entfernungen aufhebenden Verbindungen einrechne. Dergleichen zählt nicht nur dazu, sondern steht an erster Stelle. Und das ist gut und notwendig so, denn wie ließe sich sonst existieren? Aus der einstigen Gespaltenheit geistlicher und weltlicher Herrschaften ist ein einziger großer Landkreis geworden und gewachsen, den verschiedene Geschichte, verschiedene Konfessionen längst zusammengefügt haben, so daß man das Ganze im Hinübergreifen in die nahe und fernere Nachbarschaft als schöne Einheit empfindet. Und eben unterm Zeichen des „sanften Gesetzes“, das die Vielfalt in geologischer Hinsicht, in Flora und Fauna, im Blick auf das Gewesene und Geleistete von Menschenhand birgt. Unendliches ließe sich da aufzählen, doch wo beginnen, wo enden? Aus der Fülle die Perlen zu sondern, fast erscheint es ungerecht, denn — den landschaftlichen Rahmen weit fassend, der edle Bauwerke, Kunst, ganze Orte, Male der Geschichte und der Erinnerung einbezieht — auch das Kleine, Unbeachtete ist in seiner Weise oft groß und nicht geringer als das von vielen Gerühmte. So ist es vielleicht kein Kunststück, den Reiz der Lahrer Stadtlandschaft mit so manchen schönen Architekturen, gepflegten Parks, den herrlichen, stimmungsträchtigen Rundumblick vom Schutterlindenberg, das freie Erhobensein auf der Geroldsecker Schloßhöhe,



Schloß Mahlberg bei Lahr

Öl, Wickertheimer



Schuttertärer Trachtenmaidli

Foto-Hoog, Lahr

die Barockidylle Ettenheims, Sankt Landolins lichtgewobenen Glanz, Mahlbergs geschichteumwobenen Basaltbuck, die ehrwürdige Benediktinerreminiszenz von Schuttern, Friederike Brions stille, letzte Stätte, den südöstlichen Eckpfeiler des Landkreises, nämlich den Hünersedel mit seiner wenig vergleichbaren Aussicht, und ähnliches zu loben. Oder das freundliche Schuttertal insgesamt, das seine ländlich-landschaftlichen Kostbarkeiten nicht gleich aufdeckt und für jeden offen zeigt.

Den „Rennweg“ zu laufen oben auf den Höhen von Wallburg und dem schlößleschönen Schmieheim, Marie Ellenrieders Bilder im Kapellchen oberhalb Kippenheim anzuschauen oder drunten in der Pfarrkirche die gotischen Altartafeln zeitloser Schönheit — wer hält schon inne, wenn er vorüberkommt? Auf dem Langenhard Wein zu trinken, das gehört dazu, aber, wenn man's weiß, sich die Quellen etwa vom Friesenheimer Ruländer zu erschließen oder vom Altdorfer Spätburgunder, das muß verstanden sein. Und das alles bildet das schmeckbare, sichtbare Wesen der Landschaften mit. Ich liebe den so schlichten Barock der Ringsheimer Kirche oder den von Friesenheim, in den elzwasserdurchflossenen Park des Ruster Schlosses schleiche ich mich ab und zu (ich geb's zu, heimlich und unangemeldet, doch wie gelangt man sonst in diesen halb verwunschenen Zaubergarten?) und träume mich, wenn es niemand sieht, auf der Terrasse in verschollene Zeiten, da der „Musikbaron“ hier noch lebte; das bescheiden zurückliegende Heiligenzell habe ich gern, von Burghaims Romanik, auf die bald ein Jahrtausend blickt, brauche ich gar nicht zu sprechen, und die Fachwerkverschlafenheit der Rieddörfer, in denen

soviel Leben herrscht, ist nur ein Punkt im malerischen Bild der Landschaft. Als Bub in einem der Kalksteinbrüche kratzend und hämmernd holte ich mir ein Ammonshorn aus dem Gefels; da ging mir das reiche Gefüge des Landes auf, ich lernte die Sprache von Gneis und Granit zwischen Schweighausen und Schönberg, unterschied bald, wo Porphy, der Buntsandstein, Löß, Sand und Kies den Boden bestimmen, und das, was darauf wächst und gedeiht — nein, ich bin kein besonders gelehriger Schüler gewesen, nur einer, der auch in der Lahrer Gegend auf manches hinhörte, das zu hören ist: Nämlich die Melodie der Landschaft, der Heimat. Von da an klingt sie mir immer wieder, sei es auf dem Schellenmärkt am Fohrenbühl, aus den wuchtigen Rundtürmen des einstigen Schlosses Dautenstein, den Wandmalereien der Oberschopfheimer Gutleutkirche, dem Aufflug eines Fischreihers im Altwasser des Rheins, der zart duftenden Rebbblüte, dem Fund eines zerbrochenen Steinbeils, der Sprache, der Arbeit und dem Werk der Großen und Unbekannten, die je hier wirkten. Und Ludwig Auerbachs, der in Seelbach starb, einziges Lob des Schwarzwalds, der Landschaft hier, fällt mir stets dabei ein.



Storchenturm — Rest des um 1200 erbauten Wasserschlosses der Herren von Geroldseck Foto-Dieterle, Lahr



Lahr am Schwarzwald

Foto-Gaiser, Lahr

Das Stadtbild von Lahr und seine Entwicklung

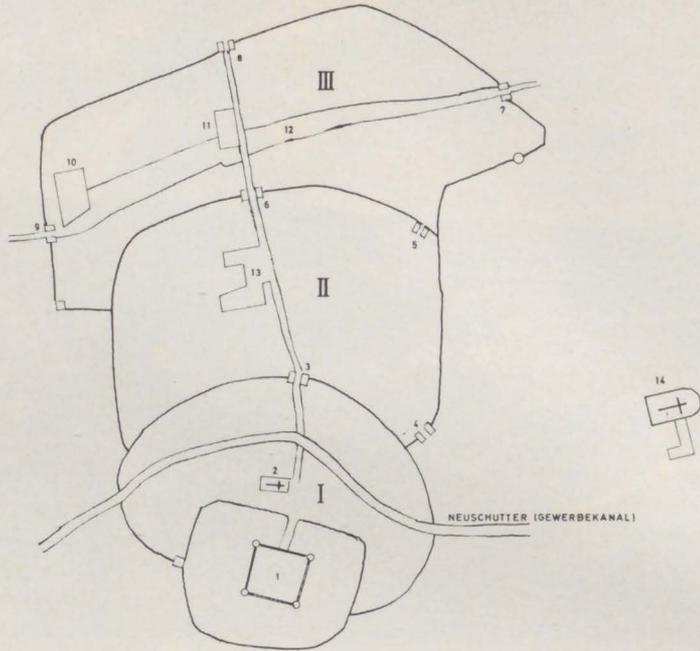
Von Oberbürgermeister Dr. Philipp Brucker, Lahr

Am Anfang stand kein Plan, nach dem, wie zum Beispiel bei den Gründungen der Herzöge von Zähringen in Bern oder Freiburg im Breisgau, eine Stadt erbaut wurde. Am Anfang stand auch kein Dorf, das sich mit wachsender Bedeutung zur Stadt entwickelte. Am Anfang Lahrs stand ein mächtiges, kraftstrotzendes Wasserschloß.

Lange nachdem die Römer ihre Militärstation an der großen Nachschubstraße, die entlang der Vorbergzone von Basel gen Norden zog, aufgegeben hatten, lange nachdem im Dorfe „Tuntelinga“, dem heutigen Stadtteil Dinglingen, schon im 10. Jahrhundert Ackerbauern siedelten, und lange nachdem die im 8. Jahrhundert gegründete Peterskirche im heutigen Stadtteil Burgheim 1035

zur Mutterkirche geweiht worden war, — lange danach, um 1250, baute Walter I. von Geroldseck in der Schutterniederung sein von vier mächtigen Rundtürmen flankiertes Wasserschloß. Mit Walter I. standen die Geroldsecker, aus dem urkundlich auch heute nur schwach erhellbaren Dunkel des 12. Jahrhunderts überraschend auftauchend, schon auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Vom Schwäbischen bis hinüber ins Elsaß reichte ihr Besitz. Walters Söhne Hermann und Walter unterstrichen die Bedeutung des Hauses, als der eine kaiserlicher Landvogt im Elsaß und in der Ortenau, der andere aber Bischof von Straßburg wurde. Dann aber riß eine schwere Auseinandersetzung dieses Bischofs mit der Straßburger Bürgerschaft

Die drei „Ringe“ der mittelalterlichen Stadtanlage



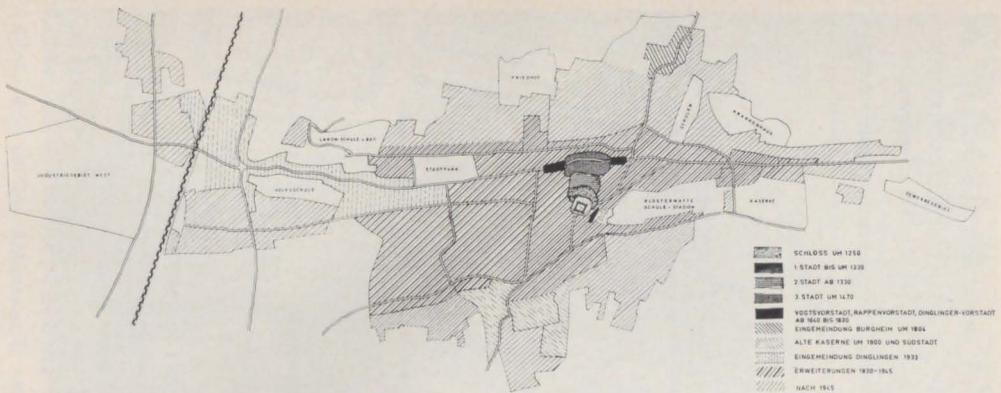
- 1 SCHLOSS
- 2 SCHLOSSKAPELLE
- 3 FULHABERTOR
- 4 VOGTSTOR
- 5 ALTES RAPPENTOR
- 6 FRIESENTOR
- 7 NEUES RAPPENTOR

- 8 OBERTOR
- 9 DINGLINGER TOR
- 10 NEUES SPITAL
- 11 RATHAUS v. 1808
- 12 LANDSTRASSE INS SCHUTTERTAL
- 13 MARKTPLATZ
- 14 KLOSTER (STIFTSKIRCHE)

beide in den Tod und das Haus Geroldseck nach der Teilung, die dem Tode Walters I. im Jahre 1277 folgte, in den langsam fortschreitenden Niedergang.

Am Anfang stand dieses Geroldsecker Wasserschloß, von dem uns wenigstens noch der Nordost-Turm, der „Storchenturm“ mit einigen Außenwandteilen des Palas, erhalten geblieben ist. Dieses Schloß in der Schutterniederung, vielleicht an der Stelle eines bescheidenen Wohnturmes erbaut und diesen im Innenhof bergend, war der Ansatzpunkt einer in drei Ringen nach Norden wachsenden Stadt. Sie stieg dabei mäßig dem Hang des vom Schwarzwald zur Rheinebene ziehenden Lößhügels, der im Schutterlindenbergs seine höchste Erhebung erreicht, entgegen.

Da die erste Stadt, wohl am Ausgang des 13. Jahrhunderts mit dem Stadtrecht beliehen, in ihrer Anlage nicht klar faßbar ist, hat sich an ihr auch der Streit entzündet. Professor Winfried Knausenberger, der sich um die Erforschung des mittelalterlichen Lahr sehr verdient gemacht hat, nahm aufgrund seiner intensiven Bürgerbuch-Forschungen an, daß das Geroldsecker Wasserschloß zunächst nur auf seiner südlichen Hälfte einen Teich besaß, während sich im Norden die erste Stadt unmittelbar an die Burg angeschlossen habe. Sie hätte dann von der Burg bis zu einem nördlichen Schutterarm, dem heutigen Gewerbekanal, gereicht, und wäre bald schon nach der Stadterhebung durch den Bau einer Ringmauer bis



Skizze zur Entwicklung der Stadt Lahr von 1250 bis zur Gegenwart

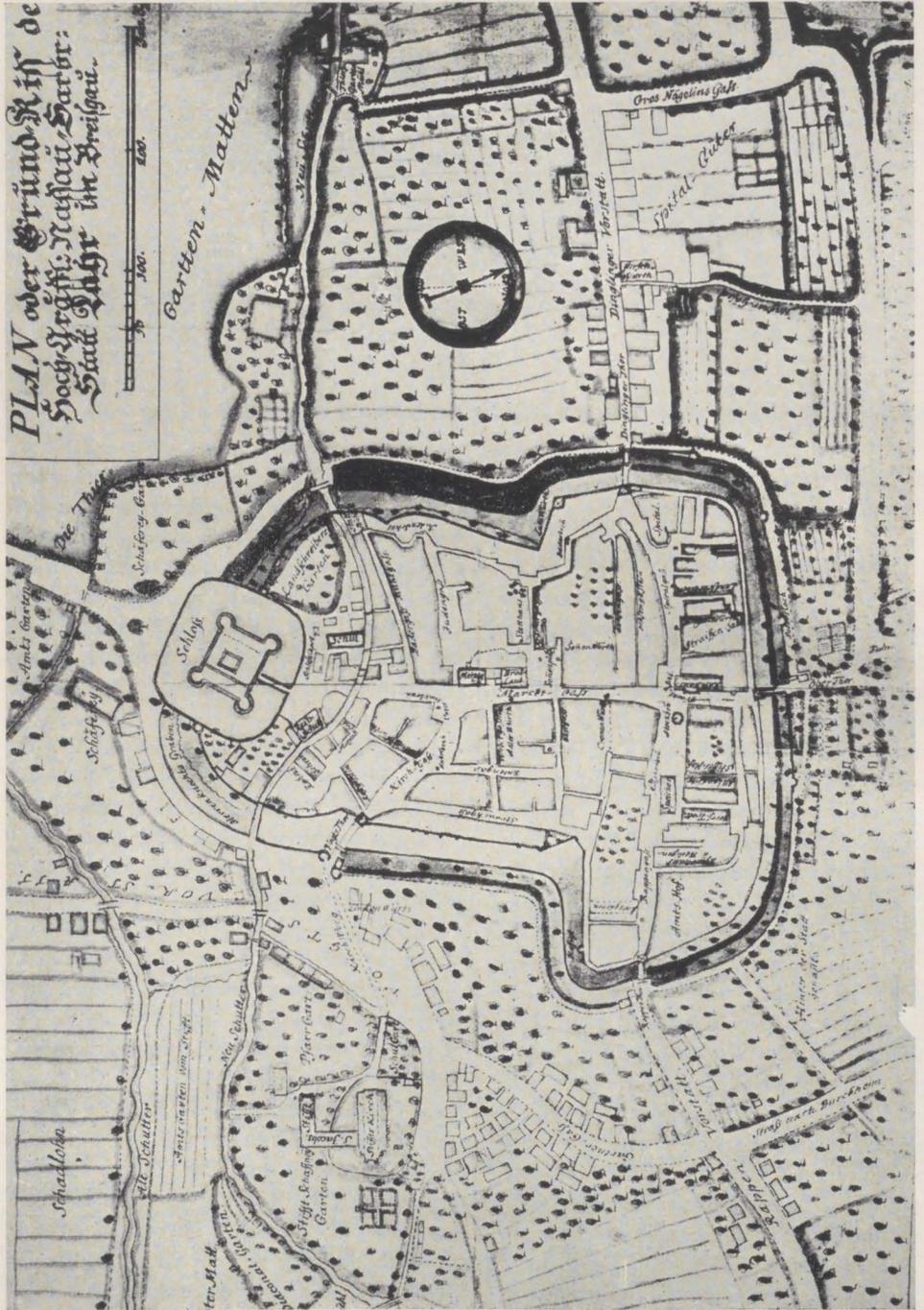
zum Fulhabertor auf Höhe des heutigen Rosenbrunnens erweitert worden.

Zunächst nur eine „Vorburg“?

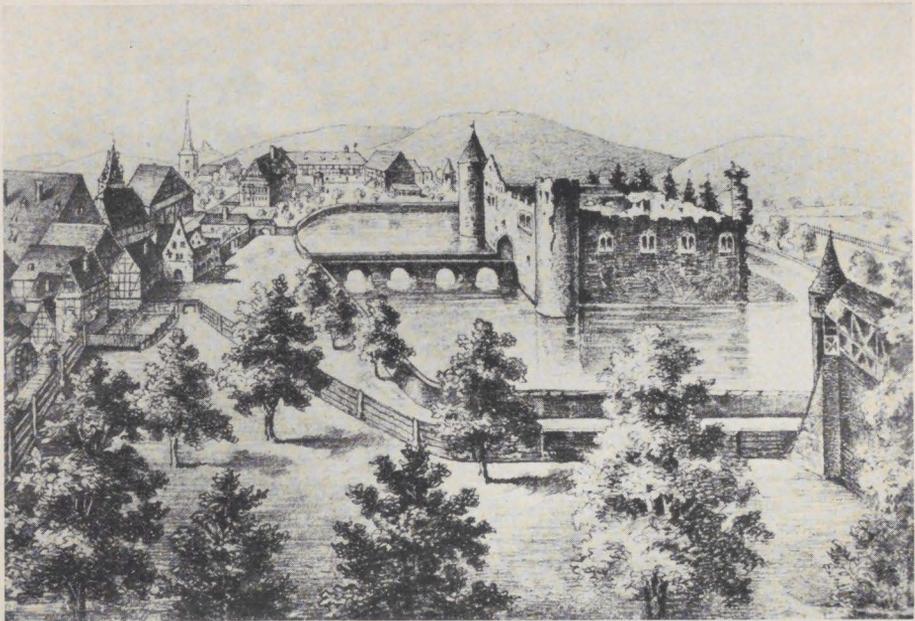
Ich habe mich sehr intensiv mit Knausenbergers These befaßt und ich weiß, wie leidenschaftlich er sie bis zu seinem Tode im Jahre 1966 vertreten und mit vielen guten, fundierten Argumenten verteidigt hat. Ich vermag ihm dennoch nicht — oder noch nicht! — zu folgen. Ich kann es schon deswegen nicht, weil ich glaube, daß nur ein hälftiger Wassergraben dem Sinn dieses Wasserschlosses einfach zuwiderlaufen würde. Ich wundere mich darüber hinaus, daß — soviel ich die Literatur übersehe — noch nie die Frage nach einer „Vorburg“ aufgeworfen worden ist. Dabei muß ein so mächtiges Schloß, wie das der Geroldsecker in Lahr, sicherlich eine Art Vorburg gehabt haben. Wenn man sich vorstellt, was für eine „Großbaustelle“ — auch nach heutigen Begriffen — dieser Schloßbau darstellte, so wird man sicher einräumen, daß die vielen Menschen, die an dieser Baustelle eingesetzt waren, für eine längere Zeit untergebracht werden mußten: Steinmetzen, Maurer, Handlanger, Fuhrleute, Zimmerleute und viele andere, ganz zu schweigen von jenen, die die „Wirtschaft“ führten, denn so viele Leute am Bau mußten ja auch verköstigt werden und hatten

ihren Durst! Auch die Tiere mußten untergestellt sein, Wagen, Geräte, Material, so daß wohl deutlich wird, daß diese „Baustelleneinrichtung“, wie wir heute sagen würden, eine beträchtliche Fläche in Anspruch nahm. Dieses Areal aber mußte geschützt sein, denn das Schloß wurde ja in unruhigen Zeiten erbaut und es sollte einmal selbst Schutz bieten!

Ich nehme daher an — das kann nicht mehr als eine Annahme sein! —, daß sich nördlich der Schloßbaustelle zunächst jene vielleicht nur durch Wälle und Zäune gesicherte „Vorburg“ entwickelte mit Unterkünften, Werkstätten, Trinkstuben, Ställen, vielleicht auch schon der Kapelle und der Wohnung des Geistlichen. Sie wurde bald mit einer Ringmauer umgeben und, nachdem sich weitere Bewohner, wie Bedienstete der Herrschaft und Handwerker angesiedelt hatten, zur Stadt „aufgestuft“. Diese Stadt um 1300 ist für mich der erste Ring in diesem nach Norden wachsenden Gebilde. Sie hatte anscheinend, und auch das könnte für den Charakter einer Vorburg sprechen, nur ein Tor, das „Fulhabertor“. Diese kleine Stadt muß sich, getragen von der Kraft des Hauses Geroldseck, rasch weiter entwickelt haben, denn schon in einer Tennenbacher-Urkunde vom 23. März 1338 wird das „Friesentor“ genannt, das zur Stadt des Lahrer Bürger-



Der sogenannte „Nassauer-Plan“ vom Anfang des 18. Jahrhunderts zeigt sehr schön das Geroldsecker Wasserschloß und die sich nördlich anschließende mittelalterliche Stadt



Ruine der Lahrer Tiefburg im XVIII. Jahrhundert

buchs gehört, und damit zu jenem zweiten Ring, der die erste, wohl um 1330 erfolgte Stadterweiterung markiert.

Die erste Stadterweiterung

Mit dem Bürgerbuch des Jahres 1356, das mit seinen 48 Pergamentseiten eines der kostbarsten Stücke des Stadtarchivs ist, gewinnen wir schon soviel sicheren Boden unter unsere Forscherfüße, daß wir diese Stadt, unterstützt von späteren Plänen, ja selbst vom Grundriß der heutigen Altstadt, fast nachzuzeichnen vermögen. Drei Stadttore hatte sie: das Vogtstor nach Südosten, das Rappentor nach Osten und das Friesentor nach Norden. Und dann folgen im Bürgerbuch, neben einer wahren Fundgrube für Bürgernamen und Berufsbezeichnungen, jene „Fixpunkte“, die uns das Bild dieser Bürgerbuch-Stadt so lebendig machen: die Burg, die Kapelle, die Badstuben, die Brücken, die Brunnen, das Spital, die Zehntscheune, die Trinkstube, die Herrentrinkstube, die „Käfige“, die Fleischbänke und die Brotlaube, die Pre-

digerherberge, die Stadtmühle, die Trotten, die Stadthäuser der Adligen und der Klöster und vieles anderes mehr. Professor Knausenberger hat uns zusammen mit seinen Schülern diese Stadt so zum Leben erweckt, daß wir fast darinnen zu „spazieren“ vermögen.

Die zweite Stadterweiterung

Wohl 100 Jahre lang reichte dieser von der zweiten Stadtmauer umschlossene Raum für die Bürgerschaft aus, wenn auch einige wenige ihre Häuslein vor den Toren der Stadt im Bereich des 1259 von Walter I. gestifteten Klosters und Spitals, der heutigen „Stiftskirche“, bauten. Die Landstraße aber, die von der Rheinebene her das Schuttertal aufwärts und über den Schönberg auch in das Kinzigtal zog, war bis dahin in geziemendem Abstand nördlich an der Stadt „Lare“ vorbeigezogen. Jetzt aber schickte man sich an, diese wichtige Straße in die Stadt „her-einzuholen“. Man erreichte dies um 1420 durch die zweite Stadterweiterung, die diese Landstraße zwischen Dinglinger-Tor und



Alt-Lahr

Nach einem alten Stich

neuem Rappentor einschloß. An ihr lagen Spital, Landschreiberei, Rathaus, Stiftschaffnerei, herrschaftlicher Speicher und Amtshaus. So verlagerten sich wichtige Gebäude, die früher wohl weiter südlich am Marktplatz gelegen waren, in diesen dritten Ring, während das Schloß im Süden, nachdem das Haus Geroldseck-Lahr im Jahre 1426 ausgestorben und die Herrschaft auf Mörs-Saarwerden und Nassau übergegangen war, nur noch als „Kaserne“ für eine kleinere Besatzung und als Archiv diente.

Bis in das 19. Jahrhundert hinein bewahrte die Stadt mit ihren drei Ringen diesen Grundriß, auch wenn 1677 das Feuer der Heere des französischen Marschalls Créqui das Schloß und viele Häuser der Stadt zur Ruine niedergebrannt und das mittelalterliche Lahr bis auf wenige Reste fast völlig ausgeglüht hatte. Über 100 Jahre brauchten die von Tatkraft und Initiative getragenen Lahrer, um die Stadt innerhalb der stehengebliebenen Mauern und Tore wieder aufzubauen und den Grundstock für die entschei-



Malerischer Winkel aus Alt-Lahr

dende Umwandlung von der zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen, ausgebrannten früheren Residenzstadt der Geroldsecker zum bedeutenden badischen Handelsplatz zu legen.

Als die französische Revolution Europa erschütterte, die Lahrer ihr später zum Festsensruf „Seirassa!“ umgedeutetes, revoluzzerisches „Ça ira!“ schrien und Napoleon bald

danach Europa in den harten „Schwitzkasten“ seiner Kontinentalperre nahm, da nutzten die Lahrer die einmalige Chance und spielten sich und ihren Handel geschickt in den Vordergrund. Da das Elsaß in das französische Zollgebiet einbezogen worden war, konnte Lahr anstelle Straßburgs als Handelsstadt in die Bresche springen. Vom Handel mit Hanf, Leinwand, Tuchwaren und Wei-



Altes Rathaus von Lahr, erbaut 1608, vor dem Umbau

nen gelang dann im 19. Jahrhundert die Umstrukturierung zur Industriestadt, wobei das aus den Handelsgeschäften erarbeitete Kapital beim Aufbau bedeutender Unternehmen half.

Villen und Parks

Spiegelbild dieser auch im geistigen Habitus Stadttore und Stadtmauern sprengenden Bürgerschaft sind jene Villen und Gärten, die im Osten, im Westen und im Süden der

Stadt als kleine Herrschaftssitze entstanden und der Bürgerschaft des 20. Jahrhunderts jene herrlichen öffentlichen Parkanlagen, wie Stadtpark und Friedrich-Maurer-Park, bescherten, die Lahr neben seiner landschaftlichen Lage heute so anziehend machen.

Die Vogtsvorstadt zwischen Vogtstor und Stiftskirche, die Rappenvorstadt ostwärts des Rappentores und die Dinglinger Vorstadt westlich des Dinglinger Tores hatten schon im 17. Jahrhundert Ansätze einer Stadter-



Hochhäuser im modernen Weststadteil

weiterung gezeigt. Und jetzt, in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, war es endlich so weit, daß die Stadt wie in einem großen Erwichen Mauern und Tore sprengte und in den großflächigen Raum der Schuttermulde hinausgriff. Daß dabei, „um Luft“ in des Wortes wahrster Bedeutung zu schaffen, auch die Stadttore niedergerissen wurden, mag bedauerlich, aus der damaligen Stunde heraus jedoch auch verständlich sein. Man wollte heraus aus dem mittelalterlichen „Panzer“, der die Entwicklung hemmte, wollte Anschluß finden an die Welt, in der es Handel und Wandel gab.

Schon 1757 hatte man dem Fürsten von Nassau die umfangreiche Ruine des Geroldsecker Schlosses abgekauft, die Mauern abge-

tragen und die Marktstraße der Schutter entgegen und über sie hinweg verlängert, um der Stadt jetzt auch eine Entwicklung nach Süden zu verschaffen. Das war erforderlich, denn im Westen riegelte die Gemarkung der Gemeinde Dinglingen die Möglichkeiten kraftvoller Ausdehnung noch ab.

Der Weinbrenner-Plan

400 Jahre lang hatte sich dieses, in den engen Grenzen der zweifach erweiterten Stadtmauer gehaltene Bild der kleinen Stadt nur wenig verändert. Nun, da sich Lahr anschickte, die Mauern zu sprengen und die Talaue zwischen den Hügeln der Vorbergzone zu „erobern“, geschah das Erstaunliche. Der großherzogliche badische Oberbaudirek-



Lahr

Öl, Wickertsheimer

tor Friedrich Weinbrenner, der der Landeshauptstadt Karlsruhe bei der Stadterweiterung zwischen 1790 und 1825 den Stempel seines außergewöhnlichen Könnens aufdrückte, fertigte in den Jahren 1810—1813 einen „Bauplan für die Vergrößerung der Stadt Lahr“. Vorhergegangen waren die 1804 an den Stadtrat gerichtete Aufforderung des Oberamtes, einen Plan „zur künftigen besseren Organisation der Stadt Lahr“ zu entwerfen, sowie die 1805 beschlossene Einteilung der Stadt in 6 Quartiere. Dabei war die 1804 Lahr einverleibte kleine Siedlung Burgheim, die vom 13. bis zum 16. Jahrhundert sogar die Gemeindegemeindekirche Lahr's beherbergt hatte, in die Neuorganisation einzubeziehen.

Weinbrenners Plan ist glücklicherweise erhalten, so daß wir heute noch zu beurteilen

vermögen, wie grundlegend er das Bild Lahr's verändert hätte, wenn . . . Aber hier kommt eines der für die Geschichte Lahr's und auch für den eigenwilligen Charakter der Lahrer so typischen „Wenn“, denn der Weinbrennersche Plan wurde unverzüglich nach seiner Vorlage von allen Seiten berannt, verwässert und schließlich ganz zum bloßen Aktenstück degradiert. Ob das aus heutiger Sicht ein Vor- und Nachteil war, möchte ich dahingestellt sein lassen. Allerdings scheint nach jenen harten Auseinandersetzungen um den Weinbrennerplan, die bis 1834 andauerten, den Lahrer Stadtvätern die Lust für weitere Stadtplanungen vergangen zu sein, so daß man erst 1955 wieder an die Aufstellung eines Generalbebauungsplanes heranging. Das aber scheint mir auf alle Fälle eindeutig ein Nachteil gewesen zu sein . . .



Schuttertal bei Lahr

Öl, Wickertsheimer

Eine Chance wurde vertan

Weinbrenner wollte westlich an die mittelalterliche Stadt eine neue Stadt anschließen, die eine kleine Reverenz an den genialen Plan der Fächerstadt Karlsruhe gewesen wäre. Vom heutigen Neuen Rathaus und vom mittelalterlichen Dinglinger Torturm wären, wie die Schenkel eines spitzen Winkels, zwei breite Straßen zum neuen Dinglinger-Tor-Platz gezogen und hätten sich dort mit der als Mittelachse gedachten Marktstraße vereinigt, die vom Dinglinger-Tor-Platz im Westen über den großzügig gestalteten, rechteckigen Marktplatz mit der neuen Kirche zum Herzen der Altstadt im Osten geführt hätte. Nur die Schillerstraße und die Poststraße, die heutige Luisenstraße, wurden entsprechend diesem Plan gebaut. Dann hatten Kurzsichtigkeit und kleinliches Eigeninteresse einzelner Bürger den Plan zum Einsturz gebracht. Eine Chance, die Stadt zügig

und planmäßig nach Westen, der Gemeinde Dinglingen entgegen, zu entwickeln, war vertan. Was folgte, war lediglich ein „Ausufern“ der mittelalterlichen Stadtanlage, wobei sich die Vorstädte vergrößerten und da und dort Villen am Südhang der Hügelwelle zwischen Burgheim und Schutterlindenberg emporkletterten.

Lahr wird Garnisonstadt

Als die Bemühungen der Stadt, eine große Garnison zu erhalten, 1897 Erfolg hatten, setzte eine starke Bautätigkeit im Süden der mittelalterlichen Stadtanlage, jenseits der Schutter, ein. Über 18 Hektar Gelände wurden für den Bau ausgedehnter Kasernenanlagen benötigt. Um dieses Areal herum gruppierte sich nach und nach die Südstadt. Sie wurde 1919, als der Verlust der Garnison Lahr empfindlichen wirtschaftlichen Schaden und einen starken Einwohnerrückgang zu-

fügte, zu einem Stadtteil, den Industrie-
betriebe und Wohnviertel prägten.

Entwicklung nach Westen

Entscheidend veränderte sich das Stadtbild 1933, als die Gemeinde Dinglingen auf Anordnung der Regierung nach Lahr eingemeindet wurde. Mit einem „Federstrich“ wurde vollzogen, was man in Lahr Jahrzehnte lang erstrebt und durch Verhandlungen und Gespräche nicht erreicht hatte. Wenn dieser „Kraftakt“ auch da und dort bei Alteingesessenen noch schmerzen mag, so wird doch jedermann einräumen, daß er logisch und für beide Teile auch nicht nachteilig gewesen war. Lahr war jetzt erst die Möglichkeit gegeben, sich Zug um Zug aus seiner verkehrungünstigen Lage im Schuttertalausgang zu befreien und Anschluß an die Verkehrsströme in der Oberrheinebene zu gewinnen. Gleichzeitig war die noch einzig mögliche Entwicklung der Stadt, eben die nach Westen, sichergestellt.

Realisiert werden konnte die Verschmelzung beider Gemeinwesen und die Heranführung Lahrs an die Rheinebene allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg, da in den Jahren zwischen den beiden Kriegen die wirtschaftliche Kraft zu Verschnaufpausen zwang und man auch in Lahr die Bedeutung einer weitreichenden Stadtplanung kaum erkannte.

In die Zukunft weisender Plan

Nachdem schon ab 1952 Wohnbauten für die damalige französische Garnison das Neubaugebiet im Westen bis fast an die Bundesstraße 3 herangeführt hatten, zeigt der 1955 aufgestellte und 1964 bis 1967 überarbeitete Flächennutzungsplan Lahr mit seinen jetzt 25000 Einwohnern, zu denen noch 7000 Kanadier kommen, den Weg in eine viele Tore aufstoßende Zukunft. Er ist für eine Einwohnerschaft von rund 40000 Menschen ausgelegt und bringt mit einer großzügigen Verbesserung der Infrastruktur auf vielen Gebieten die Möglichkeit, Lahr zu jenem Zentrum

auszubauen, das seine Funktionen innerhalb des sich mächtig rührenden oberrheinischen Wirtschaftsgebietes erfüllt.

Wohngebiete an den Hängen nördlich und südlich der Altstadt haben viele schöne Wohnlagen bereits erschlossen, das Schuttertal aufwärts ist die Stadt mit der Nachbargemeinde Kuhbach fast zusammengewachsen, und draußen im Westen bildet das alte Dorf Dinglingen mit seiner schönen Barockkirche nur noch einen kleinen Kern der großen, modernen Weststadt, die längst über die Bundesstraße 3 und die Rheintalbahn hinausgegriffen hat und sich mit Wohnvierteln und dem neuen Industriegebiet-West schon breit in die Rheinebene erstreckt.

Wer heute auf dem Schutterlindenberg steht und hinab auf die die breite „Schuttermulde“ füllende und die Hänge hinaufkletternde Stadt blickt, der hat Mühe, in dem Gewirr von Häusern, Straßen, Grünanlagen, Schornsteinen und Türmen noch den festgefügteten Kern der Altstadt zwischen Storchenturm und Altem Rathaus zu erkennen. Und nur wenn er auf dem Porphyrykegel, der das Schuttertal überragt, die Ruinen der Burg Hohengeroldseck sieht, erinnert er sich der Herren von Geroldseck, die mit dem Bau ihres Wasserschlosses in der Mitte des 13. Jahrhunderts die ersten kraftvollen Striche dieses Lahrer Stadtbildes zeichneten. Ein Bild, das heute so einladend farbenfroh ist und fast den von dunkelbewaldeten Bergen und obst- und weinreichen Hügeln gebildeten Rahmen sprengt, um bald schon über die Stadt hinauszudeuten in die Raumschaft Lahr. Tröstlich zu wissen aber, daß nicht nur das Stadtarchiv mit Bürgerbuch, Urkunden und alten Plänen die Erinnerung an die drei Lebensringe dieser in Jahrhunderten gewachsenen, so liebenswerten Stadt bewahrt, sondern eine verantwortungsbewußte, dem Vergangenen verpflichtete und dem Zukünftigen hingeebene Stadtplanung auch um die Bewahrung des historisch Wertvollen weiß und sich nicht im ausschließlichen Niederrei-

ßen bestätigt fühlt, sondern im behutsamen Hinübernehmen des aus der schicksalsschweren Geschichte uns in Bruchstücken noch Geliebten. Denn Städte haben wie Menschen ihre Lebensgeschichte, und wie die Menschen wachsen und reifen auch sie. Spiegelbild dessen aber vermag das Stadtbild zu sein, das zutiefst deutbar wird, wenn man sich nur die Mühe macht, hineinzublicken . . .

Literatur:

Ferdinand Stein: „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebung“, Lahr bei I. H. Geiger 1827.

Max Wingenroth: „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band VII, Kreis Offenburg, Tübingen 1908.

Walter Beck: „Die Stadt Lahr im 18. und 19. Jahrhundert“, Eine baugeschichtliche Studie, Moritz Schauenburg, Lahr 1913.

Käthe Roth: „Die Stadt Lahr“, Bundesanstalt für Landeskunde und Raumforschung, Bad Godesberg 1961.

Winfried Knausenberger: „Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte von Lahr und Umgebung“, Lahr 1954.

Flächennutzungsplan der Stadt Lahr, II. Ausgabe 1967.



Hochwasser am Rhein bei Kappel/Rheinau

phot. H. Kleiber

Über die Pflanzenwelt im Landkreis Lahr

Von Hans Kleiber, Freiburg i./Br.

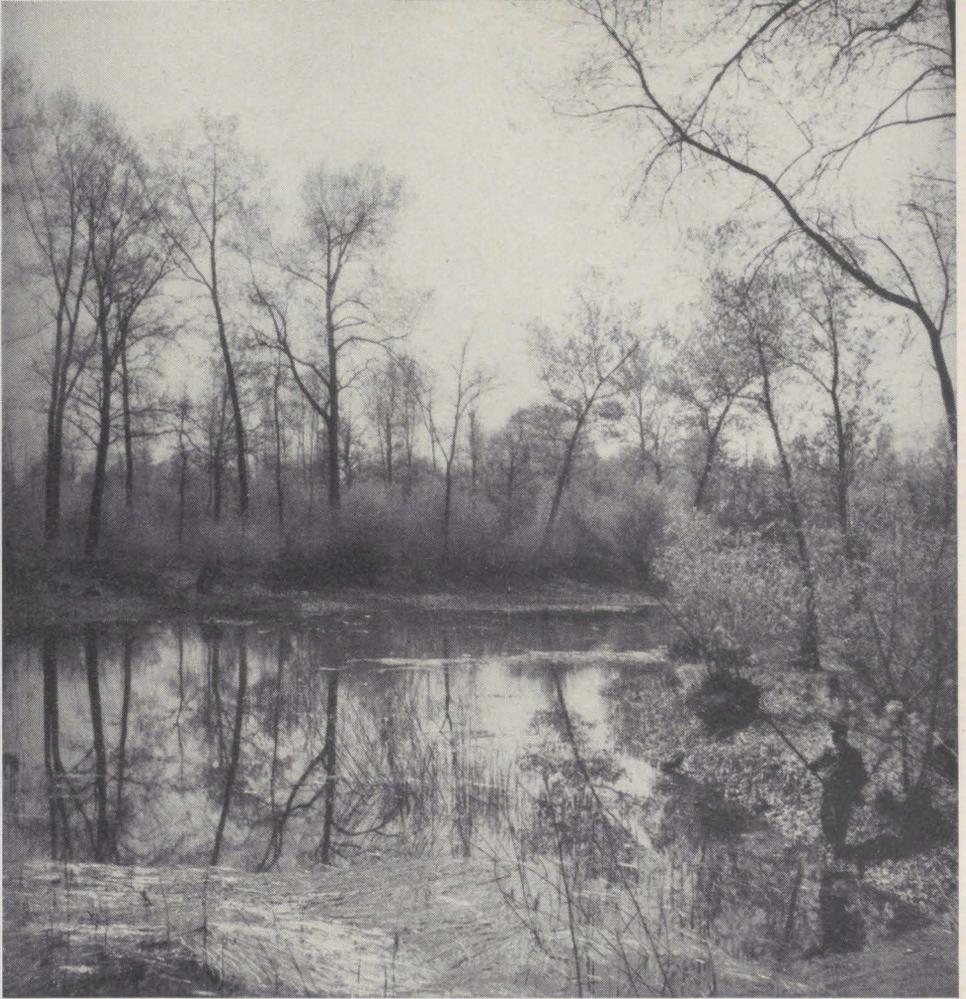
Das Bild unserer heutigen Vegetation ist das Ergebnis einer Entwicklung von Millionen von Jahren, ein Prozeß, dem alles Lebende unterworfen ist und der sich auch in der Gegenwart noch unaufhaltsam fortsetzt. Soweit die Ursachen für diese Vorgänge natürliche sind, vollziehen sie sich in einem überaus langsamen Tempo, deren Auswirkungen in einem einzelnen Menschenleben nicht sichtbar werden. Sofern aber der Mensch die Wandlungen hervorruft oder unterstützt, können die Änderungen sehr wohl im Verlaufe einer Generation verfolgt und beobachtet werden.

Die letzten Veränderungen in unserer Flora, die deren Gesicht bis heute noch im wesentlichen bestimmen, waren die Pflanzenwanderungen, die sich in Auswirkung der verschiedenen Eiszeiten und der dazwischenliegenden Wärmeperioden abspielten; nordische kälteertragende Pflanzen kamen und blieben, wo sich die entsprechenden klimatischen Voraussetzungen nicht allzusehr änderten. Weitere Einwanderungen erfolgten in den wärmeren Zeiten von Süden und Südosten, auch aus dem Zentrum des eurasischen Kontinents von Osten. Das sich hieraus ergebende Florenspektrum der verschiedenen Herkünfte ist jedoch gerade im Kreis Lahr nicht so weit gespannt wie beispielsweise im Raume Freiburg. Es fehlen hier völlig die Voraussetzungen für das Verbleiben arktischer und alpiner Pflanzen, wie das im Feldberggebiet der Fall ist. Auch die sogenannten Steppenheideformationen, die andernorts reiche Relikte aus Wärmezeiten aufweisen, wie z. B. im Kaiserstuhl, sind im Kreis Lahr nur wenig verbreitet oder, was wichtiger ist, vom Menschen grundlegend verändert und intensiv bebaut worden.

Wir haben es daher im Kreis Lahr im wesentlichen mit einer mitteleuropäischen

Pflanzengesellschaft zu tun, die, seitdem der Mensch vom umherziehenden Jäger und Sammler zum sesshaften Bauern wurde, in stärkstem Maße umgestaltet wurde; wir finden daher, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum mehr völlig natürliche, vom Menschen unbeeinflusste Vegetationsbilder vor. Das Kreisgebiet ist eben in seiner Gesamtheit teils landwirtschaftlich, teils als Wald zu bewirtschaften, und von diesen Möglichkeiten ist auch voller Gebrauch gemacht worden. Völlig natürliche Pflanzenvorkommen, wie z. B. in den Alpen, in den urwaldähnlichen Beständen der höheren Gebirge oder in Sümpfen und Mooren, suchen wir im Kreis Lahr vergebens. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß nicht dennoch eine reiche Flora übriggeblieben ist dank dem Bestreben der Pflanzen, alle Flächen zu besiedeln, die sie nur irgend erobern können.

Wenn wir also die naturbedingten Wandlungen des Pflanzenbildes im Rahmen dieser Betrachtung übergehen können, so muß um so mehr der Einfluß des Menschen hervorgehoben werden. Die augenfälligsten Umgestaltungen riefen die verschiedenen Rodungsperioden hervor, die die heutige Verteilung von landwirtschaftlich genutzten Flächen und Wald bestimmten, der dabei im wesentlichen auf Orte zurückgedrängt wurde, wo landwirtschaftliche Nutzung schwer oder gar nicht möglich ist. Diese Entwicklung ist schon seit längerer Zeit zu einem gewissen Stillstand gekommen. Waldverluste neuerer Zeit werden z. Z. durch Aufforstung landwirtschaftlich ungeeigneten Geländes mehr wie ausgeglichen. Ein weiterer, unsere Landschaft und Pflanzenwelt einschneidend ändernder Eingriff war die Kultivierung der Lößvorberge mit einer Fläche von rund 6000 ha, die in den Wärmezeiten nach der



Rheinwald bei Ottenheim

phot. H. Kleiber

Eiszeit vornehmlich mit wärmeliebenden Pflanzen aus Süd und Südost besiedelt wurden, vom Menschen aber wegen der leichten Bebaubarkeit und Fruchtbarkeit schon frühzeitig morphologisch umgestaltet (terrassiert) und kultiviert wurden.

Nachdem der Mensch in der Verteilung von Wald, Weide, Wiese, Acker und Weinberg eine gewisse Zweckmäßigkeit und Stabilität erreicht hatte, begann er, die Vegetation der Waldungen und landwirtschaftlichen Flächen nach Bedürfnissen und wach-

senden Erkenntnissen umzugestalten und zu verschieben, ein Vorgang, der so lange anhalten wird, wie Menschen auf der Erde leben. Was der Landwirt in historisch überschaubarer Zeit verändert hat, ist jedermann geläufig; ich darf als Beispiele die Einführung der Weinrebe durch die Römer, der Kartoffel, des Welschkorns und die Verdrängung primitiver, kornarmer Getreidesorten erwähnen. Dadurch sind manche früher verbreitete Nahrungspflanzen fast zur unbekannteren Seltenheit geworden, wie z. B.



Altwasser bei Ichenheim

phot. H. Kleiber

Hirse, Buchweizen usw. Aber auch an den Pflanzen selbst sind mannigfache Veränderungen durch auslesende Züchtungen und Veredelungen erfolgt. Äcker, Weinberge und Gärten weisen daher heute nur noch in den unerwünschten Zaungästen und blinden Passagieren, sogenannten Unkräutern, einigermaßen bodenständige ursprüngliche Formen auf, obwohl auch hier sich bewußt und unbewußt unablässig weitere Wandlungen vollziehen. Der früher reiche Blütenflor der Getreideäcker in Gestalt etwa des

Klatschmohns, der Kornrade und der Kornblume ist heute dank verfeinerter Saatgutreinigung und raffinierter Unkrautbekämpfungsmittel weitestgehend verschwunden. Dagegen bringt der erweiterte Verkehr von Land zu Land und von Kontinent zu Kontinent neue Kulturbegleiter, die sich zum Teil als lebenskräftiger erweisen als manches Einheimische. Ich nenne als Beispiel das Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora*), die strahllose Kamille (*Matricaria discoidea*), Feinstrahl (*Erigeron annuus*), Kanadisches



Weisse Seerosen im Schilf

phot. H. Kleiber

Berufskraut (*Erigeron canadensis*) und manche andere aus Kanada eingedrungene Pflanze. Ein sehr auffälliger Neuling in unserer Flora an Bächen und Flüssen ist die aus Ostindien stammende *Impatiens Roylii*, die ich 1929 im Rheinwald Kappel erstmals als Seltenheit bestaunte und die heute ungeheuer verbreitet ist.

Stark in die Augen fallend sind auch die Änderungen in den Ziergärten, die durch Modeströmungen, Neuzüchtungen und Einbürgerungen aus anderen Erdteilen das Ge-

sicht der Pflanzenwelt ständig verwandeln und manche früher vertraute Gartenpflanze völlig verdrängen. Ich erinnere als Beispiel an die duftende *Reseda*, die heute fast niemand mehr kennt.

Daß Wiesen und Weiden, die an Stelle von Urwäldungen getreten sind, eine heute völlig andere Vegetation aufweisen wie einst, ist jedermann geläufig.

Auch der Wald mußte sich im Verlauf seiner Geschichte, d. h. seitdem er sich vom Urwald zum Wirtschaftswald wandelte,



Blütenteppich auf dem Taubergießen bei Kappel

phot. H. Kleiber

viele Eingriffe gefallen lassen, die sein Bild sowohl hinsichtlich seines Aufbaues als auch seiner Baumartenzusammensetzung grundlegend veränderten, ein Vorgang, der schon im Lauf einer Generation deutlich in die Augen fällt und längst nicht abgeschlossen ist. Die sich stets ändernden Bedürfnisse im Gefolge wirtschaftlicher Wandlungen ließen z. B. die früher überragende Bedeutung von Buche und Eiche für die Schweinemast gänzlich gegenüber der Holzherzeugung zurücktreten. Heute hat diese Art der Waldnutzung praktisch völlig aufgehört. Weitere Verän-

derungen bedingen heute in verstärktem Tempo die zunehmende Abkehr vom Brennholz zugunsten bequemerer Energieträger wie Kohle, Gas, Elektrizität, Öl, die die Laubhölzer wirtschaftlich immer mehr ins Hintertreffen gegenüber den Nadelhölzern geraten lassen, die der Deckung gesteigerten Nutzholzbedarfes besser dienen. So sind im Gebirge an die Stelle der ursprünglichen Eichen-, Hainbuchen-, Rotbuchenbestände im Laufe der Zeit immer mehr Tannen und Fichten getreten; hat man zunächst versucht, das Verhältnis Laub- zu Nadelholz im Rahmen



Vogelmilch, Weinberge bei Ettenheim phot. Kleiber

des natürlich Vorhandenen zu verschieben, so traten auch bald neue Formen hinzu. Um speziell nur auf die Verhältnisse des Kreises Lahr einzugehen, so ist festzustellen, daß als eigentliche Heimatbäume unter den Nadelhölzern nur Tanne und Kiefer anzusehen sind, davon die Tanne auch nur in Gebirgs-lagen etwa ab 500 m; sie wurde weit über ihre eigentliche Heimat durch den Menschen auch in die unteren Berglagen umgesiedelt bzw. verbreitet; durch das gute Gedeihen der Tanne im Schatten von Laubhölzern (natürlicher Fruchtwechsel!) hat die Natur auch selbst diese Wanderung der Tanne nach unten schon eingeleitet. Die Fichte holte man sich aus noch höheren Lagen, die so prächtig in unsere Landschaft passende Lärche aus den Alpenländern, die neuerdings stark propagierte Douglasie aus Nordamerika. Neben Gründen reiner Bedarfsdeckung sind es aber auch wirtschaftliche

Überlegungen, die den zuwachskräftigeren Nadelhölzern das Übergewicht zum mindesten in den Bergwaldungen brachten. — Auch die Laubwaldungen der Rheinebene haben sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend verändert. Der Rheinuferwald, bis etwa vor 60 Jahren noch ein Buschwald aus Weichhölzern, die fast nur der Erzeugung von Ofenwellen und Faschinen dienten, wird zunehmend besonders durch die gelungene Einbürgerung der Kanadischen Pappel zu imposantem Hochwald mit mächtigen Bäumen. Ich darf aus meiner Erinnerung als Beispiel erwähnen, daß der Rheinwald von Wittenweier dadurch seinen Holzvorrat in wenigen Jahrzehnten versechsfacht hat. Die Kanadische Pappel ist so raschwüchsig, daß selbst der Forstmann überrascht sein kann, wenn er nach längerer Pause wieder einmal in einen solchen Wald kommt. Nur bei dieser Baumart kann er Pflanzung und Ernte erleben.

Auch die Waldungen auf der sogenannten Niederterrasse, z. B. Kaiserwald, Ottenheimer Wald bei Kürzell usw. dienten noch etwa um die Jahrhundertwende fast ausschließlich der Brennholzerzeugung und sind heute durch Verdrängung geringwertiger Hölzer wie Aspe, Weißerle, Hainbuche usw. zu wertvollsten Nutzholzwaldungen geworden, wobei vor allem die überaus wertvolle Esche besonders begünstigt wurde. Eine Umwandlung zu dem nicht bodenständigen Nadelholz ist glücklicherweise dort nur in geringstem Umfang zu erwarten. — Auch in diesem Waldgebiet ist es ein Fremdling, der das Gesicht der Bestände zunehmend verändert: Es ist die amerikanische Roteiche, die einmal ihrer erhöhten Wuchsleistung, rein ästhetisch aber auch vor allem wegen ihrer wunderbaren Rotfärbung im Herbst als eine wertvolle Bereicherung, nicht als Verfälschung unseres heimischen Waldes anzusehen ist.

Nach diesen kurzen Betrachtungen über die Wandlungen im Pflanzenkleid unserer

Heimat wollen wir uns das heutige Vegetationsbild in den verschiedenen natürlichen Wachstumszonen vergegenwärtigen. Dabei kann es sich im Rahmen dieser Darstellung nicht um Aufstellung von Pflanzenlisten handeln. Es soll nur auf die Eigenart der vorkommenden Vegetationsverbände und auf einige den Wanderer und Naturfreund besonders interessierende Einzelformen hingewiesen werden.

Wir ziehen diesen botanischen Querschnitt durch den Kreis Lahr in nordwestlich-südöstlicher Richtung und beginnen

1. mit der *Rheinuferzone*, die sich auf etwa 20 Kilometer in einem bis fast 2 Kilometer breiten Streifen dem Rhein entlang zieht und im Gebiet fast ausschließlich aus Wald besteht. Im eigentlichen Überschwemmungsgebiet besteht die ursprüngliche Vegetation in der Baumstufe fast ausschließlich aus verschiedenen Weiden, davon besonders stattlich die bis 20 Meter hohe Silberweide (*Salix alba*) mit ihren silbrig weißen Blättern. Die etwas höher gelegenen, der Überflutung seltener und meist nur kurz ausgesetzten Flächen weisen in ihren noch natürlich erhaltenen Beständen eine sehr artenreiche Baumflora auf: Schwarz- und Silberpappeln, Aspen, Ulmen, Stieleichen, Birken, Eschen, darunter zahllose Straucharten. Die so eigenartige Pyramidenpappel ist nicht heimisch; sie stammt aus Italien und verschwindet aus verschiedenen Gründen langsam aber sicher aus dem Waldbild. Auf die schon auf großen Flächen vorherrschende kanadische Pappel wurde oben schon hingewiesen.

Die Krautschicht zeigt in vielen Einzelformen den sehr hohen Kalkgehalt des Bodens an, der durch die Ablagerungen des Rheins alpiner Herkunft bedingt ist. Zu nennen wären als Beispiele die zahlreichen Orchideen, die Mandelwolfsmilch (*Euphorbia amygdaloides*), als besondere Seltenheit die blaublütige Sternhyazinthe (*Scilla bifolia*). Neuerdings breiten sich gewisse Eindringlinge sehr stark aus und verdrängen vielerorts Einhei-



Märzenbecher, Kippenheim Auwald phot. H. Kleiber

misches, so die schon erwähnte, mit unserem Rührmichnichten nahe verwandte Balsamine *Impatiens Roylii*, die aus Ostindien stammt, sowie die Goldrute (*Solidago canadensis*), die im Gebiet mundartlich Mariakrone genannt wird. Beide sind übrigens vorzügliche Bienenpflanzen.

Die das Gebiet durchziehenden *Altwasser* des Rheins sowie die „Gießen“ genannten Quellbäche, die unterirdisch mit dem Rhein kommunizieren, weisen eine sehr interessante Wasser- und Sumpfflora auf; Seerosen, Wasserhahnenfuß (*Ranunculus aquatilis* und *fluitans*) mit seinen zur Blütezeit weithin leuchtenden weißen Polstern, flächenweise der im Flachwasser stehende Tännel (*Hippuris vulgaris*), der seinen Namen nach der entfernt jungen Nadelhölzern ähnelnden Wuchsform erhielt. Dichte Schilf- und Rohrkolbenbestände, durchstellt mit Riesenampfer (*Rumex maximus*) begleiten die Ufer. In den feuchten

31



Küchenschelle, Hohlweg bei Münchweier

phot. H. Kleiber

Flächen hinter den Schilfstreifen treffen wir vereinzelt die stattliche, leuchtend gelb blühende Sumpfwolfsmilch (*Euphorbia palustris*), ferner die gelbe Wiesenraute (*Thalictrum flavum*).

2. Die *Rheinebene*, östlich an die Uferzone anschließend bis zum Gebirgsrand ist wie folgt gegliedert:

a) die feuchten *Niederungswiesen*, unmittelbar östlich des Rheinwaldes, sowie besonders im Zuge der nahezu parallel zum Rhein verlaufenden Urstromtäler der Elz, Unditz und Schutter. Sie sind intensiv als Mähwiesen genutzt und botanisch von geringem Interesse. Hervorzuheben wären jedoch die an einigen besonders feuchten Stellen vorkommende duftende Prachtnelke (*Dianthus superbus*) und eine schöne Sumpforchidee, die Sumpfwurzel (*Epipactis palustris*). Einige Distelarten fallen besonders auf, so vor allem die bleiche Kohldistel (*Cirsium oleraceum*).

Interessanter sind die Gräben und Bäche, die im Sommer einen reichen Blütenflor aufweisen. Um nur einige zu nennen: Gilbweiderich (*Lysimachia vulgaris*), Blutweiderich (*Lythrum salicaria*), gelbe Schwertlilien (*Iris Pseudacorus*), Blumenliesch (*Butomus umbellatus*), sowie als besondere Seltenheit der über einen Meter hohe Große Hahnenfuß (*Ranunculus Lingua*) mit seinen auffällig großen gelben Blüten. In dieses Gebiet fällt auch das Naturschutzgebiet Sauschollen bei Ichenheim, das einige ganz besondere Kostbarkeiten enthält.

b) Im Zuge der feuchten Niederungen finden wir neben den Wiesen auch größere zusammenhängende Waldflächen, *Auewaldungen* im eigentlichen Sinne; auf meist sehr grundwassernahen Böden treten Eschen und Erlen am meisten in Erscheinung. Auf den feuchtesten, anmoorigen und daher schwarzen Böden finden sich auf kleiner Fläche auch



Reifende Samen der Küchenschelle

phot. H. Kleiber

ausgesprochene Erlenbruchwäldungen. In der Strauchschicht fällt im Frühjahr besonders die frühblühende Traubenkirsche (*Prunus Padus*), auch Faulbaum genannt, auf. Vor Laubausbruch entwickelt sich hier ein herrlicher Blütenteppich verschiedenster Arten.

Neben den allbekannten Arten Buschwindröschen oder Osterblume (*Anemone nemorosa*), Schlüsselblume (*Primula elatior*), Aronstab (*Arum maculatum*) und Einbeere (*Paris quadrifolia*) darf auf einige weniger häufige Arten hingewiesen werden, die den

Frühlingsflor bereichern: die gelbe Anemone (*Anemone ranunculoides*), der Lerchensporn (*Corydalis cava* und *solida*), das Moschuskraut (*Adoxa Moschatellina*); leider nur noch ganz selten finden wir an sehr feuchten, moorigen Stellen wildwachsend den Märzenbecher (*Leucoium vernum*).

c) Was nun noch in der Rheinebene verbleibt, sind trockenere, lehmig-sandige, zum Teil kiesige Flächen, hauptsächlich im Zuge des flachen Rückens, auf dem die Dörfer von Rust im Süden bis Dundenheim im Norden stehen. Der größte Teil dieser Flächen ist landwirtschaftlich intensiv genutzt und botanisch ohne großes Interesse. Auf den trockensten und geringeren Böden in dieser Zone finden sich Reste des einst die ganze Rheinebene einnehmenden Waldes, die gegenüber den im vorigen Abschnitt behandelten Wäldern einen sehr deutlichen Unterschied aufweisen. Die natürliche Waldgesellschaft bestand hier vorzugsweise aus Stieleichen mit Hainbuchen, beigemischt Ulmen, Linden, Birken, Aspen u. a. Wie oben erwähnt erfolgt heute ein rasch fortschreitender Wandel in der Baumartenzusammensetzung, wobei noch Berg- und Spitzahorn ergänzend erwähnt werden müssen. Die Bodenflora ist nicht ganz so üppig entfaltet wie in den feuchteren Wäldern; Anemonen, Schlüsselblumen, Immergrün (*Vinca Minor*) und manches andere bilden jedoch auch hier im Frühjahr einen blütenreichen Teppich. An einer Stelle in diesem Gebiet fand Verf. die Judenkirsche (*Physalis Alkekengi*) mit ihren eigenartigen Lampionfrüchten; ein Kalksandvorkommen auf kleinster Fläche in einem Trockenwald wurde als solches erst durch das vereinzelte Auftreten des kalkliebenden Seidelbastes (*Daphne Mezereum*) festgestellt; die gesamte Fläche — auch die der Zone 2c — ist sonst völlig kalkfrei und bildet schon dadurch einen starken Gegensatz zum Rheinvorland.

3. An die Rheinebene schließt sich unmittelbar östlich das wechselnd breite waldlose

Band der *Lößvorberge* an. Von der früher sicher sehr reichen kalkliebenden Trockenflora und der interessanten Pflanzenwelt der Lößhohlwege haben sich infolge der Flurbereinigung, der intensiven Nutzung und Düngung nur bescheidene Reste erhalten. Als besonders schützenswerte Arten dürfen erwähnt werden: Küchenschelle (*Anemone Pulsatilla*), Große (Kaiserstuhl-) Anemone (*Anemone silvestris*); häufiger finden wir an stattlichen Kalkblumen die große Braunelle (*Brunella grandiflora*), die Skabiosenflockenblume (*Centaurea Scabiosa*), Esparsette (*Onobrychis viciaefolia*), Dost (*Origanum vulgare*), Kronwicke (*Coronilla varia*) und manches andere; der früher reiche Orchideenbestand, besonders die originellen Ragwurz-(*Ophrys*)Arten, geht leider immer mehr zurück. Auch die intensivierete Behandlung der Weinberge drängt manche hübsche Pflanze mehr und mehr zurück, die früher dort reichlich zu finden war; so einige Liliengewächse wie der Goldstern (*Gagea lutea*), die Traubenhyazinthe oder das Dubekröpfli (*Mucari racemosum*), sowie die Vogelmilch (*Ornithogalum umbellatum*).

4. Auf unbedeutender Fläche schließen sich an einigen Stellen des Gebietes an die Lößzone bewaldete *Kalkvorberge* an, deren geologische Unterlage aus Muschelkalk- und Juraschichten besteht. In der Hauptsache ist es der vordere Teil des Kippenheimer Bergwaldes mit seinen imposanten Eichenbeständen (Traubeneiche). Auch ohne den Boden oder das Grundgestein untersucht zu haben, erkennt der Botaniker an einigen charakteristischen Arten sofort den Kalkgehalt des Bodens: Als besonderer Schmuck darf eine Orchidee, das Rote Waldvögelein (*Cephalanthera rubra*) bezeichnet werden, dessen Blüte tatsächlich einem auffliegenden Vogel ähnelt. Ferner finden wir hier vereinzelt den Seidelbast, an Waldrändern und lichten Stellen weitere charakteristische Kalkformen, so den Wolligen Schneeball (*Viburnum lantana*) und die windende



Große Linde an der Elz, nördl. Rust

phot. H. Kleiber

Schmerwurz (*Tamus communis*) mit ihren wie von Fett (Name!) glänzenden herzförmigen Blättern und ihren im Herbst leuchtend roten, korallenähnlichen Früchten.

5. Den größten Teil des gebirgigen Kreisgebietes nimmt die aus Buntsandstein bestehende *Schwarzwaldvorbergzone* ein, die mit wenig Ausnahmen bewaldet ist. Die ur-



Große Eiche an den Wiesen westl. Kippenheim

phot. H. Kleiber

sprüngliche Waldgesellschaft — Eiche und Hainbuche in den untersten, direkt an die Lößzone anschließenden Lagen, darnach Rotbuche, etwas Eiche mit Tanne und schließlich vorherrschende Tanne mit Buche — ist, wie oben schon dargelegt, durch menschliches Einwirken stark verändert. Die Bodenflora weist, nach der Herkunft aus Sandstein erklärlich, sowie auch in den kalkfreien lößlehmüberdeckten Gebieten keine erwähnenswerten Besonderheiten auf. Eindrucksvoll sind die weithin leuchtenden Flächen des Roten Fingerhutes (*Digitalis purpuria*), die sich regelmäßig auf Lichtungen und Kahlflächen bilden. Die nährstoffärmsten und trockensten Böden überziehen sich vielfach mit Heidelbeere (*Vaccinium Myrtillus*) und Heide (*Calluna vulgaris*), im Volksmund „Ringheide“ genannt, wodurch der durch diese Pflanze charakterisierte *geringe* Boden zum Ausdruck kommt.

Recht bedeutende Flächen des jetzt fast geschlossenen Waldgebietes waren früher landwirtschaftlich genutzt; erwähnt seien die großen Höfe Köcherhof, Gisenhof, Sennhof, Berglenzenhof usw. im Raume Ettenheimmünster, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts eingingen und fast restlos mit Fichte, wenigen anderen Baumarten aufgeforstet wurden. Funde von Kohlestückchen in anderen heutigen Waldböden, sowie Flurnamen lassen darauf schließen, daß das Gebiet in früheren Jahrhunderten noch stärker besiedelt war.

6. Die Buntsandsteinzone wird endlich im Osten und Nordosten und in Höhenlagen über 500 Meter von einem Gebiet abgelöst, dessen Grundgestein vorzugsweise aus Porphyry besteht; es erstreckt sich bis an die östliche und südöstliche Kreisgrenze. Diese Zone erreicht nur Höhen von wenig über 700 Meter und weist daher noch nicht die

für den Hochschwarzwald charakteristischen Vegetationsformen auf. Dennoch treten in den obersten Lagen einige Pflanzen auf, die schon deutlich den Übergang zur Schwarzwaldflora anzeigen: an Bächen der weißblütige eisenhutblättrige Hahnenfuß (*Ranunculus aconitifolius*), auf Weiden das Bergwohlverleih (*Arnica montana*), die Silberdistel (*Carlina acaulis*), das Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*) und der Augentrost (*Euphrasia Rostkoviana*). Einen schönen Schmuck bilden im Frühjahr die leuchtend gelben Ginsterflächen (*Sarothamnus Scoparius*), wobei wir übersehen wollen, daß diese Bestände eine Degradationsstufe darstellen. Charakterbaum im Wald wäre auch hier im Verein mit Buche die Tanne, die jedoch, vor allem im Privatwald, weitgehendst durch Fichte verdrängt ist.

Abschluß und gewissermaßen Krönung des Kreisgebietes bildet das allein schon lagemäßig herrliche Naturschutzgebiet „Hoher Geisberg“ auf einer Porphyrruppe, wo wir u. a. sehr stattliche Stechpalmen (*Ilex aquifolium*) und die sonst im Kreisgebiet nicht vorkommenden Mehlbeerbäume (*Sorbus Aria*) mit ihren unterseits weißfilzigen Blättern in prächtigen Exemplaren finden.

Da unter den Vegetationsformen im Kreisgebiet der *Wald* eine sehr bedeutende Fläche einnimmt, seien hierüber noch einige nähere Angaben angefügt. Es beträgt die Gesamtwaldfläche im Kreis Lahr 17 287 ha

= 39 % der Ges.-Fläche

zum Vergleich: Baden-Württemberg	34 %
Reg.-Bez. Südbaden	43 %
Bundesrepublik	28 %

Das Bewaldungsprozent ist also erfreulich hoch und deckt sich nebenbei bemerkt genau mit den Verhältnissen im Kreis Freiburg (Stadt und Land).

Die Durchschnittszahlen geben aber nur ein verschwommenes Bild von den tatsächlichen Verhältnissen; klarer treten diese hervor, wenn man den Kreis Lahr in folgende drei Zonen einteilt:

- I. **Die Rheinebene** westl. Bundesstraße 3; hier ist der Wald mit 20 % beteiligt; es sind 4084 ha.
- II. **Die Lößzone** östlich der Bundesstraße 3; hier fehlt naturgemäß der Wald vollkommen. 0 %
- III. **Der Gebirgstail** östlich der Lößvorberge; 13 203 ha oder 73 %

Die Bewaldungsverhältnisse sind natürlich auch innerhalb der Zonen nach Gemarkungen außerordentlich verschieden. Die walddreichste Gemeinde ist Ettenheimmünster mit 83 %; vier Gemarkungen sind ganz walddlos (Hugsweier, Langenwinkel, Mientersheim und Schutterzell). Die Waldverhältnisse in den einzelnen Gemarkungen sind aus der Tabelle 1 Anl. 1 im Anhang ersichtlich.

Über die Verteilung der Baumarten in den einzelnen Waldzonen und im ganzen gibt Tabelle 1 Anl. 2 Aufschluß.

Abschließend zum Kapitel Wald sei zu oben dargestellter Verteilung noch ein Ausblick gegeben, in welcher Richtung sich die einzelnen Baumarten in ihrem Anteil an der Waldfläche wahrscheinlich entwickeln werden.

1. Rheinebene (Auewaldungen):

Hier werden die begehrtesten und leistungsfähigsten Baumarten, Esche, Ahorn, Erle, Roteiche, Kanadische Pappel, gegenüber den weniger wertvollen und leistungsschwächeren Baumarten systematisch begünstigt und vermehrt; an Fläche werden insbesondere verlieren die Hainbuche und die einheimischen Pappelarten und Weiden; auch die Eiche wird ihres langsamen Wachstums wegen noch an Boden verlieren. Einen bescheidenen Platz wird künftig auch die Douglasie hier einnehmen.

2. Bergwald:

Das Gebiet fällt ganz in das Optimum der Weißtanne, ursprüngliche Fichten-



Rheinwald bei Kappel im Urzustand, Silberweidenflur

phot. H. Kleiber

standorte fehlen völlig. Man wird daher, auch der höheren Leistung wegen, bestrebt sein, das Verhältnis Fichte/Tanne zugunsten der letzteren zu verschieben. Zunehmen werden die Nadelhölzer insgesamt, wobei vor allem auch die sehr gut gedeihende Douglasie auf ärmeren Standorten stärker hervortreten und auch der Lärche noch mehr Fläche zugeteilt werden wird. Die Vermehrung der Nadelhölzer erfolgt hauptsächlich auf Kosten der zwar durchaus heimischen und standortgemäßen, in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung aber immer mehr absinkenden Rotbuche. Die Eiche wird ihren Platz im wesentlichen halten. Auf die überaus wertvollen Eichenstandorte (Furnierqualität) des Kippenheimer Bergwaldes sei hingewiesen, die in vollem Umfang erhalten bleiben, eher noch ausgedehnt werden. In gewissen Lagen mit besten Bo-

denverhältnissen werden die sogenannten Edellaubhölzer, vor allem Ahorn, auch in den Bergwaldungen vermehrt angebaut, doch wird ihr Anteil stets bescheiden sein.

Zum Schluß noch ein Wort über den Pflanzenschutz und die Naturdenkmale im Kreis Lahr.

1. An *vollkommen geschützten* Pflanzen kommen vor:

- Märzenbecher (*Leucojum vernum*)
 - Sibirische Schwertlilie (*Iris sibirica*)
 - Weißer Seerosen (*Nymphaea alba*)
 - Teichrose (*Nuphar luteum*)
 - Akelei (*Aquilegia vulgaris*)
 - Große Anemone (*Anemone silvestris*)
 - Küchenschelle (*Anemone pulsatilla*)
 - Seidelbast (*Daphne mezereum*)
- ferner etwa 20 Orchideenarten — Orchideen sind ohne Ausnahme geschützt!

2. *Teilweise geschützte Pflanzen* (Abpflücken in bescheidenem Umfang gestattet, Ausgraben verboten) sind im Kreisgebiet die folgenden:

Blaustern, Sternhyacinthe (*Scilla bifolia*) (im Kreisgebiet sehr selten!)
 Traubenhyazinthe (*Muscari racemosum*)
 Gelbe Narzisse (*Narcissus poeticus*); im Gebiet sehr selten!
 Alle Schlüsselblumenarten (*Primula elatior* und *veris*)

3. *Sammel- und Handelsverbot* ohne ausdrückliche Genehmigung besteht bei folgenden Pflanzen:

Bärlapp (*Lycopodium clavatum*)
 Rippenfarn (*Blechnum spicant*)
 Gelbe Schwertlilie (*Iris pseudacorus*)
 Deutsche Schwertlilie (*Iris germanica*)
 Gelber Eisenhut (*Aconitum lycoctonum*), im Gebiet nur an einer Stelle!
 Stechpalme (*Ilex aquifolium*)
 Sanddorn (*Hippophae rhamnoides*)
 Silberdistel (*Carlina acaulis*)

An bemerkenswerten Bäumen, die in das Naturdenkmalbuch der Kreisnaturschutzstelle eingetragen und unter Schutz gestellt sind, seien erwähnt:

<i>Baumart</i>	<i>Standort</i>
Friedenslinde	Lahr, bei der Burgheimer Kirche
Stechpalme	Prinzbach, Walldistrikt Grangert
Eiche	Langenhardt, beim Gasthaus zur Eiche
Freiheitslinde	Mahlberg, Kath. Pfarrgarten
Linde	Altdorf, beim St. Landolin
Vier Linden	Ettenheim, am Ettenbach beim Sportplatz
Zwei Linden	Seelbach, beim Schloß Dautenstein
Linde	Meißenheim, bei der Kirche

Bismarckeiche	Meißenheim, bei der Schule
Linde mit Feldkreuz	Kürzell, östlich der Bundesstraße 36
Linde	Kürzell, Oberdorf Straßengabel
Vollmereiche	Oberweier, am Wald- eingang
Linde	Kippenheim, Gewann Meerlach
Platane	Lahr, beim Drahtbrückle
Robinsonbuche	Lahr, Schelmengäßle
Lindenhain	Ettenheim, bei der Kapelle auf dem Kahlenberg
Zwei Linden	Lahr, Urteilsplatz
Vier Linden	Ichenheim, Allmendweg, Sauschollen
Linde	Ichenheim, bei der Mühl- bachbrücke
Zwei Linden	bei Ottenheim
Linde	in Sulz
Linde	in Wittenweier
Buche	Lahr, Altvater, Randweg nach Kuhbach

Eine genauere Erkundung des Gebietes dürfte noch eine Reihe weiterer Bäume ergeben, die des Schutzes wert und bedürftig erscheinen. Es sei auf die prachtvollen Platanen auf dem Friedhof in Ettenheim, die Linde am Hähnlebrunnen bei Ettenheim, eine alte Kiefer (Zwiesel) im Ettenheimer Stadtwald beim Köcherhof unweit Ettenheimmünster, besonders aber auch auf eine riesige, etwa 300 Jahre alte Eiche im Ottenheimer Staatswald bei Kürzell hingewiesen; sie wurde zwar vor einiger Zeit vom Blitz getroffen, wird aber auch diese Wunde trotz ihres Alters wieder ausheilen. Auch in Schloß- und Parkanlagen findet sich noch viel bemerkenswertes, so z. B. im Schloßpark von Rust, der als Ganzes zusammen mit dem Schloß ein Natur- und Kunstdenkmal darstellt; auch der Stadtgarten Lahr birgt Besonderheiten, so vor allem Ginkobäume, wie sie in dieser Größe selten zu finden sind.

Tabelle 1 Die Bewaldungsverhältnisse in den einzelnen Gemarkungen des Landkreises Lahr

O. Z.	Gemarkung	Gmkgs.- Fläche i. g.	Fläche westl. Bundesstr. 3			Fläche östl. Bundesstr. 3		
			i. g.	davon Wald	%	i. g.	davon Wald	%
1	Allmannsweiler	746	746	147,3	20	—	—	—
2	Altdorf	677	79	—	—	598	228,9	38
3	Dörlinbach	861	—	—	—	861	516,0	60
4	Dundenheim	851	851	65,4	8	—	—	—
5	Ettenheim	2 142	313	—	—	1 829	604,0	33
6	Ettenheimmünster . .	981	—	—	—	981	816,5	83
7	Friesenheim	1 771	491	—	—	1 280	737,0	58
8	Grafenhausen	1 325	1 100,9	148,9	14	224,1	224,1	100
9	Heiligenzell	319	—	—	—	319	139,7	44
10	Hugsweiler	517	494	—	—	23	—	—
11	Ichenheim	1 884	1 884	476,6	25	—	—	—
12	Kappel	1 247	1 020,3	177,4	18	226,7	226,7	100
13	Kippenheim	1 682	825	174,9	21	857	387,7	45
14	Kippenheimweiler . .	436	372,6	56,7	15	63,4	63,4	100
15	Kürzell	951	951	117,3	12	—	—	—
16	Kuhbach	185	—	—	—	185	60,6	33
17	Lahr	2 879	969	52,0	5	1 910	864,0	45
18	Langenwinkel	115	115	—	—	—	—	—
19	Mahlberg	1 148	763	316,8	42	385	170,0	44
20	Meissenheim	1 177	1 177	347,2	29	—	—	—
21	Mietersheim	303	153	—	—	150	—	—
22	Münchweiler	787	—	—	—	787	325,6	41
23	Nonnenweiler	900	900	199,6	22	—	—	—
24	Oberschopfheim . . .	1 055	349	—	—	706	268,6	41
25	Oberweiler	520	—	—	—	520	236,0	45
26	Orschweiler	510	374,2	—	—	135,8	135,8	100
27	Ottenham	1 717	1 717	701,7	41	—	—	—
28	Prinzbach	1 023	—	—	—	1 023	610,7	60
29	Reichenbach	1 326	—	—	—	1 326	853,3	64
30	Ringsheim	1 131	660	138,4	21	471	282,7	60
31	Rust	1 327	1 327	251,0	19	—	—	—
32	Schmieheim	410	—	—	—	410	152,2	37
33	Schönberg	900	—	—	—	900	542,0	60
34	Schuttern	997	758,1	—	—	238,9	238,9	100
35	Schuttertal	1 979	—	—	—	1 979	1 251,1	63
36	Schutterzell	412	412	—	—	—	—	—
37	Schweighausen	2 265	—	—	—	2 265	1 311,8	58
38	Seelbach	1 625	—	—	—	1 625	1 074,7	66
39	Sulz	1 215	—	—	—	1 215	537,8	44
40	Wallburg	303	—	—	—	303	99,1	33
41	Wittelbach	384	—	—	—	384	243,9	64
42	Wittenweiler	468	468	90,0	19	—	—	—
43	Rheinau (gemeindefreies Gebiet)	998	998	623,0	62	—	—	—
		44 449	20 268,1	4 084,2	20	24 180,9	13 202,8	55

Bemerkungen:

1. Die Bewaldungsverhältnisse des Bergwaldgebietes östlich Bundesstraße 3 kön-

nen noch schärfer herausgearbeitet werden, wenn die völlig unbewaldete Lößzone einschließlich der Talausgänge —

rund 6000 ha — abgesetzt wird. Es ergibt sich dann für die Gesamtfläche folgendes Bild:

2. Bei einer Reihe von Gemarkungen mit Gemarkungsteilen östlich der Bundesstraße 3 ergeben sich 100 % Bewaldung, was auf den ersten Blick irritiert. Es handelt sich hier um reine Waldgemarkungsteile, die seinerzeit bei Teilung von Waldgenossenschaften (z. B. des großen Ettenheimer Genossenschaftswaldes um Ettenheimmünster) entstanden sind (z. B.

Grafenhausen, Kappel, Orschweier usw.). Aber auch bei Gemarkungen, die östlich der Bundesstraße Teilflächen besitzen und *außerdem* noch *abgesonderte Waldgemarkungen* haben, ergeben die Flächenprozentage für den mit der Ortschaft zusammenhängenden Gemarkungsteil kein zutreffendes Bild. Solche Verhältnisse liegen bei folgenden Gemeinden vor: Altdorf, Ettenheim, Friesenheim, Kippenheim, Ringsheim. Mit Ausnahme von Kippenheim sind die östlichen Ortsgemarkungsteile dieser Gemeinden waldlos.

Tabelle 1a

Übersicht

Zone	Gesamtfläche		Davon Wald ha	in % der Zonen- fläche der Gesamt- waldfläche	
	ha	%			
I. Ebene westl. Bundesstr. 3	20 268	46	4 084	20	24
II. Lößvorberge u. Talausgänge . .	6 000	13	—	—	—
III. Reines Bergwaldgebiet	18 181	41	13 203	73	76
	44 449	100	17 287	39	100

Tabelle 2 Baumartenverteilung in den Waldungen des Landkreises Lahr

Baumart	I. Rheinebene		II. Lößvorberge		III. Bergland		insgesamt	
	ha	%	ha	%	ha	%	ha	%
Fichte	—	—	—	—	2 590	20	2 590	15
Tanne	—	—	—	—	2 940	22	2 940	17
Forle, Lärche	—	—	—	—	1 550	12	1 550	9
Douglas u. a. Nadelhölzer	—	—	—	—	170	1	170	1
insgesamt Nadelholz	—	—	—	—	7 250	55	7 250	42
Rotbuche	—	—	—	—	5 020	38	5 020	29
Eiche	730	18	—	—	827	6	1 557	9
Esche	1 040	25	—	—	106	1	3 460	20
Erle	345	8	—	—				
Kan. Pappel	640	16	—	—				
Andere Pappelarten . . .	294	7	—	—				
Hainbuche	690	17	—	—				
Sonst. Laubbäume (Ahorn, Birke, Ulme, Weide u. a.)	345	9	—	—				
insgesamt Laubholz	4 084	100	6 000	—	5 953	45	10 037	58
insgesamt	4 084	100	6 000	—	13 203	100	17 287	100

Die Rheinübergänge im Landkreis Lahr

Von Landrat Dr. Georg Wimmer, Lahr

I.

Seit unvordenklichen Zeiten bestanden im Raume unseres Landkreises Übergänge über den Rhein. So soll bei Kappel und Rheinau eine keltische und später eine römische Straße von beiden Seiten zu einem Übergang über den Strom geführt haben.

Der Überlieferung nach benutzte St. Landolin diesen Übergang und betrat bei Kappel erstmals deutschen Boden.

Die Überquerung des Stromes erfolgte mittels Nachen und später auf Fähren.

Der Bau einer festen Brücke war im Raume zwischen Basel und Mainz unverhältnismäßig schwieriger als am Hochrhein. Hier ermöglichten die steilen und daher festen Ufer sowie eine geringe Strombreite schon zur Römerzeit den Brückenbau. Im späten Mittelalter bestanden daher zwischen Stein a. Rh. und Basel bereits acht feste Übergänge. Im Oberrheingebiet dagegen lagen diese günstigen Voraussetzungen nicht vor.

Feste Ufer waren nicht vorhanden. Nach jedem Hochwasser suchte sich der Strom zwischen Sümpfen, Inseln und Nebenarmen einen neuen Weg. Die erste Brücke wurde bei Basel 1225, die nächste ein halbes Jahrhundert später bei Breisach gebaut. 1388 folgte ein Brückenbau bei Straßburg, nachdem einige Jahrzehnte zuvor aus militärischen Gründen, insbesondere bedingt durch den Feldzug gegen die Geroldsecker, eine Schiffbrücke erstellt worden war.

Bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verblieb es hierbei. Nachen und Fähren boten, wie Jahrhunderte zuvor, mit Ausnahme der genannten Brücken, die einzige Möglichkeit, den Strom zu überqueren.

II.

Wenden wir uns nun dem Übergang zwischen Kappel und Rheinau zu. Die älteste

Urkunde über diesen Übergang stammt aus dem Jahre 1494. In ihr heißt es (zusammengefaßt):

„Wir, Albrecht von Gottes Gnaden, Bischof zu Straßburg, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern und Landgraf im Elsaß bekennen mit diesem Brief: Als sich Schultheiß, Gericht und Gemeinde des Dorfes Nonnenweier gegen die Gemeinde Rheinau mit der Forderung erhoben und die Behauptung aufgestellt haben, daß ihnen die Weide und der Bezirk genannt Roßsalb zu Recht als Besitz und zum Gebrauch seit alters zustehe, und die von Rheinau dagegen vorbrachten, daß sie diese Weide seit über hundert Jahren unangefochten besessen und genossen hätten, worauf die von Rheinau die von Nonnenweier an der Fähre zu Rheinau frei gehalten.

Weil zur Zeit das Dorf Nonnenweier, unser (des Bischofs und des Stifts) Eigentum, in der Pfandschaft der Stadt Straßburg ist, haben wir, um den Parteien Mühen und Kosten zu sparen, in diesem Streit eine gütliche Vereinbarung zu erreichen, uns auf einen Augenschein geeinigt und beiden Parteien in Güte befohlen: daß sich die von Nonnenweier durch ihre Verordneten, wenn sie auch einige Rechte an und in der Weide Roslau mit allem Zubehör gehabt hätten, für sich und ihre Nachkommen gänzlich darauf zu verzichten und die von Rheinau in ihrem hergebrachten Besitzzeigenschaften, wie sie sie bisher verwalten und genossen, unwidersprochen zu belassen; wobei die von Rheinau ihrerseits für sich und ihre Nachkommen sich verpflichten sollten, die von Nonnenweier an der Rheinfähre zu Rheinau wegen Fahrgeld und Geldzolls, wie seit altem Gebrauch für die Bürger und Einwohner von Rheinau, freizuhalten.



Auf der alten Fähre zwischen Kappel und Rheinau

phot. Fr. Roth

Solcher gütliche Vertrag wurde beiderseits für sich und die Nachkommen angenommen und mit Handschlag an Eidesstatt gelobt, ihn unverbrüchlich zu vollstrecken und zu halten. Und das wurde durch unsere angehängten Siegel beurkundet, sowie der Rat der Stadt Straßburg als Pfandherren wie die des Dorfes Nonnenweier an Eidesstatt für sich und ihre Nachkommen, desgleichen wir Meister und Rat zu Rheinau für uns und unsere Nachkommen haben das Insiegel an diesen Brief gehängt, von dem zwei gleichlautende geschrieben wurden und einander überantwortet wurden, und gegeben auf Freitag nach Unseres Herrn Fronleichnamstag des Jahres nach Christi unseres Herrn Geburt 1494.“

Die Fähre wurde, wie auch aus der Urkunde hervorgeht, durch die Gemeinde Rheinau betrieben.

Die Frage des Fährrechts wurde erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts Gegenstand

von Auseinandersetzungen zwischen den Gemeinden Rheinau und Kappel. Darüber hinaus stritten sich beide Gemeinden mit Schiffern aus Wittenweier und Ottenheim, die ihrerseits begannen, gewerbsmäßig Transporte von Personen und Waren über den Strom durchzuführen.

In einem Bericht des Bezirksamts Ettenheim vom 7. 5. 1811 heißt es, daß das Überfahrtsrecht zwischen Kappel und Rheinau „samt der Einnahmen dorten seit undenklichen Zeiten nicht auf dieser, sondern auf der französischen Seite hafte und vom Franz. Gouvernement zu dem Ende ein eigenes Fährschiff im genannten Rhein au unterhalten werde, das im Sommer siebenmal und im Winter zweimal an das diesseitige Kappeler Rheinufer zur Ein- und Ausfahrt komme.“

Es wird sodann eindeutig festgestellt, die Kappeler könnten einen Nachweis einer eigenen Berechtigung nicht erbringen. Auch in

der erneuerten Kappeler Fischerzunftordnung vom 28. 12. 1725 sei darüber nichts zu finden.

Das Amt meint weiter, diese Überfahrt müsse unbedingt erhalten bleiben, und zwar als ausschließliche. Jeder anderen am Rhein liegenden Gemeinde und den dort wohnenden Schiffen solle die Überfahrt mit großen und kleinen Nachen verboten werden, da sonst die Zolleinnahmen geschmälert würden, und die Polizei keine Kontrolle über das Gesindel habe, das den Rhein überquere. Das Kinzigkreisdirektorium in Offenburg wies daraufhin das Amt an, Überfahrts- und Verbindungsorte seien, dies entspreche auch einer Entscheidung des Franz. Gouvernements, Rheinau und Kappel. „Dies ist sämtlichen am Rheine gelegenen Orten und besonders den Schiffen daselbst onverweilt zu eröffnen und durch die Ortsvorgesetzten streng darauf achten zu lassen, daß die Schiffer bis zur demnächstigen Übereinkunft zwischen beiden Gouvernements sich aller weiteren Überfahrten enthalten, um unangenehme Zwischenfälle zu vermeiden.“

Diese Übereinkunft ließ auf sich warten. Die Zwischenfälle häuften sich, nachdem nicht nur Kappeler, sondern auch Wittenweierer und Ottenheimer Schiffer gegen Entgelt Überfahrten durchführten. Die franz. Regierung erteilte im Februar 1816 Weisung, sämtliche Schiffe, die an anderen Orten als in Rheinau landeten, zu beschlagnahmen.

Die Kappler Einwohner hatten das Recht kostenloser Überfahrten mit dem Rheinauer Fahrschiff. Dafür entrichtete die Gemeinde an Rheinau einen Jahresbeitrag, das sogen. „Fahrkorn“. Zu Beginn des Jahrhunderts wurde dieses alte Recht durch die Gemeinde Rheinau aufgehoben, und jeder Kappeler mußte einen sogen. „Fahrbazen“ bezahlen.

Hauptgegenstand der Auseinandersetzungen wurde mehr und mehr die Frage, ob die Gemeinde Rheinau das ausschließliche Über-

fahrtsrecht habe und nicht auch die Gemeinde Kappel. Die Kappeler vertraten hierbei den Standpunkt, das Fahrrecht mit einem großen Schiff stünde ausschließlich der Gemeinde Rheinau zu, das Fahrrecht mit Nachen dagegen auch den Kappelern.

Diese setzten daher mehr und mehr mit eigenen Nachen über. Die badischen Dienststellen duldeten dies zunächst schweigend. Sie griffen lediglich ein, als sich Unglücksfälle, verursacht durch Mängel an den Nachen und durch Bedienungsfehler, häuften. Das Bad. Innenministerium ordnete daher am 5. 9. 1827 an, Breite, Tiefgang, die Belastungsfähigkeit sowie die Befestigung der Bänke sollten überprüft werden. „Zur Besorgung der Überfahrt sollen nur zuverlässige, des Fahrens und der Lokalität kundige und dem Trunke nicht ergebene Personen zugelassen werden.“

Die Gemeinde Kappel meldete 3 Männer, die als brave, nüchterne und der Schifffahrt kundige Bürger zu rühmen seien. Diese wurden sodann verpflichtet. Damit war die Überfahrt von Kappel aus nach Rheinau von badischer Seite amtlich anerkannt.

1834 war es soweit, daß zwischen Rheinau und Kappel der offene Streit ausbrach. Die Rheinauer hatten bis zu diesem Zeitpunkt mit ihrem großen Schiff die ausschließliche Überfahrt für größere Personengruppen sowie schwere Gütertransporte ausgeübt. Die Überfahrt kostete, gleichgültig ob durch ein Kappeler oder durch ein Rheinauer Schiff, 12 Kronen pro Person.

Nachdem sie mehrfach auf ihr ausschließliches Überfahrtsrecht hingewiesen hatten, begannen die Rheinauer, von Personen, die mit Kappeler Schiffen übergesetzt hatten, zusätzlich eine Gebühr von 4 Kronen zu erheben, um so die Konkurrenz auszuschalten. Auf eine Beschwerde des Oberrheinkreises in Freiburg hin, untersagte die Präfektur in Straßburg am 3. 2. 1835 diese illegale Gebührenerhebung.



Der Rheinübergang über den Kraftwerkdamm bei Gerstheim

phot. E. Löffel

Um klare Verhältnisse zu schaffen, beschlagnahmten die Rheinauer daraufhin zwei Kappeler Schiffe, die am westlichen Ufer gelandet waren. Die Kappeler zögerten nicht, das nächste an ihrem Ufer gelandete Rheinauer Schiff in Beschlag zu nehmen.

Dies hatte eine lebhafte Auseinandersetzung zwischen dem Kreisdirektorium und der Präfektur zur Folge. Das Kreisdirektorium wies hierbei darauf hin, daß die Gemeinde Kappel doch auch auf der französischen Liste als Landeplatz genannt sei. Es müsse daher angenommen werden, daß diese Gemeinde auch überfahrtsberechtigt sei.

Die Kappeler bemühten sich auf eine Weisung des Kreisdirektoriums hin, ihre behaupteten Rechte nachzuweisen. Dies gelang nicht. Man fand weder im Gemeindearchiv noch bei der Schifferzunft Urkunden, welche ein Fahrrecht über den Rhein begründeten. Sie wiesen jedoch darauf hin, die Kappeler hätten seit undenklichen Zeiten den Personentransport ungestört betrieben, nur bei

Waren hätten die Rheinauer Schiffer von ihnen Gebühren erhoben. Diese sollten nun einmal nachweisen, auf Grund welcher Rechte sie dies täten.

Dem Kreisdirektorium verblieb nach der Prüfung der Rechtslage lediglich die Feststellung, nachdem kein urkundlicher Nachweis für das behauptete Überfahrtsrecht geführt werden könne, sollten die Kappeler Schiffer sich auf das Übersetzen von Personen und leichtem Gepäck beschränken und sich aus diesem Besitzstande von den Rheinauer Schiffern nicht verdrängen lassen.

Diese ließen jedoch nicht locker und beschlagnahmten wiederum Kappeler Schiffe.

Am 14. 3. 1839 gaben die Kappeler Schiffer die Erklärung ab:

„Den Warentransport wollen wir bis zur definitiven Entscheidung über das Überfahrtsrecht den Rheinauer Schiffern allein überlassen, den Personentransport, für den wir amtlich verpflichtet sind, und wozu wir geeignete Schiffe angeschafft haben, geben

wir nicht auf, indem dieses Recht seit undenklichen Zeiten geübt und behauptet worden ist.“

Die Rheinauer versuchten es nun auf einem anderen Weg. Der Maire Schwab von Rheinau ersteigerte sich das Überfahrtsrecht in Rheinau und schloß mit dem Schiffer Gänshirt aus Kappel einen Vertrag, der diesen zum Transport von Personen und leichtem Gepäck ermächtigte. Die Rheinauer hatten zuvor zwei Schiffe des Gänshirt beschlagnahmt, der nun hoffte, auf diesem Weg wieder in deren Besitz zu kommen.

Die anderen Kappeler Schiffer protestierten gegen diesen Vertrag, der ein ausschließliches Fahrrecht der Rheinauer unterstellte. Das Bezirksamt Ettenheim verbot daraufhin dem Gänshirt, Pachtzahlungen an Schwab zu leisten. Der Erpressungsversuch der Rheinauer blieb somit erfolglos und Gänshirt der Dumme. Er bekam seine Schiffe nie wieder.

Dem Gänshirt wurde auf Weisung der Regierung des Oberrheinkreises durch das Bezirksamt Ettenheim anheimgestellt, die zuständigen französischen Zivilgerichte in Benfeld oder Schlettstadt anzurufen.

Trotz des vorhandenen Risikos fuhren weiterhin Kappeler Schiffe über den Rhein.

1840 setzten die Rheinauer ca. 3000 Personen sowie größere Güter, insbesondere Bauholz, Vieh und Wein über, die Kappeler ca. 600 Personen und insbesondere landwirtschaftliche Produkte sowie Wildpret.

Alle Bemühungen und diplomatischen Schritte der Großherzogl. badischen Dienststellen, eine Anerkennung des Kappeler Überfahrtsrechts durch Frankreich zu erhalten, scheiterten. Die französischen Dienststellen verwiesen jeweils auf das Privilegium vom Jahre 1494, an dem sich nichts geändert habe. Die Situation verschärfte sich zunehmend.

Am 6. 4. 1842 beschwerte sich die Regierung des Oberrheinkreises beim Departement in Straßburg darüber, daß dem Schif-

fer Cyprian Kirner aus Kappel, der Fußreisende übergesetzt habe, mit Waffengewalt sein Schiff weggenommen worden sei. Ein französischer Zollpächter habe hierbei nach Kirner geschossen und ihm eine Kugel durch das in der Hand gehaltene Ruder gejagt. Die Kappler beschlagnahmten daraufhin ein Rheinauer Schiff, was zur Folge hatte, daß die Rheinauer sodann insgesamt sechs Kappeler Schiffe auf dem linken Rheinufer festhielten.

Ein reger Schriftwechsel zwischen den Karlsruher Ministerien und der Präfektur in Straßburg war die Folge. Der Präfekt erklärte, vorbehaltlich durchzuführender Verhandlungen zwischen den Pariser und Karlsruher Ministerien über eine grundsätzliche Regelung, würden Gewaltmaßnahmen künftig unterbleiben, der Zöllner, der geschossen habe, sei zurückgezogen.

Auch die beschlagnahmten Schiffe würden, wenn die andere Seite dies auch tue, zurückgegeben, obwohl die französischerseits erfolgten Beschlagnahmungen im Gegensatz zu den badischen legal gewesen seien, denn stets sei ein Behördenvertreter anwesend gewesen, dort aber nicht! Ein Kappeler Schiffer habe sich sogar erlaubt, den Fährmann des französischen Pächters auf eine mit Wasser umgebene Sandbank zu stoßen, wo er dem Tode ausgesetzt gewesen wäre, wenn das Gewässer fortwährend, wie in den vorhergegangenen Tagen, angeschwollen wäre.

Die gegenseitig beschlagnahmten Schiffe wurden, soweit noch vorhanden, — einige waren verschwunden — am 20. 4. 1842 zurückgegeben. Man einigte sich hinsichtlich einer vorläufigen Regelung, wonach die Kappeler Personen, aber keine Waren übersetzen durften.

Das Fährschiff der Rheinauer war allmählich alt geworden. Die Gemeinden Kappel und Rheinau taten sich erstmals zusammen und baten im Jahre 1844, daß Frankreich und Baden gemeinsam eine



*Die Einweihung der wiederhergestellten Fähre zwischen Ottenheim und Gerstheim am 9. 9. 1961
Links: Präfekt Culloli, Straßburg, rechts von ihm Oberbürgermeister Pflimlin, Straßburg.
Rechts: Reg.-Präsident Dichtel, Bundestagsabgeordneter Prof. Dr. Furler, Landrat Dr. Wimmer
phot. Pfeiffer*

„fliegende Brücke“ (bac volant), somit eine Gierfähre einrichten sollten. Beide Gemeinden erklärten sich bereit, die notwendigen Anlagen innerhalb ihrer Gemarkungen zu erstellen, insbesondere Zufahrtsstraßen zu bauen. Das Bezirksamt Ettenheim und der Oberrheinkreis unterstützten diesen Wunsch mit dem Hinweis, zwischen Straßburg und Breisach bestünde keine sichere Verbindung über den Rhein. Kappel liege genau in der Mitte. Durch den Bau einer fliegenden Brücke würden alle Schwierigkeiten zwischen Kappel und Rheinau beendet.

Am 30. 11. 1846 teilte das Bad. Außenministerium der Badischen Gesandtschaft in Paris mit:

„Seine königl. Hoheit, der Großherzog, haben auf den untertänigsten Vortrag des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten in Betreff der Rheinüberfahrt zwischen Kappel und Rheinau die allerhöchste Ermächti-

gung zu erteilen, allergnädigst geruht, an die königl. französische Regierung den Antrag zu stellen, die dormalen zwischen Kappel und Rheinau bestehende einfache Fähre durch eine fliegende Fähre zu ersetzen.“

Bevor eine Entscheidung getroffen war, gingen die Kappeler ans Werk und bauten 1847 eine Straße bis zu ihrer Gemarkungsgrenze am „Taubergießen“.

Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten eine weitere Verzögerung des Vorhabens zur Folge. Etwa 30 badische Revolutionäre waren, insbesondere nach dem Attentat auf die badische Eisenbahn bei Orschweier, über den Rhein geflüchtet und hielten sich in Rheinau auf. Wie aus dem „gehorsamsten Bericht des Untersuchungsrichters vom 18. 10. 1848, die hochverräterischen Unternehmen im Großherzogtum Baden, hier die Rheinüberfahrt bei Rheinau betreffend“, hervorgeht, benutzten die Emigrierten den Rheinübergang bei Kappel, „um Nachts zu ihren Angehörigen zurückzukehren, sich mit

den erforderlichen Subsistenzmitteln zu versorgen und mit den übrigen nicht flüchtigen Angeschuldigten eine für die Untersuchung sehr nachteilige Verbindung zu unterhalten.“ Dem Bericht ist ferner zu entnehmen, die betreffenden Revolutionäre träten in ihren Heimatgemeinden ganz offen auf und liefen mit Gewehren bewaffnet umher. Kein Gendarm wage sie zu ergreifen. Auch die Bevölkerung habe keinen guten Geist, denn zum größten Teil hätte diese selbst ihre Freude an diesen Umtrieben, den Bürgermeistern ermangele die Energie.

Die Folge war die Besetzung des Brückenkopfes Kappel durch badische Truppen. Hiergegen und gegen die Hemmung des Verkehrs wandte sich der franz. Gesandte in Karlsruhe mit dem Hinweis, zu einem badischen Truppenaufmarsch in Kappel bestehe keine Ursache, der Präfekt habe die franz. Gendarmerie angewiesen, jeder Art Ansammlungen deutscher Emigranten am Rheinufer entgegenzutreten sowie jeden Versuch, den Rhein zu überqueren, zu verhindern. Im übrigen seien die in Rheinau lebenden badischen Emigranten wenig zahlreich und darüber hinaus sehr friedlich.

Die Lage klärte sich dadurch, daß der größte Teil der Flüchtigen nach Amerika auswanderte.

1852 wurden die Verhandlungen wegen der Gierfähre wieder aufgenommen, es wurde, wie es auch heute noch zu sein pflegt, zunächst eine Kommission gebildet. Erst 1858 geschah wieder etwas, nämlich die Bildung einer neuen, einer Spezialkommission zur Festlegung der verschiedenen Punkte, an welchen das Interesse der beiden Staaten die Herstellung von Übergängen, festen oder fliegenden Brücken, Fähren usw. verlange.

Die badisch-französische Kommission schlug sodann am 30. 4. 1859 diese Punkte vor. Die Hälfte der als notwendig anerkannten Überfahrten sollte von Frankreich,

die andere Hälfte von Baden betrieben werden. An Frankreich fiel hierbei u. a. die Fähre Kappel-Rheinau.

Am 1. 1. 1861 trat der Vertrag zwischen dem Großherzogtum Baden und Frankreich in Kraft. Hiernach sollten in unserem Raume zwei Überfahrten bestehen, nämlich zwischen Kappel und Rheinau sowie zwischen Ottenheim und Gerstheim. Die erstere sollte durch Frankreich, die letztere durch Baden betrieben werden. Die Umwandlung der Fähren in „fliegende Brücken“ wurde freigestellt. Damit waren erstmals klare Rechtsverhältnisse geschaffen. Bezüglich des Ausbaues der Fähre bei Kappel geschah jedoch nichts. Erst der Krieg von 1870/71 brachte die Wendung. In dem Bericht der Budgetkommission der Badischen II. Kammer für das ao. Budget für die Jahre 1872 und 1873 heißt es:

„Infolge der Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reich hat der bisherige wechselseitige Verkehr zwischen Baden und dem Elsaß an Umfang wesentlich zugenommen, so daß die Rheinüberfahreinrichtungen und damit die Herstellung eines leichteren Verkehrs von einem Land zum anderen nicht mehr genügen.“

Gemeinsam mit Elsaß-Lothringen sollten daher Schiffs- oder Jochbrücken u. a. auch zwischen Kappel und Rheinau sowie zwischen Ottenheim und Gerstheim errichtet werden.

Der Brückenvertrag zwischen Baden und Elsaß-Lothringen vom 15. 4. 1872 schuf die rechtlichen Voraussetzungen. Die Schiffbrücke zwischen Kappel und Rheinau wurde gebaut und am 25. 5. 1873 feierlich eingeweiht.

Sie überstand den Ersten Weltkrieg, wurde jedoch gleich zu Beginn des Zweiten zerstört. 1940 wurde sie wieder hergestellt und im Herbst 1944 endgültig vernichtet. Nach Beendigung des Krieges errichtete die französische Besatzungsmacht eine Gierfähre, die am 31. 9. 1967 durch eine Motorfähre er-

setzt wurde, nachdem durch den Bau des Rheinseitenkanals die Stromgeschwindigkeit zum Betrieb einer Gierfähre nicht mehr ausreichte.

III.

Der zweite Übergang über den Rhein im Raume des Landkreises Lahr bei Ottenheim entstand zweifellos später als der zwischen Kappel und Rheinau. Man kann jedoch mit Sicherheit annehmen, daß auch dort seit langer Zeit Überfahrten mit Nachen erfolgten.

Von dem Wunsch nach einer regulären Überfahrt über den Rhein bei Ottenheim erfahren wir erstmals durch einen Bericht des Direktoriums des Kinzigkreises an das Ministerium des Innern in Karlsruhe vom 11. 6. 1811. Es wird dort die Errichtung einer Fähre wie bei Kappel vorgeschlagen.

Nach seinem Dienstantritt als Oberamtmann in Lahr nahm Frhr. v. Liebenstein im Jahre 1814 die Angelegenheit in die Hand. Er beantragte die Errichtung einer Fähre zwischen Ottenheim und Gerstheim. Er wies hierbei darauf hin, daß die Rheinauer Fähre praktisch ein Monopol besitze und dieses auch weidlich ausnütze. Die Rheinauer Fährleute seien unverschämt in ihren Forderungen und darüber hinaus ungefällig und langsam. Der Weg von Lahr nach Ottenheim sei kürzer und besser als der nach Kappel. Die Gemeinde Ottenheim sei bereit, den Weg zum Rhein auf eigene Kosten auszubauen. Die Existenz zweier nicht weit voneinander entfernter Fährten hebe das Monopol auf und nötige die Fährleute beider Fährten durch die bestehende Konkurrenz zu einer gefälligen, prompten und billigen Bedienung der Reisenden. Keinesfalls wünsche er daher die Aufhebung der Rheinauer Fähre. Er empfahl sodann die Einführung fester Tarife. Dem Antrag Liebensteins war eine Denkschrift der Lahrer Handelsleute beigefügt, in der auf die erheblichen Vorteile einer Fähre bei Otten-

heim hingewiesen wurde. Es wurde ferner berichtet, daß die Gemeinde Gerstheim die Fähre ebenso sehr wünsche wie die Gemeinde Ottenheim.

Obwohl Karlsruhe nichts von sich hören ließ, begann, begünstigt durch die politische Entwicklung, ein reger Verkehr über den Rhein zwischen Ottenheim und Gerstheim.

In einem Bericht der Dominalverwaltung von Mahlberg an das Kreisdirektorium vom 4. 6. 1814 heißt es:

„Nach dem im Januar dieses Jahres erfolgten Rheinübergang der verbündeten Heere und ihrem weiteren Vordringen in Frankreich und nach dem bald darauf eingetretenen freien Verkehr zwischen den beiderseitigen Bewohnern bildete sich nahe Ottenheim allmählich eine Rheinüberfahrt, welche ihrer bequemen Lage und der besseren Wege wegen dem dies- und jenseitigen publico und besonders dem Lahrer Handwerksstand weit bessere Vorteile, als die bisherige jenseits bei Rheinau bestandene, an den dortigen Salmenwirt Schwab verpachtete Rheinüberfahrt.“

Er berichtet dann weiter, die Zolleinnahmen seien beträchtlich. Die Ottenheimer Überfahrt werde mehr und mehr der Rheinauer vorgezogen.

Am 31. 5. 1814 wurde der Pariser Friede geschlossen, der das Elsaß bei Frankreich beließ. Der Rhein wurde wieder Grenze, nachdem er „zwar nicht rechtlich, so doch tatsächlich“ diese Eigenschaft während einiger Monate verloren hatte. Das Ottenheimer Provisorium war zu Ende, die Rheinauer besaßen wieder ihr Monopol. Das Großherzogliche Ministerium des Innern teilte Liebenstein mit, es erscheine zweckmäßig, von dem Projekt Abstand zu nehmen, nachdem das Elsaß französisch geblieben sei und dem Vorhaben daher große Schwierigkeiten entgegenstünden. Die Antwort Liebensteins war unmißverständlich:

„Leider hat der Pariser Friede das Elsaß in der Gewalt des Erbfeindes von Deutschland

gelassen, und es ist nicht zu verkennen, daß dieser höchst beklagenswerte Umstand u. a. auch der Ausführung des für die hiesige Gegend so nützlichen und wichtigen Projektes der Errichtung einer Rheinfähre zu Ottenheim Schwierigkeiten entgegensetzt. Diese Schwierigkeiten sind aber keine unüberwindlichen Hindernisse, und es scheint daher, daß das Interesse unserer Untertanen, den Versuch sie zu beseitigen, zur Pflicht mache . . .

Ein Hochwohlhällisches Kreis-Direktorium ersuche ich daher gehorsamst, sich durch die vorhandenen Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen, um eine Anstalt zu gründen, die Recht und Politik für die Bewohner des diesseitigen Rheinufer in Anspruch nehmen . . .

Wenn gütliche Vorstellungen es nicht dahin brächten, daß die Franzosen diejenigen Vorkehrungen trafen, welche die Fähre jenseits erforderten, so bliebe kein anderes Mittel übrig, als auch die Rheinauer Fähre diesseits nicht mehr landen zu lassen. Diese Repressalie mit einiger Beharrlichkeit angewandt, würde sicherlich die Franzosen zur Nachgiebigkeit bewegen.“

Das Ministerium des Innern ersuchte daraufhin das Kreis-Direktorium, „dem Amt Lahr ist zu erwidern, man überlasse demselben, lediglich mit der betreffenden jenseitigen Behörde hierwegen in Communication zu treten und unter Vorstellung des dienlichen wechselseitigen Verkehrs den Versuch in Güte zu machen sowie alsdann zu berichten“.

Liebenstein schrieb sodann den Unterpräfekten von Benfeld an, erhielt aber nicht einmal eine Antwort.

Nach der Rückkehr Napoleons nach Frankreich besetzten deutsche Truppen wiederum das linke Rheinufer. Liebenstein nutzte unverzüglich die Chance und beantragte, die gegebene Lage nunmehr zur Errichtung der Fähre zu benutzen.

Die Antwort war enttäuschend. Das Großherzogliche Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erklärte, bis zur Berichtigung der Rheingrenze mit Frankreich sei in der Fährengelage nach den Bestimmungen des Pariser Friedens zu verfahren. Bis zur Wiederherstellung des unterbrochenen Friedens müsse der Antrag Liebensteins auf sich beruhen.

Die Bemühungen des Lahrer Oberamtmanns sowie des Kreis-Direktoriums, das Karlsruher Ministerium zu einer Änderung seines Standpunktes zu bewegen, blieben erfolglos. Liebenstein wies darauf hin, die Franzosen hätten kein Recht, sich als alleinige Herren des Rheines aufzuspielen. „Wir dürfen nur ernstlich wollen, was unser Vorteil sowohl als unser Recht gebietet, und es wird gewiß erfüllt werden.“

Die Ministerien machten sich die Ablehnung des ihnen unbequemen Antrages sehr leicht. In dem Erlaß vom 30. 6. 1816 heißt es, allzuviele Landeplätze seien nachteilig. Sie erleichterten den Eingang verbotener Waren und das Vordringen verdächtiger Personen sowie in Kriegszeiten den feindlichen Rheinübergang, Rheinau sei für Landungen eingerichtet, im übrigen liege Kappel so nahe bei Lahr wie Ottenheim.

Diese Begründungen waren wahrhaft erstaunlich. Das Projekt schien endgültig gescheitert. Es bereitete daher eine große Überraschung, als 1825 nunmehr der Straßburger Präfekt die Initiative ergriff. In einem Schreiben an das Direktorium des Kinzigkreises stellte er fest, die Einrichtung einer Fähre zwischen Ottenheim und Gerstheim entspreche dem Wunsche der Bevölkerung sowohl von Gerstheim als auch von Ottenheim. Die Fähre lasse sich leicht einrichten. Ein technisches Gutachten war beigelegt.

Der Antrag des Präfekten machte die badischen Behörden unsicher. Was konnte wohl dahinterstecken? Also ablehnen, mochte die Begründung noch so schwach sein! Der Nachfolger Liebensteins im Amt



Feierliche Eröffnung der Fähre am 9. 9. 1961

in Lahr meinte, unter den „gegenwärtigen merkantilen Verhältnissen“ sei eine Vermehrung der Rheinpassagen nicht ersprießlich. Der Bezirksamtmann von Ettenheim verwies auf „das uralte Besitztum alter Schifferrechte“ der Kappeler, von denen wir wissen, daß sie nie bestanden und darauf, daß nur die Lahrer gewinnen würden sowie, daß die Gelegenheit, verbotene Waren auf

sicheren und kürzeren Wegen einzuführen, mehrfach dargeboten wäre. Das Kreisdirektorium berichtete:

„Wenn man bedenkt, wie sehr das franz. Gouvernement den Verkehr der diesseitigen Untertanen auf alle mögliche Weise zu beschränken sucht, so läßt sich auch nicht bezweifeln, daß der unerwartete französische Antrag der Präfektur zu Straßburg keines-

wegs das allgemeine Beste, sondern nur den privaten Vorteil der jenseitigen Untertanen bezweckt, und es möchte hier gar wohl das Proverbium der Alten passen „latet anguis in herba“ (es verbirgt sich die Schlange im Gras).

Der Vorschlag des Präfekten wurde zurückgewiesen. Trotzdem nahm der Verkehr mit Nachen zwischen Ottenheim und Gerstheim stetig zu.

Der Ausgang des 70er Krieges brachte auch hier die Lösung. Eine Schiffbrücke zwischen Ottenheim und Gerstheim wurde gebaut und am 8. Juni 1873 dem Verkehr übergeben.

Durch einen außergewöhnlich starken Eisgang wurde sie im Winter 1918/19 zerstört. 1920 wurde sie wieder hergestellt. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden die Brückenjoche gesprengt. 1940, nach dem Rheinübergang der deutschen Truppen, wurde zwischen den Brückenköpfen eine Fähre in Betrieb genommen. Kurz vor Kriegsende wurde sie durch Bomben und Bordwaffenbeschuß völlig zerstört.

Seit 1957 bemühten wir uns um eine Wiederherstellung dieser Verbindung über den Rhein, mit dem Fernziel des Baues einer festen Brücke. Durch eine ausgezeich-

nete Zusammenarbeit der kommunalen, politischen und staatlichen Dienststellen und Persönlichkeiten beiderseits des Rheines wurde die Wiederherstellung der Fähre erreicht. In einer eindrucksvollen Feier wurde sie am 9. 9. 1961 in Gegenwart u. a. des Präfekten Cuttoli von Straßburg und des Regierungspräsidenten Dichtel aus Freiburg in Betrieb genommen.

Infolge der Ableitung des Stromes nach Fertigstellung der Staustufe Gerstheim in den Rheinseitenkanal mußte der Fährbetrieb am 1. 8. 1967 eingestellt werden. Bis zum Bau einer festen Brücke wird der Verkehr nunmehr über eine Werkstraße der EdF zum Kraftwerkdamm geführt, der bereits Bestandteil der route nationale Nr. 426 ist. Die Tatsache, daß auf der französischen Seite gleichzeitig mit dem Bau der Staustufe Gerstheim ein Brückenkopf im alten Rheinbett errichtet wurde, bestärkt uns in der Hoffnung, daß wir unser Ziel, die feste Brücke anstelle der weggefallenen Fähre, somit die erste zwischen Breisach und Straßburg, erreichen werden.

Die größte Freude und Genugtuung bereitet uns aber der andere „Brückenschlag“, der uns nach Jahrhunderten der Feindschaft und der Kriege mit unseren Freunden jenseits des Rheines auf Dauer verbindet.

Aus der Erdgeschichte von Lahr und seiner Umgebung

von Kurt Sauer, Freiburg i. Br.

Das Gebiet der Stadt Lahr und des nach ihr benannten Landkreises (44451 ha) ist durch außerordentliche Vielfalt seiner Landschaft gekennzeichnet. Sie wird in den morphologischen Gegensätzen deutlich, die sich in den Höhenunterschieden klar dokumentieren. Dundenheim steht mit 148 m Meereshöhe im Gegensatz zum Hünersedel mit 744 m. Die Höhenlage der Kreisstadt ist 170 m. Höhendifferenzen von 600 m entstehen nicht von heute auf morgen. Sie brauchen Zeit. Solche stand im bisherigen Ablauf der Erdgeschichte reichlich zur Verfügung. Innenbürtige Kräfte (Gebirgsbildungen, Krustenbewegungen) und außenbürtige (z. B. Klima, Wasser, Wind) haben sie bewirkt. Sie schufen das Material *Gestein*, formten es nach seiner Bildung an der jeweiligen Oberfläche zur Landschaft. Diese ist selbstverständlich nicht einheitlich, nicht aus einem Guß, sondern artenreich und vielgestaltig. Dokumente liegen also in der Landschaft, müssen dort aufgespürt werden, bedürfen der geologischen Analyse, um daraus den Ablauf der Erdgeschichte der südlichen Ortenau abzuleiten und deren Besonderheiten herauszustellen.

Eine ausführliche Beschreibung und Bewertung der vorhandenen *Eruptivgesteine* (Plutonite und Vulkanite), der *Sedimentgesteine* (Sedimentite) und der *metamorphen Bildungen* (Metamorphite) ist im vorgegebenen Rahmen weder möglich noch erwünscht. Eine Übersichtstabelle zur raschen und ausreichenden Orientierung des Lesers ist beigegeben. Sie enthält alle Gesteine, die in der südlichen Ortenau entweder direkt an der Oberfläche zu beobachten oder durch Bohrungen im Untergrund nachgewiesen sind. Deren Bildung verteilt sich auf mindestens 550 Mio. Jahre. Die Einstufung der einzelnen Formationen ist insbesondere durch die in-

tensive geochronologische Forschung der letzten Jahre möglich geworden, die in der Aufstellung einer Erdzeit-Skala gipfelte. Die Tabelle enthält darüber hinaus Angaben zur Wasserführung und technischen Verwendungsmöglichkeit der Gesteine und Hinweise auf typische Aufschlüsse. Ein kleines Verzeichnis des wichtigsten Schrifttums ist beigegeben.

Blickt man an einem klaren Tag aus der Nähe des Rheins nach Osten, läßt sich eine *Dreigliederung der Landschaft* deutlich erkennen. Die *Oberrheinebene* liegt als erstes vor dem Beschauer ausgebreitet, durch folgende Eckpunkte und Linien umrissen: Rheinstrom — Ringsheim — Bundesstraße 3 — Oberschopfheim — Dundenheim. Der östlich anschließende Raum zwischen dem Ettenbachtal, dem Lauf der Schutter vom Knie bei Schweighausen bis nach Seelbach, von dort entlang einer geraden Linie bis zum Steinfirst, dann über den Südhang des Diersburger Tals nach Oberschopfheim sind die Lahrer *Schwarzwald-Vorberge*. Die Erhebungen des *mittleren Schwarzwaldes* machen dahinter den Beschluß.

Die *heutige Landschaft* ist nach Oberflächenform und Aussehen durch das *erdgeschichtliche Geschehen seit dem Ende der Eiszeit* und die *Tätigkeit des Menschen* bestimmt. Für ihre *innere Struktur*, die sich in der geschilderten Dreiteilung klar ausdrückt, ist aber das letzte bedeutende geologische Ereignis in Südwestdeutschland, die *Bildung des Oberrheingrabens*, verantwortlich, die zu Beginn des Tertiärs einsetzte und mit dessen Ende (Pliozän) nach einem kräftigen Paroxysmus ausklang. Die 300 km lange, SSW—NNO gerichtete Zone von Basel bis Frankfurt mit maximaler Breite von 36 km erhält in diesem Zeitabschnitt ihre heute erkennbare Architektur, welche leider

gerade im Raum Lahr infolge der mächtigen Kies-Sandablagerungen in der Rheinebene und des mächtigen Lößpanzers in den Vorbergen noch weitgehend unbekannt ist. Man weiß wohl um den Rohbau, aber die Ausschaffung fehlt noch!

Die Oberrheinebene

Der Anteil des Kreises an ihr ist beträchtlich. Mehr als die Hälfte seiner Ortschaften liegt in ihr, ganz davon abgesehen, daß mehr als 50 % der Kreisgemeinden das in ihren Kiesen vorhandene Grundwasser aus Tiefbrunnen durch Pumpwerke zu Trink- und Brauchzwecken entnehmen. Sie ist die heutige, auch als *Niederterrasse* bezeichnete Oberfläche eines Teiles des ausgedehnten Schotterfangs „Oberrheingraben“, der die Fracht der pliozänen Flüsse und die Kies-Sande der eiszeitlichen Schmelzwässer von Alpen und Schwarzwald aufgenommen hat. Die Mächtigkeit der quartären (eis- und jetztzeitlichen) Locker-Sedimente (Schotter) kann zwischen mehr als 150 und weniger als 10 m liegen. Zahlreiche Schürf- und Tiefbohrungen der Gewerkschaft Elwerath (Hannover) im Raum um Ichenheim anlässlich der Erdölaufschlußarbeiten in den 1950er Jahren haben Mächtigkeiten zwischen 117 und 160 m nachgewiesen. Eine Bohrung im Wasserwerksgelände der Stadt Lahr bei Langenwinkel (Blatt 7612 Ottenheim, r = 3411730, h = 5357300) hat trotz der geringen Entfernung zu den Vorbergen noch 73 m quartären Kies angetroffen, der auf pliozänen Sanden liegt. Südlichere Bohrungen beim Hurster Hof, im Bereiche der Gemarkungen Allmannsweier, Nonnenweier, Kippenheimweiler haben den Kies bei 50 m, auf Gemarkung Kappel bei 60 m noch nicht durchsunken. Eine 1967 bei Mahlberg für die Wasserversorgungserweiterung der Stadt ge-teufte Bohrung (Blatt 7712 Ettenheim, r = 3412000, h = 5349980) hat dagegen nur 16,90 m Quartär-Kies angetroffen, der auf Mergelstein des Mittleren Keupers aufliegt.

Die mächtigen Kiesablagerungen sind weder im Material noch im Verwitterungsgrad einheitlich. Die obersten 60 m sind meist frisch, hart und unverwittert, darunter folgen verwitterte und weichere, vielfach auch stark mit Schluff durchsetzte Kiese und Sande. Die Schotter sind mit Ausnahme der Randzone nahe den Schwarzwaldvorbergen vorwiegend aus Gesteinen aus dem Ursprungsgebiet des Alpenrheins aufgebaut (hauptsächlich Graue Kalke, Quarzite). Sie sind durch unausgeglichene Kornverteilungskurven derartig gekennzeichnet, daß Steine, Grob- und Mittelkies sowie Mittel- und Feinsand vorhanden sind, Grobsand und Feinkies (= Mittelkorn) aber fehlen. Örtlich verbreitete Schlufflagen sind stellenweise reich an noch nicht abgebauten organischen Resten (Pflanzen und Bäume). Man findet jedoch immer wieder in ganz verschiedenen Tiefenlagen Kiese aus dem kristallinen Schwarzwald und seinen Vorbergen, insbesondere in der Mündung des Schuttertales, wo Quarzporphyr- und Buntsandsteingerölle als Komponenten überwiegen. Das vom Schwarzwald stammende Kies-Sandgemisch ist meist mit Mittelkorn gut ausgestattet und im Gegensatz zur alpinen Fracht nur unvollkommen gerundet. Blöcke von Kubikmetergröße sind darin keine Seltenheit. Die von Ort zu Ort wechselnden Kiesmächtigkeiten und das geologisch verschiedene Alter ihrer undurchlässigen Sohlschichten sind durch die Bildung des Oberrheingrabens bedingt, die Schollen aus Schichten verschiedenen Alters nebeneinander gesetzt hat. So erklärt es sich, daß sogar in dem eng begrenzten Raum um Ichenheim die Kiesdicke schwankt (siehe S. 54) und einmal der Septarien-Ton, das andere Mal die Meletta-Schichten, dann wieder die Streifigen Mergel des Sannoisiums oder die Niederrödderner Schichten des Oberen Chattiums die Unterlage bilden, bei Mahlberg aber der Keuper des Mesozoikums. Die Bohrung 4 der Gewerkschaft Elwerath zwischen Ichenheim und Dundenheim gibt



Blick vom Schutterlindenberg auf Schuttern und die Oberrheinebene

phot. Hoog

eine Vorstellung von der Größenordnung der Verstellungsbeträge. Sie hat die Grenze von Grundgebirge zu Buntsandstein, die am Pflingstberg bei ± 500 m liegt, rund 1569 m unter dem Meeresspiegel angetroffen. Der Gesamtverwurfsbetrag zwischen beiden Punkten ist mit rund 2070 m beträchtlich!

Der *Kies-Sand* des jüngeren Pleistozäns (Niederterrasse der Würm-Eiszeit) ist als *Zuschlagstoff* zur *Betonherstellung* und als *Schüttmaterial* für den *Straßen- und Wegebau* äußerst begehrt (ehemalige Seitenentnahmen der Bundesautobahn, zahlreiche Kies- und Sandgruben bis 20 und mehr Meter in das Grundwasser). Die Nutzung der großen Vorkommen hat zu einer nicht unbeträchtlichen Stärkung der Wirtschaftskraft des Kreises geführt. Der Kies-Sand ist aber gleichzeitig auch das *Gefäß* (Leiter) für das *Grundwasser*, das heute schon weitgehend, in der Zukunft wohl ausschließlich, zur Ver-

sorgung der Bevölkerung mit Trink- und Brauchwasser verwendet wird. Eingehende Grundwasseruntersuchungen der letzten Jahre haben erwiesen, daß die Vorräte nach Menge und Güte recht unterschiedlich sind. Der *Robstoff Wasser* ist äußerst schutzbedürftig geworden. Die Raumordnung muß hier die konkurrierenden Interessen am Kies als Baustoff und als Grundwasserspeicher aufeinander abstimmen, wobei im Zweifelsfalle dem Wasser als Lebensmittel und Grundstoff für die menschliche Existenz immer Vorrang eingeräumt werden muß. Es wird aber keineswegs verkannt, daß auch die wirtschaftlichen Interessen berücksichtigt werden müssen, sofern das Wasser dadurch keinen Schaden erleidet.

Die Schwarzwald-Vorberge

Sie sind dem Grundgebirgsschwarzwald vorgelagert und beginnen morphologisch öst-

lich der Bundesstraße 3. Sie stellen eine SSW-NNO orientierte *tektonische Einheit* dar, die den Landkreis von Ringsheim bis nach Niederschopfheim auf rd. 21 km Länge berührt. Ihre größte Breite erreicht sie mit 13,5 km zwischen Ringsheim und Dörllinbach. Sie verschmälert sich nach N und hat auf der Höhe von Friesenheim nur noch rd. 8 km Breite. Im Osten findet sie ihre Grenze an der *äußeren* (östlichen) *Rheingrabenverwerfung*, jener steil nach W einfallenden Bewegungsfläche, hinter welcher das kristalline Grundgebirge des Schwarzwaldes folgt. Der bedeutende Randbruch kommt vom Grubhof im S her, zieht in Richtung Höhengasthaus Pflingsteck, dann auf der O-Seite von Raubühl und Fohrenbühl und weiter durch oberes und unteres Prinschbachtal, folgt dem untersten Teil desselben zwischen Kappelberg und Trescherhalde nach NW, danach von dessen Einmündung in das der Schutter dem gleichnamigen Tal bis auf die Höhe des Dautensteiner Schlosses. Dort ändert er auf einer kurzen Strecke, die Richtung und schwenkt nach O, dreht aber bald wieder nach N um, danach östlich von Lützelhardt und Eichberg weiterziehend, um der Ostflanke des Großen und Kleinen Hohner zu folgen. Dann streicht er, mehr oder minder nur generell erfaßbar, nach NNO auf das Bildstöckle westlich vom Steinfirst zu, von dort auf dem Südhang des Diersburger Tales, diesem etwa parallel.

Die *Westgrenze* der Vorberge ist ebenfalls *tektonisch* bedingt und unter stärker Verallgemeinerung etwa durch den Verlauf der Bundesstraße 3 gekennzeichnet. Dieser in seiner Erscheinungsform deutliche Abbruch zur Rheinebene ist aber keinesfalls mit der *inneren* (westlichen) *Rheingrabenverwerfung* identisch, welche die höheren Randschollen aus permischen bis ältertertiären Schichten gegen die tief versenkten Grabenschollen aus mächtigen, jüngeren Tertiärsedimenten abtrennt (vgl. Bohrung Offenburg 4, S. 54). Die markante Störung liegt weiter im W (in

SSW-NNO-Richtung zwischen Schutterwald und Niederschopfheim durchstreichend). Die sichtbare Westgrenze der Vorberge ist im Gegensatz zur östlichen Trennfläche, die in zahlreichen Aufschlüssen zu fassen und deshalb schon mit einiger Genauigkeit festzulegen ist, nur an ganz wenigen Punkten etwas einzuengen. Sie dürfte durch ein Wechselspiel rheinisch orientierter Verwerfungen mit solchen darauf \perp senkrecht stehenden bedingt sein, die einen hakenartigen Versatz der Hügel bewirken. Sie erklären das immer wieder zu beobachtende Vor- und Zurückspringen des Vorbergzonenwestrandes.

Die Vorberge werden durch eine wichtige, i. A. ebenfalls rheinisch (SSW-NNO) verlaufende Verwerfung in einen ausgedehnten *östlichen Buntsandstein-Komplex* und eine *Westpartie* aufgeteilt, deren Aufbau *Sedimentite* des *Erdmittellalters* vom Muschelkalk bis zum Oberen Dogger und der älteren *Erdneuzeit* (Eozän, Oligozän) besorgen. Leider sind Aufschlüsse in der letzteren infolge der mächtigen Lößüberdeckung sehr selten. Man bezeichnet die Trennlinie zweckmäßig als *Bleichheim-Wallburger Störung*, die im Süden Heimbach-Landecker Verwerfung genannt wird. Sie läßt sich im Gelände leicht ausmachen, da sie in etwa der Grenze zwischen landwirtschaftlich genutztem und mit Reben bestandenen Gebiet im W und den Laub- und Nadelwäldern im O folgt. Ihr Verlauf ist durch eine \pm gerade Linie von Bleichheim bis Münchweier bestimmt, die bis Wallburg anhält. Von dort streicht sie nach Schmieheim hinein, wo sie zwar aus der gewohnten Richtung ausbricht nach NNW, um aber nördlich der Haselstauden wieder auf rheinisch einzuschwenken. Sie zieht dann von Sulz am Waldrand entlang nach Lahr, überquert das Tal der Schutter unter deren Schottern, verläuft am Westfuß von Altenberg und Altvater und dann etwas östlich von Heiligenzell und Oberweier in Richtung Diersburg.



Blick vom Schutterlindenberg nach Norden über die Vorbergzone

Foto-Hoog, Lahr

Die Westpartie ist durch zahllose Verwerfungen rheinischer Richtung und auf dieser senkrecht stehende in kleine Einzelschollen verschiedenster Größe und Begrenzung zerlegt, die ein förmliches Mosaik bilden. Selbstverständlich ist auch die *Buntsandsteinplatte* in sich nicht einheitlich, sie ist aber großflächiger gegliedert.

Der *Buntsandstein* als rotes (durch feinstverteilte Eisenverbindungen), fast nur aus Quarzkörnern verschiedenster Größe bestehendes Gestein ist bestimmend für den Charakter der Lahrer Landschaft. Infolgedessen sind einige Bemerkungen über seine Entstehung angeschlossen, die um so mehr berechtigt sind, als der bekannte Geologe H. v. Eck anlässlich seiner Gutachtertätigkeit für die erste zentrale Wasserversorgung der Kreisstadt (1884) den Buntsandstein in den Vorbergen zum ersten Male eingehend ge-

gliedert hat. Ein Teil der Abfolge ist in der Wissenschaft auch nach ihm benannt (Eck'scher Konglomerat-Horizont = basale Schichten des Mittleren Buntsandsteins). Für Gliederung und Mächtigkeiten wird auf die Tabelle verwiesen. Die Ablagerungen sind wie jene des *Oberrotliegenden*, die flächenmäßig unbedeutend sind, unter aridem Klima (trocken und warm) in einer weiten und flachen Niederung entstanden als Strandsteppen- und -wüstenbildungen, in die gelegentlich — vor allem gegen Ende — das benachbarte Meer von O und NO eindrang. Mehr oder minder salzige Binnenseen waren in abflußlosen Senken vorhanden, die von Wolkenbrüchen gespeist wurden. Reißende Flüsse, ähnlich den heutigen Wüstenwadis, bahnten sich zeitweilig ihren Weg, von den Rändern des umgebenden Festlandes wurde Sand und Kies beigebracht.

Vieles wurde wieder abgetragen und nach einiger Zeit erneut abgelagert. Aufgrund der im Gestein noch vorhandenen früheren (remanenten) Magnetisierung läßt sich feststellen, daß der Nordpol der Buntsandsteinzeit in einem Punkte durch die Erdkugelstach, der durch die heutigen Werte von 155° östl. Länge und 61° nördl. Breite bestimmt ist. Damit läßt sich errechnen, daß sich der Hauptteil des heutigen Buntsandsteines zu beiden Seiten des Schwarzwaldes zwischen 5 und 20° nördl. Breite erstreckte. Legt man für jene Zeit die heutige Klimagliederung der Erde zugrunde, so ergeben sich für den Raum Lahr Verhältnisse, wie sie gegenwärtig in den ariden und semiariden Zonen Afrikas herrschen. Das Gestein ist in zahlreichen und großen Steinbrüchen aufgeschlossen, da es bis zum Siegeszug des Betons ein sehr beehrter Baustoff war. Zahllose kirchliche und profane Bauten sind damit errichtet worden. Der Sandstein wurde zum Straßenbau und für Flußkorrekturen (Rhein) verwendet. Heute verfallen die Brüche mehr und mehr, sofern sie nicht als Mülldeponien verwendet werden. Man muß verschiedene heute bereits unter Naturschutz stellen, damit man sich in späteren Zeiten noch einen unmittelbaren Eindruck vom Gestein und seinem Aufbau verschaffen kann.

Die Ablagerungen des *Muschelkalks* sind nur noch in ganz wenigen und schlechten Aufschlüssen bei Kippenheim (Haselstauden) und Schmieheim zu sehen. Darin angelegte Steinbrüche lieferten früher den Rohstoff für Brandkalk. Auch hierfür besteht heute keine Nachfrage mehr. Mit neuen Aufschlüssen ist deshalb nicht mehr zu rechnen. Mit Fundpunkten in den *Keupersedimenten* ist es noch schlechter bestellt. Sie werden in dem Westteil der Vorberge ganz selten durch Schürfungen oder Bohrungen ephemer angeschnitten, z. B. auf der Gemarkung Mahlberg, wo bisweilen auch Teile des *Unteren* oder *Schwarzen Jura* (Lias) zum Vorschein kommen.

Der ältere *Mittlere* oder *Braune Jura* (Dogger), der im Westteil der Vorberge zwischen Bleiche und Ettenbach ansteht, hat größere Bedeutung erlangt, weil in ihm bei Ringsheim ausgedehnter Bergbau auf Eisen umgeht. Gute und besuchenswerte Aufschlüsse sind dort vorhanden, die auch für den Fossilienjäger lohnen. Sie werden später bei den nutzbaren Lagerstätten besprochen.

Aus der *Erdneuzeit* müssen die eoziänen bis oligozänen Süßwasser-(Melanien-)Kalke und Kalksandsteine (z. T. feinkonglomeratisch und -ooidisch) aus dem verlassenen Steinbruch an der Bundesstraße 3 in Dinglingen genannt werden. Gelegentlich entstehen in den oligozänen Kalksandsteinen und Küstenkonglomeraten unter der Lößdecke des Schutterlindenberges kurzlebige Aufschlüsse, die das geologische Bild des Lahrer Raumes vervollständigen.

Auch Zeugnisse des *tertiären Vulkanismus* fehlen nicht. Der *Olivin-Melilitz-Nephelinit* (basisches Ergußgestein) des *Mahlberger Schloßberges* ist eines der Wahrzeichen des Lahrer Raumes. Er ist im Schloßkeller anstehend aufgeschlossen. Der heute aufgelassene Abbaustollen IV der Grube Kahlenberg der Barbara Erzbergbau A.G. zwischen Herbolzheim und Ringsheim hat einen großen vulkanischen Tufschlot durchörtert. Kleine Tufschlote sind in den Hauptrogensteinbrüchen auf Gemarkung Herbolzheim zugänglich.

Die Vorberge enthalten zwar lückenlos geologische Dokumente über einen Zeitraum von 225 Mio. Jahren, es ist aber infolge der sehr schlechten Aufschlußverhältnisse sehr mühevoll, sie aufzuspüren und daraus den geologischen Bauplan abzuleiten. Neue Fundpunkte bedingen daher meist bessere oder gar umwälzende Erkenntnisse.

Der Schwarzwaldanteil

Er beginnt im O der äußeren Rheingrabenrandverwerfung und vermittelt keineswegs den imposanten Eindruck einer steil auf-



Höhenlandschaft am Hallenwasen mit Blick ins obere Schuttertal

Foto-Hoog, Lahr

steigenden Felsmauer, wie man ihn etwa vom Südschwarzwald gewohnt ist. Kein Unterschied ist zunächst morphologisch östlich des Bruches zu bemerken. Die anschließende *Platte* mit den für die Lahrer Gegend kennzeichnenden *permischen Quarzporphyren* mit Gipfelhöhen zwischen rd. 500 und 640 m (Heuberg bis Steinfirst) zeigt gegenüber den östlichen Vorbergen keine topographischen Unterschiede. Die Quarzporphyre sind \pm saure Ergußgesteine aus der saalischen Phase der variskischen Gebirgsbildung. Man unterscheidet im Gebiet die gebleichten, weißlichen und grauen *Schlotporphyre* von Gaisberg und Weißmoos (hier brekziös) und die *Porphyrlaven* (Deckenporphyre) vorwiegend violetter Farbe („Leberstein“ des Volksmundes), die sich um die Hohengeroldseck scharen (Schweighausen, Lindenbühl, Kallenwald, Rebio, Geroldseck, Rauhkasten, Stein-

first). Sie belegen heute noch eine Fläche von rd. 38 km² (10 um die Geroldseck mit 35; 5 bei Schweighausen mit 3 km²). Den besten Einblick in einen solchen Lavastrom bietet der Steinbruch des Schotterwerkes Schönberg im Rebio, der mehr als 100 m mächtig ist. Das Gestein ist für Straßenbauzwecke sehr begehrt. Die ursprüngliche Fläche, die durch Krustenbewegung und flächen- sowie linienhafte Abtragung seit ihrer Ablagerung dezimiert wurde, mag mehr als 70 km² betragen haben. Es besteht Grund zur Annahme, daß die Lava aus zwei Förderschloten stammt, die sich am W- und S-Hang der Geroldseck befinden, ob sie von einander getrennt sind oder eine gemeinsame Förderspalte darstellen, ist nicht zu klären. Die Vulkanika liegen entweder auf einer geringmächtigen Unterlage aus Arkosesandsteinen und Schiefer-tonen, die in das *Unterrotliegende* zu stellen



Kahlenberg, Lindengruppe Naturdenkmal

phot. H. Kleiber, Freiburg

und landbütig (Zerstörungsprodukte des variskischen Gebirges) sind, oder unmittelbar auf Gneis oder Gneisanatexit. Lediglich im Bereich der Geroldseck folgen unter dem Oberrotliegenden ältere Ablagerungen derselben Beschaffenheit, die *oberkarbonisches Alter* (Stefanium) haben. Im obersten Emersbachtal befinden sich darin unbedeutende Schmitzen von Kohle geringer Mächtigkeit und Ausdehnung (cm-, bzw. m-Bereich), welche im 18. und 19. Jh. immer wieder Anlaß zu Schürfschächten sowie Bohrungen gaben in der Hoffnung, ebenfalls eine nutz-

bare Lagerstätte aufschließen zu können wie im benachbarten Steinkohlezug Diersburg-Berghaupten. Den Bemühungen blieb der Erfolg versagt. Die Schichten sind lediglich durch sehr zahlreiche und auch schöne Reste fossiler Pflanzen und Gehölze in der Wissenschaft und bei Sammlern bekannt geworden. Der Heuberg im W des Hünersedels ist aus *Tuffen* aufgebaut, die ebenfalls Produkte des geschilderten Vulkanismus sind. Mit Ausnahme des Porphyrvorkommens des Gaisberges befinden sich alle Zeugnisse des permischen Vulkanismus auf der sog. „Por-



Birken auf dem Weidfeld am Gaisberg

phot. H. Kleiber

phyrplatte“. Diese wird in ihrem Westteil durch markante Verwerfungen rheinischer Richtung in schmale N-S-Späne aufgegliedert, die zur Grabenrandverwerfung überleiten und Sprunghöhen zwischen 60 und 90 m aufweisen.

Die *Horstscholle* des *Hünersedels* schließt an sie im O an. Eine rheinisch streichende Verwerfung von ± 130 m Sprunghöhe trennt sie ab. Sie besteht fast nur aus Gneis und Gneisanatexit (Präkambrium bis Oberdevon), in welchen weiter im N karbonische

Granite, Ganggranite und Granitporphyre stecken. An Deckgebirge sind nur noch das Unterrotliegende sowie der Porphyry des Gaisbergs zu erwähnen. Ohne eindeutige Abgrenzung folgt im O der *Heidburggraben*, in dem das Deckgebirge über dem Gneis z. T. bis zum Mittleren Buntsandstein erhalten ist. Seine Ostbegrenzung ist durch eine eindeutige Verwerfung markiert, hinter der sich, schon außerhalb des behandelten Gebietes, der eigentliche mittlere Schwarzwald erhebt.

Nutzbare Lagerstätten

Sowohl in den Vorbergen wie auch im Schwarzwaldanteil ging und geht heute noch Bergbau um. Der Abbau auf *Gangerze* ist heute erloschen, *sedimentäre Eisenerze* bei Ringsheim werden gegenwärtig noch gewonnen.

Der rd. 3,5 km lange, mit 10° (also fast N-S) streichende *silberhaltige Schwerspat-Bleiglanz-Gang* von *Prinzbach* wurde vom 13. bis ins 19. Jahrh. abgebaut. Er war der Grund des Reichtums der mittelalterlichen Bergbaustadt. Er ist hydrothermal (Abscheidung der Erze aus heißen, wässrigen Lösungen) und oberkarbonischen Alters, steht, soweit heute noch erkennbar, vorwiegend in feinkörnigem Ganggranit und läßt sich vom Westhang des Steingrabenkopfes bei Prinzbach durch Ausbisse und Zeugnisse früherer Abbautätigkeit (Verhaue, Pingen, Stollenmundlöcher) bis zur ehemaligen Ziegelhütte bei der Biberacher Kinzigbrücke verfolgen. Der etwa 1,8 km lange (soweit heute feststellbar), 355° streichende, steil nach W ($65\text{—}85^\circ$) fallende, 0,2 bis 0,9 m mächtige *Michaelgang* des Reviers *Gereuth-Weiler* der Gemarkung *Schönberg* reicht vom Hörnlesgraben im S zum Lange Dobel im N. Er setzt im S zunächst in Paragneis, dann in Ganggranit auf (Ausläufer des Nordracher Granitmassivs). Es handelt sich ebenfalls um eine Lagerstätte *silberhaltiger sulfidischer Blei-Zinkerze* hydrothermaler Provenienz, jedoch tertiären Alters. Sie enthält nach neuesten Untersuchungen auch Uranmineralien der Oxydationsphase. Pechblende wurde nicht nachgewiesen. Gebaut wurde im Süden durch die Grube Michael im Weiler, am Nordende durch die Grube Silbereckle. Abbau ist zum 1. Male 1468 belegt.

Ein Bleiglanz führender Gang im Zinken Fohren des Ortsteiles Obertal von *Schuttertal* auf der westlichen Talseite beim Neubauernhof war zuletzt zu Beginn des vorigen Jahrh. Gegenstand von Abbaubersuchen. Das

Stollenmundloch ist unter Gestrüpp heute noch zu erkennen.

Die *vererzte Verwerfung* in den *Buntsandsteinvorbergen* vom Blinsberg südlich der Schutter über Reichenbach—Langeck—Gansert bis südlich Diersburg von mehr als 7 km Länge ist vorwiegend mit Schwerspat und *Brauneisen* besetzt, das bis in das 19. Jahrh. im Schachtbau von oben, also vom Ausbiß im Gelände, gewonnen wurde. Es handelt sich bei den Erzen auch um junge hydrothermale Bildungen, die sich bis in den Buntsandstein fortsetzen. Verhüttet wurden die gewonnenen Erze in Hausach und Oberkirch, auch in Bühlertal.

Die früher einmal für bauwürdig befundenen Gangerzvorkommen sind heute berg- und hüttenmännisch ohne Bedeutung.

Das *Eisenerzlager* von Ringsheim (Kahlenberg und Rötelberg) ist ein oolithisches Schillerz (Flachmeerablagerung) mit einer Gesamtmächtigkeit von 10 bis 11,5 m und einem Durchschnittseisengehalt von rd. 20 %. Es gehört in die *Murchisonae-Schichten* des Aaleniums (untere Partie des Mittleren Braunen Jura oder Dogger). Sein hoher Gehalt an Kalk ist eine der Hauptursachen, daß man sich vor etwas mehr als 30 Jahren zum Abbau der Lagerstätte entschloß. Das Roherz wird im wesentlichen als Kalkzuschlag mit etwas Eisen zur Verhüttung der hochwertigen sauren Importerze verwendet. Die Vorräte für den im Tagebau betriebenen, steinbruchmäßigen Abbau dürften noch etwa 15 Jahre ausreichen. Sofern die Gewinnung aus weltwirtschaftlichen Gründen nicht schon vorher zum Erliegen kommt, werden dann die Maschinen verstummt und der Bergbau verschwunden sein. Das Gelände, das schon während dem Abbau laufend rekultiviert wurde, wird dann wieder der Landwirtschaft und dem Weinbau dienen. Schlägel und Eisen des Bergmanns werden dann nur noch in der Erinnerung klingen, gelegentlich wird man noch von dieser für ihre Zeit wichtigen Episode spre-

chen, die das Bild der Landwirtschaft einmal verändert und dem Geologen wichtige Erkenntnisse für die Erklärung des Werdens der südlichen Ortenau gebracht hat.

Schlußbetrachtung

Drei Landschaftstypen haben sich im Laufe der Betrachtung über die Erdgeschichte des Raumes um Lahr herausgeschält. Vor allem wurde deutlich, daß sie sehr stark in Aussehen und Form durch Krustenbewegungen bestimmt sind. Diese haben durch ihr sich oftmals wiederholendes Wirken ein Bild geschaffen, das einem bunten Fleckenteppich gleicht, in dem die verschiedenen Stoffsetzen unterschiedlichste Gesteine verschiedensten Alters sind, die heute in *einer* Betrachtungsebene nebeneinander liegen. In kurzen Zügen sei der Gang der Erdgeschichte über die südliche Ortenau abschließend umrissen. Das älteste Gestein, das Gneisgebirge, beginnt seine Entwicklung in präkambrischer Zeit, wird polymetamorph umgewandelt, während der sehr frühen assyntischen Gebirgsbildung (vor \pm 600 Mio. Jahren) mechanisch überprägt, im Rahmen der jungpaläozoischen (variskischen) Gebirgsbildung erneut auf- und umgeschmolzen. Die variskischen Alpen waren entstanden, in welche die karbonischen Granitstöcke mit ihrer Ganggefugschaft und den Erzgängen intrudierten. Im Ausgang des Oberkarbons verstärkt wirksame Abtragung beginnt mit der Nivellierung des Faltengebirges. In den vorhandenen Senken und Becken zeigen sich bescheidene Kohlensämpfe (Diersburg-Berg-

haupten, Geroldseck), ohne wesentliche Änderung von Beschaffenheit und Farbe legen sich die Sandsteine und Tonschiefer des Unterrotliegenden darüber. Der der Gebirgsbildung nachfolgende Vulkanismus bringt im mittleren Perm die Quarzporphyre (Geroldseck, Rebio). Immer stärker wird die Zerstörung, die Senken werden mit den Oberrotliegenden Sedimenten mehr und mehr aufgefüllt, die Granit- und Gneisrücken abgetragen, zum Ende des Perms ist eine \pm eingeebnete Landoberfläche vorhanden, von der dann zunächst die noch vorwiegend terrestrisch ausgerichteten, später flach- bis echtmarinen Trias- und Jura-Sedimente Besitz ergreifen. Im Oberen Jura tritt das Festland wieder hervor. Mit Beginn des Eozäns wird das Land geformt durch den sich bildenden Oberrheingraben, der nur im Zusammenhang mit der Alpenauffaltung verstanden werden kann. Die Zerlegung in das Grabentiefe und die Randschollen beginnt, die heute noch feststellbare Architektur wird geschaffen. Die südliche Ortenau wird Teil einer großen Bruchzone, einer Geosutur mit Nord-Süd-Richtung. Der geologische Graben wird in urgeschichtlicher Zeit auch Völkerstraße; selbst in dem geschilderten kleinen Teilstück ergeben sich in den Einzellandschaften deutliche Unterschiede in der Wesensart der Menschen, die gewiß zuerst auf die Wanderstraße entlang dem Rhein, aber sicher auch etwas auf die Verschiedenartigkeit des Untergrundes zurückgehen.

Zeitalter	Formation mit ihrem Beginn vor Mio Jahren	Abteilung	Unterebreitung und weitere Untergliederung	Mächtigkeit in m	Gesteinsbeschaffenheit	Wasserführung	techn. Nutzbarkeit	typische Vorkommen und Aufschlüsse
Holozän				0 — ca. 3	Kies, Sand, Lehm, Torf oder		keine	
				0 — 3	verschwemmter Löß oder			
				0 — ca. 2	Gehängeschutt über Gneis	mäßig		
Pleistozän				bis 160	Kies, Sand verschiedener Körnungen und %-Anteile der Körnungen (vorwiegend Niederterrassenschotter des Rheins und der Schwarzwaldflüsse) Kreises	sehr gut (Hauptwasserleiter des Schwarzwaldflüsse) Kreises	Betonzuschlag-	Kiesgruben in der Rheinebene
				> 10	Löß und Lößlehm (jung- und altpleistozän)	schwach	Lößlehm örtlich für Backstein- und Vorberge Ziegelherstellung	keine
Pliozän			gering	Sande, Boluston (rotbraun) mit Bohnerzen	keine			
Miozän				Olivin-Melilith-Nephelinit von Mahlberg („Basalt“) und Tuffschlote bei Ringsheim	keine		keine	Keller des Mahlberger Schlosses; Stollen IV Ringsheim
Oligozän		Chattrium	Vorberge: nicht bekannt Rheingraben (Tief- scholle bei Ichenheim): 360	graue Schichtenfolge (Cyrenen-Mergel und Meletta-Schichten): Mergelstein	keine	keine	keine	Erdölbohrungen bei Ichenheim
Sannoisium			Vorberge: nicht bekannt Rheingraben (Tief- scholle bei Ichenheim): 550	Kalksandstein und Küsten-Konglomerate (Ablagerungen am Rand des Tertiärmeeres) Pechelbronner Schichten (Streifige Mergel) als Mergelstein mit Kalksandsteinlagen	nicht nutzbar	keine	keine	vortübergehend Schutterlinden- berg Erdölbohrungen bei Ichenheim

Neuzeit (Neozoikum)	Eozän	Ludium	Vorberge: nicht bekannt (> 13 m) Rheingraben (Tief- scholle bei Ichenheim): 300	Vorberge: Melanien-Kalk (Kalk- sandstein, z. T. feinkonglomeratisch mit Ooiden) Rheingraben: Mergelstein mit Anhydrit- und Kalksandsteinlagen	keine	keine	aufgelassener Steinbruch Laht- Dinglingen Erdölbohrungen bei Ichenheim
	Tertiär 135	Cuisium Rauracium	gering unbekannt	Huppersande, Boluston mit Bohnerz Kalkstein, weiß, nur indirekt nachge- wiesen als Bestandteil vulkanischer Tuffe und von Tertiär-Konglomeraten	keine	keine	Ringsheim Schutterfildens- berg
Dogger	Callovo-Bathonium:	Callovien-(Orna- ten-)Ton	>50	Tonstein, blaugrau			
	Macrocephalus- Oolith	Macrocephalus- Oolith	10	Mergelstein, rotbraun, mit Eisenooiden	keine	keine	Bohrungen
	Varians-Schichten	Varians-Schichten	65	Mergelstein, braungelb, sehr fossilreich			
	Bajocium: Mittlerer und Unterer Haupt- rogenstein	Bajocium: Mittlerer und Unterer Haupt- rogenstein	75	oolithischer Kalkstein (fischrogenartiges Aussehen), weißgelb, an der Basis grauer, oolithischer Mergelstein	bei Verkarstung und Klüftung und tiefer Ver- senkung unter die Rheinebene gut	keine	Bergwerksgebiet Ringsheim
	Blagdemi-Schichten	Blagdemi-Schichten	10 — 15	Mergelstein, blaugrau, z. T. sandig, mit Mergelkalksteinlagen	keine	keine	Bergwerksgebiet Ringsheim
	Humphriesi- Oolith	Humphriesi- Oolith	1 — 2,5	Kalkmergelstein, braunrot, mit Eisenooiden	keine	keine	Bergwerksgebiet Ringsheim
	Sauzei- Sowerbyi- Schichten	Sauzei- Sowerbyi- Schichten	30 — 33	Wechselfolge von Tonstein, blaugrau, Kalkmergelstein, gelb, und Mergelkalkstein, gelb	keine	keine	Bergwerksgebiet Ringsheim
	Murchisonae- Schichten	Murchisonae- Schichten	18 — 20	Mergelstein, grau Eisenerzlager (rot-braun, oolithisch) 10 — 11,5 m	keine mäßig, wenn unter Rheinebene versenkt	keine	Bergwerksgebiet Ringsheim
	Opalinum- Schichten	Opalinum- Schichten	bis 130	Kalksandstein, grau und grünlichgrau Tonstein, graublau und grau, feinsandig und glimmerführend	keine	keine	Bergwerksgebiet Ringsheim
	Lias	Toarcium bis Hettangium (Jurensis-Mergel bis Psilonoten- Schichten)	132	Wechselfolge grauer bis dunkelgrauer und schwarzgrauer Tonsteine, Mergelsteine und Kalksteine	mäßig bis schwach in den Arietern-Kalken	keine	nur in Bohrungen
Jura 190							

Zeitalter	Formation mit ihrem Beginn vor Mio Jahren	Abteilung	Unterabteilung und weitere Untergliederung	Mächtigkeit in m	Gesteinsbeschaffenheit	Wasserführung	techn. Nutzbarkeit	typische Vorkommen und Aufschlüsse
		Keuper	Oberkeuper oder Rät	max. 4	Tonstein, hellgrau, mit dünnen Sandsteinlagen	keine	keine	nur in Bohrungen
			Mittelkeuper: Bunte Mergel mit Hauptsteinmergel Schilfsandstein Gipskeuper	150	Mergelstein, buntfarbig, mit mergeligen Dolomitsteinbänken (Steinmergel) Feinsandstein, grau, grün und rotbraun Mergel- und Tonstein, bunt und grau, mit Gips und Anhydrit	schwach in den Dolomitsteinbänken schwach bei ausgetragtem Gips und Anhydrit mäßig bis schwach	keine	nur in Bohrungen
			Unterer oder Letten-Keuper	12	Dolomitstein, gelblich und grau, eingelagert Tonmergelstein und Sandstein	mäßig	keine	nur in Bohrungen
			Muschelkalk	78—88	Dolomitstein, weiß bis gelblichgrau, massig, mit Kiesel-(Hornstein-) Knollen Kalk- und Mergelkalkstein, grau und braun, plattig Kalkstein, grau und rauchgrau, z. T. dickbankig, reich an Muschelschalen um Seelilienstielgliedern (Trochiten)	je nach Verkarstungsgrad, Klüftung und Höhenlage zum Rhein mäßig bis gut. Wasser vielfach hart	Wegschotter, Brandkalk, Schüttmaterial	Kippenheim Friesenheim
			Mittlerer Muschelkalk (Anhydrit-Gruppe)	15 bis mehr als 50 (je nach Auslaugungsgrad von Gips und? Steinsalz)	Dolomitischer Mergelstein und Dolomitstein, erbsengelb, grau, weißgrau, häufig löcherig und zellig, mit grauen und schwarzen Hornsteinlagen und -knollen, mit Gips oder Anhydrit	quantitativ häufig sehr gut, qualitativ oft schlecht (Gips-härte!)		
			Unt. Muschelkalk: Orbicularis-Mergel Wellenkalk Wellendolomit	57	Wechsellagerung grauer Mergelsteine, Mergelkalksteine und dolomitischer Mergelsteine und Tonsteine	mäßig im Wellendolomit	Backstein- und Dachziegelherstellung	
			Buntsandstein	50	Ob. Buntsandstein: Röttron Plattensandstein mit Carneol-Horizont	mäßig bis gut im Plattensandstein (Kluftwasser)	keine (früher Bruchstein-gewinnung)	

	Mitrl. Buntsandstein: 190	Sandstein verschiedener Körnung und Bankdicke mit mächtigen Konglomeratlagen	mäßig (Kluftwasser) mäßig (Kluftwasser) mäßig (Kluftwasser) gut (Kluft- und Porenwasser)	keine keine noch vereinzelt Werksteine selten Sandgewinnung für Wegebau	Altenberg		
Mittelalter (Mesozoikum)	Unterer Buntsandstein	35 — 40	grobkörniger, mäßig verfestigter Sandstein, grau und grünlich	gut	keine	Eirtenheimmünster	
	Rotliegendes	Oberrotliegendes	stark schwankend	Schieferon- und Arkosesandstein, stumpf- bis schmutzigweinrot	keine	Litschental	
	Mittelrotliegendes	Haupt-Konglomerat Bausandstein Eck'scher Horizont (Konglomerat)	stark schwankend	Tonstein, Schieferonstein; Quarzporphyr und vulkanische Tufflagen	meist keine, z. T. wenig (Kluftwasser)	Quarzporphyr als Hohengeroldseck Rebio Rauhkasten	
	Unterrotliegendes		stark schwankend	grauer Arkosesandstein, grauer Schieferon	keine	keine	
Perm 280	Karbon 345	Oberkarbon	Stefanium	stark schwankend	grauer Arkosesandstein, grauer Schieferon	keine	SO Hohengeroldseck (Emersbachtal)
Altertum (Paläozoikum)	Oberdevon		unbekannt	anatektische Grundgebirgsgesteine des Schwarzwaldes	mäßig bis wenig (auf Klüften)	Bruchsteine und Schotter	
Proterozoikum	Devon 395		unbekannt	Ortho- und Mischgneise des Schwarzwaldes	mäßig bis wenig (auf Klüften)	Bruchsteine und Schotter	
	550						

Wichtigstes Schrifttum

Ammann, H. & Metz, R.: Die Bergstadt Prinzbach im Schwarzwald. — *Alemann. Jb., Lahr* 1956.

Czygan, W.: Das Jung-Paläozoikum an der Hohengeroldseck östlich Lahr im mittleren Schwarzwald. — *Ber. naturf. Ges. Freiburg i. Br.*, 54, Freiburg 1964.

Flum, W.: Bau und Stratigraphie der Vorberge zwischen Lahr und Ettenheim. — *Ber. naturf. Ges. Freiburg i. Br.*, 32, Freiburg 1933.

Geisler, R.: Vom Ringsheimer Eisenerzbergbau. — *Geroldsecker Land*, 2, Lahr 1959/60.

Heizmann, G.: Geologie des Heidburggebietes nördlich Elzach, Kartierung 1 : 10 000. — *Dipl.-Arb. maschinenschriftl. Univ. Freiburg*, 1960.

Kirchheimer, F.: Bericht über das Vorkommen von Uran in Baden-Württemberg, *Abh. geol. Landesamt Baden-Württemberg*, 2, Freiburg 1957.

Leiber, J.: Geologie der Umgebung von Schweighausen bei Lahr (Hünersedel-Massiv, Mittlerer Schwarzwald). — *Dipl.-Arb. maschinenschriftl. Univ. Freiburg*, 1964

Maus, H.-J.: Petrogenetische Typen der Schwarzwälder Quarzporphyre. — *Diss. maschinenschriftl. Univ. Freiburg*, 1965.

Metz, R.: Alter und neuer Bergbau in den Lahrer und Emmendinger Vorbergen. — *Alemann. Jb., Lahr* 1959 (1960).

Metz, R.: Bau und Bild der Landschaft in der Ortenau. — *Ortenau*, 50, Offenburg 1960¹⁾

Rest, H.: Beiträge zur Geologie der Vorbergzone zwischen Lahr und Offenburg. — *Diss. maschinenschriftl. Univ. Freiburg*, 1952.

Rest, H.: Die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Münchweier. — *Ortssippenbuch Münchweier, Grafenhausen* 1961.

Sauer, K.: Geologie der Vorbergzone zwischen Ettenheim — Schweighausen — Herbolzheim. — *Diss. maschinenschriftl. Univ. Freiburg*, 1948.

Sauer, K.: Der alte Bergbau im Gereuth — Weiler und in Prinzbach. — *Geroldsecker Land*, 4, Lahr 1961/62.

Weyl, R. & Wittmann, O.: Tektonische Gliederung des Rheintalrandes zwischen Kinzig und Elz im mittleren Schwarzwald. *Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver. N. F.*, 25, Stuttgart 1936.¹⁾

Wirth, E.: Die geologischen Ergebnisse der Erdölexploration in der Rheinebene zwischen Offenburg und Lahr. — *Erdöl u. Kohle*, 15, Hamburg 1962.

¹⁾ In diesen Schriften sind ausführliche Schrifttumsnachweise enthalten, die auch die ältere Literatur berücksichtigen.



Der „Kreuzstein“

phot. H. Kleiber, Freiburg

Uralte Grenzsteine der ehem. Markgenossenschaft Ettenheim

Von Hans Kleiber, Freiburg i. Br.

Im Verlauf der heutigen Gemarkungsgrenze Ettenheim—Schuttertal bzw. der Grenze des Gemeindewaldes der Stadt Ettenheim gegen Schuttertal finden sich eine Anzahl uralter Grenzsteine, von denen der sog. „Kreuzstein“ auf dem Höhenrücken zwischen dem oberen Litschental und dem Regelsbach in der Nähe des Walddistriktes „Grassert“ allgemeiner bekannt und auch auf den Karten angegeben ist. Als Grenzmarke hat man hier einen gewachsenen Buntsandsteinfelsblock verwendet, ohne ihn zu behauen und von seinem ursprünglichen Standort zu entfernen. Auf der von Natur aus ebenen, über einen Quadratmeter großen Oberfläche des Steines finden wir ein tief

eingehauenes Kreuz, das dem Stein den Namen gegeben hat und den genauen Grenzpunkt angibt. Dieses Zeichen dürfte jedoch eine spätere Zutat sein und nicht aus der Zeit der Festlegung des Grenzpunkts stammen. Viel älter sind beiderseits eines die Grenze andeutenden Längsstriches je eine Hand mit ausgestreckten Fingern und je ein Wappen. Die weiter noch eingehauenen Ziffern bedeuten die Nummern des Steines als Gemarkungspunkte von Ettenheim und Schuttertal (entsprechende Buchstaben weisen noch darauf hin), ferner finden wir die Jahreszahl 1811; alles dies sind spätere Zutaten. — Die Bedeutung der Hände geht aus einer Grenzbeschreibung von 1684 „über den



so benannten Genossenwald“ hervor; es sind dort 6 solcher Steine „mit Händten“ beschrieben, von denen einer im Gewann „Im Schwibbogen“ als „Eydstein“ bezeichnet ist. Es handelt sich also um schwörende Hände, die für jeden der beiden Angrenzer symbolisch den richtigen Durchgang der Grenze an dieser Stelle beeden. Dieser „Eydstein“ ist übrigens 1928, von seinem ursprünglichen Standort entfernt, aufgefunden worden, seither leider verschollen. Eine Zeichnung liegt vor und weist die gleichen Hände und Wappen auf, wie der Kreuzstein. Von den oben erwähnten 6 Grenzsteinen „mit Händten“ sind übrigens außer dem Kreuzstein noch eine Anzahl weiterer erhalten geblieben, die immer noch gültige Grenzmarken sind. Vgl. die beigefügten Bilder. — Was bedeuten nun die beiden Wappen auf den alten Steinen? Die Mark Ettenheim gehörte bekanntlich zum Bistum Straßburg; dessen Wappen war ein weißer Schrägbalken in rotem Feld, das wir, wenn auch heraldisch verkehrt dargestellt, auf der Ettenheimer Seite des Stei-

nes erkennen können. Auf der Schuttertärer Seite erscheint das Wappen der Herrschaft Geroldseck: Ein Querbalken im Wappenfeld; die Farben waren rot auf gelbem Feld. Schon diese Tatsachen lassen auf ein beträchtliches Alter des bzw. der Steine schließen; berücksichtigt man noch die Form der Wappenschilder und die sehr primitive Art der ganzen Bearbeitung, dann ist mit ziemlicher Sicherheit auf Ende 14./Anfang 15. Jahrhundert zu schließen. Wir haben es also hier mit den ältesten Grenzsteinen unserer Heimat zu tun, die bekannt sind.

Außer der mehrfach zitierten Grenzbeschreibung von 1684 gibt es für die Mark Ettenheim noch eine sehr viel ältere; sie ist auf das Jahr 926 datiert, was sich allerdings als eine Fälschung des 11. oder 12. Jahrhunderts erwiesen hat. Gleichwohl ist das Dokument von erheblicher Bedeutung, kommen darin doch eine ganze Anzahl von Flurnamen vor, die heute noch erhalten sind und an einigen Punkten den Verlauf der Grenze im Mittelalter feststellen lassen, die unter veränderten Eigentumsverhältnissen auch heute noch eine Grenze ist. Für die Nordgrenze der Mark Ettenheim finden wir in mittelalterlicher Schreibweise die bekannten Namen „Dachsbad“, „Schmiebad“, „Wolfersbad“ usw. Dazwischen lesen wir das merkwürdige Wort „Milimutistein“. Die Vermutung liegt recht nahe, daß es sich bei dieser Bezeichnung um den oben beschriebenen und abgebildeten „Kreuzstein“ handelt; eine weitere markante Felsgruppe, wie die, innerhalb deren der Kreuzstein steht, kommt nämlich im ganzen Verlauf der Grenze nicht mehr vor.



Gedenkstein beim „Helgenstöckle“

phot. H. Kleiber, Freiburg

Das Helgenstöckle und der Gedenkstein für die Teilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes

Von Hans Kleiber, Freiburg i. Br.

Jahrhundertlang bestand im Bereich des Münstertales ein etwa 2460 Hektar großer Genossenschaftswald, an dem neben der Stadt Ettenheim als „Obergenossen“, dem Kloster Ettenheimmünster als „Freigenossen“ noch die Gemeinden Altdorf, Dörlinbach, Ettenheimmünster, Grafenhausen, Kappel, Münchweier, Orschweier, Ringsheim und Wallburg beteiligt waren. Die gemeinsame Bewirtschaftung führte jedoch im Laufe der Zeit zu zahllosen Streitigkeiten („Spännen“, wie es in alten Akten heißt), so daß die badische Regierung Anfang des 19. Jahrhunderts dem Wunsche der beteiligten Waldeigentümer entsprach und durch ihre Forstbeamten eine Berechnung und Vermessung vornahm, wonach jeder Genosse einen eigenen Waldanteil erhielt. Im Jahre 1807 waren die Verhandlungen abgeschlossen. Auf abgesonderten Waldgemarkungsteilen erhielten die Beteiligten eigene Flächen, die auf Grund der Einwohnerzahlen („Aktien“) errechnet waren. Zur Erinnerung an diese für

alle sehr segensreiche Arbeit wurde an einem von altersher bekannten Platz, dem „Helgenstöckle“, d. h. bei einem seit langem bestehenden Bildstöckle, ein Gedenkstein errichtet. Das Helgenstöckle hat man dabei originellerweise zum Grenzstein zwischen den neuen Gemarkungen Ettenheim und Altdorf gemacht.

Der Denkstein trägt folgende Inschrift:

Anno 1807
wurde dieser Wald abgeteilt
von G. v. Schilling
G. H. B.* Oberforstmeister zu Ettenheim
Geometer W. Krauth
und H. Behrens
Förster H. G. Löffel
Forstpract. J. Pickel unter
Stattschultheiss M. Kollifrath
und Burgemeister X. Läßle.
Aus Dankbarkeit für die wohlthätige
die Stadt Ettenheim. [Bemühung

* = Großherzoglich Badischer

Der Erzgang Reichenbach - Diersburg - Zunsweier

Von Hans Rest, Freiburg i. Br.

Die systematische Überprüfung alter Bergwerksbauten in unserem Lande auf eventuelles Vorhandensein von Uranmineralien, in den Jahren nach 1951, hat in der Lahrer Gegend die Aufmerksamkeit auf den früheren Bergbau im Gereuth und Weiler, nordostwärts Reichenbach / Schuttertal, gelenkt. Mehrere wissenschaftliche Arbeiten der letzten Jahre beschäftigen sich ausführlich mit diesem ehemals auf silberhaltigen Bleiglanz umgegangenen Bergbau (Gruben Silberecke und Michael). Erwähnt sei hier vor allem die Zusammenschau über das Vorkommen von Uran in Baden-Württemberg von F. Kirchheimer, 1957. Eine „Bergmannsstube“, im April 1960 im Hause der „Pension Weiler“ in Weiler eröffnet, soll die Erinnerung an diesen in den Jahren nach 1823 erloschenen Bergbau wachhalten.

In Luftlinie gerechnet etwa zwei Kilometer westlich des eben genannten Erzanges verläuft nun ein weiterer Gangzug, der vom Blinsberg kommend, westsüdwestlich von Reichenbach, in etwaiger Nord—Süd—Richtung bis zum Nächstenbachtal, südlich Zunsweier, also auf eine Erstreckung von über 10,5 Kilometer zu verfolgen ist (siehe Abb. 2). Er führt vor allem Brauneisen, und eben diesem Erz galt seinerzeit der Bergbau.

So groß die wirtschaftliche Bedeutung dieses Gangzuges als Erzlieferant gewesen sein muß — bewertet nach der großen Zahl der Pingen¹⁾ und einiger verstürzter Stollenmundlöcher —, so spärlich sind die Nachrichten über ihn. Während andere Grubenbaue auf Mineral- und Erzgängen des

¹⁾ Binge oder Pinge: Im Bergbau übliche Bezeichnung für eine durch Zusammenbruch oberflächennaher alter Grubenbaue an der Erdoberfläche entstandene trichterförmige Vertiefung. Im vorliegenden Falle Einsturztrichter über einem alten Schacht.

Schwarzwaldes den Namen eines Schutzpatrones tragen oder andere Bezeichnungen, wie Grube „Gottes Ehre“ oder „Gottes Segen“, führen, so ist von diesem Bergbau bis zum heutigen Tage keine bestimmte Benennung bekannt geworden. Dieses Fehlen einer Devotionalbezeichnung, die Art des Abbaues und die kärglich vorhandenen Nachrichten weisen nach Meinung von Metz darauf hin, daß der Bergbau auf dieser Gangzone schon vor dem Dreißigjährigen Krieg umgegangen sein muß. Von Walchner, 1859, weiß man, daß auf der Gangstrecke direkt südlich von Diersburg „gegen 1770 Eisenerze für das Eisenwerk zu Oberkirch gewonnen“ wurden. Und Platz, 1867, berichtet von der Gangstrecke ostwärts der Giesenhöfe, daß dort „nach Aussagen der Anwohner . . . silberhaltiger Bleiglanz noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewonnen worden sein“ soll, d. h. gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Metz, 1959, nennt als Verhüttungsorte der hier geförderten Erze neben dem erwähnten Oberkirch auch Hausach und Bühlertal (genauer Altschweier im Bühler Tal — nach mündlicher Mitteilung von Metz).

Was die Mineralführung dieses Gangzuges betrifft, so besteht die Hauptgangmasse aus Brauneisen und Schwerspat in wechselndem Verhältnis. Sehr zahlreich sind auf der Gangstrecke zwischen Reichenbach und Diersburg Gangbrekzien aus Buntsandstein, Brauneisen und Schwerspat zu beobachten: Kleine und kleinste eckige, weißgebleichte, verkieselte oder auch mürbe Stücke von Buntsandstein, randlich imprägniert von Brauneisenstein und überzogen mit dünneren oder dickeren Krusten dieses Materials, wozu meist noch Schwerspat tritt. Oft zeigen die Brauneisenkrusten traubig-nierige, kugelige, knollige, z. T. auch stalak-



Abb.1 Pingen im Spitalwald südlich des ehemaligen hinteren Giesenhofes

phot. Dieterle, Lahr

titische Formen, die an der Oberfläche tief-schwarz glänzend wie lackiert aussehen (brauner Glaskopf). Eisenglanz und Eisen-spat sind recht selten, und auch Quarz ist nur stellenweise, gelegentlich in Pseudomorphen nach Schwerspat, zu finden. Entgegen der oben genannten Nachricht von P l a t z konnte auf dem Gang kein Bleiglanz nachgewiesen werden. Dagegen ist Pyromorphit in bis zu 5 mm großen giftgrünen säuligen Kriställchen und in Form von dünnen traubig-nierigen Tapeten recht häufig. L e o n-

h a r d, 1861, nennt von Zunsweier auch ein Vorkommen von Psilomelan, und P l a t z, 1867, erwähnt — ebenfalls von Zunsweier — „in 14 Lachter Teufe ein quarziges Salband mit eingesprengtem Kupferkies“ (1 Lachter = etwa 2,00 m).

Wie aus der großen Anzahl der Pingen zu schließen ist, wurde das Erz vor allem im Schachtbau gewonnen. Die Lage verschiedener Pingen und Stollenhalden — so Metz, 1959 — läßt daneben erkennen, daß man zur Förderung auch kurze Querstöllchen aufge-

fahren hatte. Über die Abbaumethoden auf der Gangstrecke direkt nördlich von Diersburg ist man etwas besser unterrichtet durch einen Artikel in der „Offenburger Zeitung“ vom 12. 2. 1933, wonach einige beherzte junge Leute einen noch offenen Schacht im Reb Gelände hinter dem katholischen Pfarrhaus in Diersburg befahren und dort in einer Teufe von 40 bis 60 m ein ausgedehntes System von Gängen gefunden haben, die alle sehr gut erhalten waren, ohne durch Holzverbau gesichert zu sein. „Ein gelber Lehm mit sehr harten Erzgesteinseinlagen findet sich auf weite Strecken hin. In mehreren Stockwerken sind Stollen eingebaut . . . Sie ziehen sich bis in den Wald hinauf und scheinen gegen das Gebirge zu immer ausgiebiger zu werden.“ Nach einem etwas früheren Bericht vom 26. 1. 1933 in derselben Zeitung war dieser Schacht erst durch Rigolungsarbeiten in den Reben wieder zum Vorschein gekommen. (Beide Nachrichten stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Feder des damals amtierenden katholischen Pfarrers H. R o m e r.)

Die uns überkommenen Nachrichten über die Erzführung des Ganges ganz allgemein sind sehr dürftig. P l a t z gibt für die oberen Teufen bei Diersburg eine Gangmächtigkeit von 50 Fuß (16,5 m) und bei Zunsweier eine solche von über 14 Fuß an (4,6 m). Mit zunehmender Teufe nimmt der Gang in seiner Mächtigkeit rasch ab und führt schließlich nur noch roten und weißen Letten und Gangbrekzien.

Wie aus Abb. 2 ersichtlich, ist unser Gangzug im wesentlichen an eine Verwerfungslinie gebunden, die zwischen Reichenbach und Diersburg ausschließlich im Buntsandstein verläuft, nördlich des Diersburger Tales jedoch die Trennfuge zwischen Grundgebirge im Osten und Buntsandstein im Westen bildet. E c k, 1884, hatte in seiner „Geognostischen Karte der Umgebung von Lahr“, im Maßstab 1 : 25 000, diese Verwerfung plus

Gangzone zwischen Reichenbach und Diersburg in beinahe gerade verlaufender Nord-Süd-Richtung eingetragen. W i t t m a n n, 1936, korrigierte erstmals wesentlich die E c k'sche Linienführung und fand auch auf der Kleinen Gansert einen kurzen Pingenzug, der ebenfalls einer Verwerfung aufsitzt. Weitere Korrekturen nahm 1951 der Verfasser selbst vor und entdeckte auch auf der Großen Gansert drei flache Pingene, die allem nach wiederum einer Störung aufsitzen. Zu der unrichtigen Eintragung des Erzganges — so bemerkt schon W i t t m a n n — mag E c k, zumindest im Bereich ostwärts der Giesenhöfe, durch ganz offensichtliche Fehler auf dem Meßtischblatt Lahr veranlaßt worden sein: Die Signaturen für ehemaligen Bergbau liegen beide um mehr als 150 m zu weit westlich der dort durchziehenden Pingereihe, ein Irrtum, der auch auf dem heutigen Meßtischblatt noch nicht berichtigt ist. Dazu ist weiter zu sagen, daß auf der E c k zur Verfügung stehenden Kartenunterlage das Wegenetz in den Waldungen bei weitem noch nicht so dicht war wie heute. Der Mangel an diesen wichtigen Hilfen für das Einmessen der Pingene dürfte zweifellos zu weiteren Fehleintragungen des Gangzuges beigetragen haben.

Zur genaueren Beschreibung des Gangverlaufes sei nun auf die topographischen Karten Blatt Lahr, Nr. 7613, und Blatt Offenburger, Nr. 7513, im Maßstab 1 : 25 000 verwiesen, da die in Abb. 1 gegebene Darstellung infolge der starken Verkleinerung nur als Übersichtskärtchen gedacht ist. So beginnt der Gang, wie W i t t m a n n, 1936, nachweist, südlich des Schuttertales am Blinsberg (siehe Blatt Lahr). Von dort streicht er dicht südostwärts des Steinbruches von Reichenbach vorbei in Südwest-Nordost-Richtung bis zu dem kleinen Sattel des vorderen Langecks, bei Punkt 364,1. Etwa 200 m süd-südwestlich dieses Punktes sind die ersten zwei Pingene und ein verstürzter Stollenein-

gang zu beobachten. Weitere drei Pingen liegen direkt südlich der Ziffer 1 in P. 364,1. Hier biegt dann der Gang etwas nach Westen zu ab in ein Nord-Nordost-Streichen, das er beibehält bis zu der Forststraße 80 m nördlich des Ölbrunnenbächles, 380 m genau westlich des Ölbrunnens. Rund 140 m nördlich von P. 364,1 liegen weitere vier Pingen unweit westlich eines Fahrweges, der von P. 364,1 nach dem L in Langeck führt. Etwa ab 680 m nördlich P. 364,1 reiht sich nun Pinge an Pinge in so dichter Folge, daß sich der Gang ohne Schwierigkeit bis zum Ölbrunnenbächle hin verfolgen läßt.

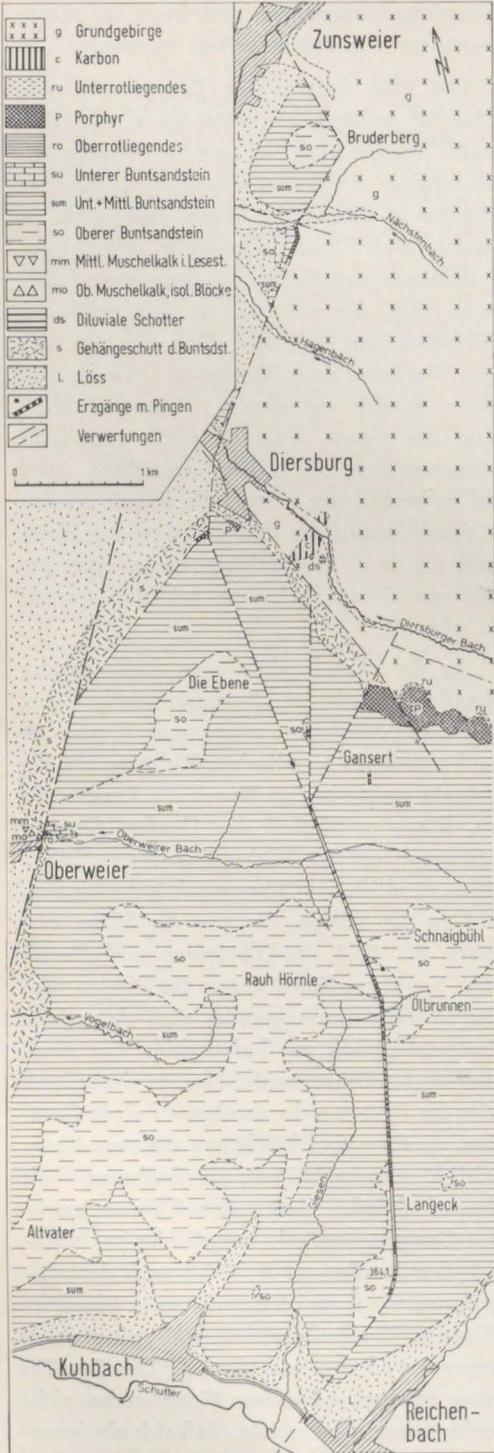
Auf der Strecke zwischen der waagerechten Gitternetzlinie 5357 und der Wegegabel 400 m nördlich davon liegen die Pingen in zwei parallel verlaufenden Zügen in seitlichem Abstand von über 30 m, so daß man wohl annehmen darf, daß hier der Erzgang mehrtrümig ausgebildet ist.

Vor Jahren noch waren auf dieser Gangstrecke von wie gesagt etwa 400 m Länge über 30 Pingen zu zählen. Auf dem Grund der ersten Pinge südlich der eben genannten Wegegabel war 1951 noch ein offener senkrechter Schacht zu sehen, den schon Platz, 1887, erwähnt. Diese besonders tiefe Pinge besteht heute noch, nur ist von dem Schacht nichts mehr zu sehen, da er inzwischen mit Sperrmüll verfüllt wurde. Eine ganze Anzahl von Pingen auf dieser Strecke ist dagegen dem Bau eines 300 m langen Forstweges zum Opfer gefallen, der wenig ostwärts der schon mehrfach zitierten Wegegabel von der Straße abzweigt und nach Süden führend mitten auf dem Gang blind endet (auf der topogr. Karte noch nicht eingetragen). Auf der Karte ist übrigens direkt südlich unserer Wegegabel ein „Brunnen“ eingezeichnet. Es dürfte sich hierbei nicht um eine echte Quelle handeln, sondern um Wässer, die sich in den vielen Schächten und möglichen Verbindungsstollen zwischen den

Schächten ansammeln und hier aus einem verstürzten Stollenmundloch austreten.

Die eben besprochene Gangstrecke von über 400 m Länge (Gewann Spitalwald) läßt wohl am eindrucksvollsten die Spuren des ehemaligen Bergbaues erkennen, da hier die Pingen in Hochwald liegen. Außerdem ist gerade diese Strecke sehr leicht aufzufinden, indem man vom Giesen aus dem neuen Forstweg folgt, der etwa 175 m südwestlich des Bildstöckchens von dem Weg am ostwärtigen Waldrand nach Nordosten abzweigt und dann wieder auf unsere Wegegabel trifft (auf der topogr. Karte ebenfalls noch nicht eingezeichnet). Auch dem ungeübten Auge fallen bereits von weitem die eigentümlichen Geländeformen am steil ansteigenden Hang auf, die durch das Haldenmaterial rings um die verstürzten Schächte gebildet werden (s. Abb. 1).

An der oben beschriebenen Stelle an der Straße nördlich des Ölbrunnenbächles biegt der Gang wiederum etwas nach Westen ab und streicht in geradliniger Richtung auf die beinahe rechtwinklige Kurve der Forststraße zu, die vom Südfuß der Großen Gansert kommend auf die Kleine Gansert zu führt. Auch nördlich des Ölbrunnenbächles bis hinauf zu der Straße, die von der Hütte ostwärts P. 470,2 am Ölbrunnen vorbei nach dem Steinfirst führt, liegen die Pingen wieder so dicht hintereinander, daß sie auch in Jungwald leicht zu finden sind. Wie schon südlich des Ölbrunnenbächles, so sitzen auch hier die Pingen nicht absolut auf einer Geraden, sondern sind häufig um mehrere Meter seitlich versetzt. Diese Beobachtung läßt darauf schließen, daß auch auf dieser Strecke der Gang mehrtrümig ausgebildet ist. Nördlich der Straße von P. 470,2 nach dem Ölbrunnen sind die Abstände von Pinge zu Pinge z. T. sehr beträchtlich. Sie sind daher nur sehr schwer aufzufinden. Die Erzführung scheint auf dieser Gangstrecke nicht mehr so ergiebig zu sein, daß sich ein inten-



siver Abbau gelohnt hätte. Nach Erz gesucht hatte man dann — wie schon erwähnt — auf der Kleinen und Großen Gansert, wo noch zwei bzw. drei flache Pingen zu sehen sind. Eine sehr schöne Pinge mit getrennter Halde ist ferner wenig nördlich der zuletzt genannten Straße zu beobachten. Sie liegt genau auf der Verbindungslinie zwischen dem Gangzug P. 364,1 — Ölbrunnenbächle und der Großen Gansert.

In Verlängerung des Gangzuges Ölbrunnenbächle — rechtwinklige Straßenkurve südsüdwestlich der Kleinen Gansert nach Norden — sind Gang plus Verwerfung nur durch vererzte Gangbrekzien und Harnische auf Lesesteinen sowie eine einzige flache Pinge nachzuweisen. Letztere liegt wenig nördlich der Straße, die vom Südfuß der Großen Gansert über die rechtwinklige Kurve am Südfuß der Kleinen Gansert vorbeizieht.

Erst südlich Diersburg, etwa 160 m südlich der Südspitze des Wegedreiecks westlich P. 258,3, sind drei Pingen und ein verstürztes Stollenmundloch mit einem längeren Voreinschnitt und anschließender Halde festzustellen. Sie liegen auf einer etwa $N 72^\circ E$ verlaufenden Linie. Auch hier tritt aus dem ehemaligen Stollenmund stets etwas Wasser aus. Die offenbar an dieser Stelle stärkere Erzführung mag sich daraus erklären, daß sich hier unser Gangzug, unsere Verwerfung mit einer anderen Verwerfung schart, die von der großen Störung Lahr — Oberweier — Zunsweier abzweigt und mit $N 50^\circ E$ -Streichen gegen Diersburg zieht (Rest, 1950).

Wie schon eingangs berichtet, folgt unser Erzgang nördlich des Diersburger Tales der sog. Schwarzwald-Randverwerfung, die hier mehr oder weniger stark vererzt ist. Spuren eines Stollenmundloches lassen sich noch erkennen hinter dem Wirtschaftsgebäude

Abb. 2 Übersichtskarte des Erzganges Reichenbach—Diersburg—Zunsweier

westlich des kath. Pfarrhauses in Diersburg (Landstraße Diersburg — Zunsweier, noch Blatt Lahr). Von hier aus streicht der Gang in Nord-Ost-Richtung hart ostwärts an der rechtwinkligen Wegebiegung am Waldrand vorbei (etwa 220 m südostwärts P. 236,7, siehe Blatt Offenburg), wo gleich im Wald zwei flache Pingen zu sehen sind. Zwischen dem verstürzten Stolleneingang beim Pfarrhaus und diesen beiden Pingen war bis zu Anfang 1951 mitten im Reb Gelände — wie weiter oben schon erwähnt — ein offener Schacht vorhanden, der aber wegen dauernden Nachbruchs des Erdreichs zu eben diesem Zeitpunkt zugeschüttet wurde. Das zum Auffüllen benötigte Erdmaterial wurde an dem Weg am Waldrand entnommen, wodurch die Störungszone sehr gut freigelegt wurde und auch heute noch zu erkennen ist: Im Osten eine mehrere Meter breite Zone völlig kaolinisierten Granits, im Westen stark mechanisch beanspruchter, z. T. verkieselter, z. T. gebleichter, mürber Buntsandstein mit wenigen Geröllchen.

Weiter nordostwärts sind Pingen erst wieder zu finden an der Wegegabel etwa 40 m westlich des A in Alte Grube, im Tälchen des Hagenbaches. 1951 war hier noch ein halbverfallenes Stollenmundloch vorhanden, während heute nur noch eine durch steten Nachfall aufgeschlossene Wand aus weichem, völlig kaolinisiertem Granit mit bis zu 3 cm mächtigen Brauneisenschwarten zu sehen sind. Pinge und Stollenmund dürften hier zu einem Gangsystem gehören, welches Ost-Nord-Ost streichend ganz im Grundgebirge verläuft, wie dies Platz ganz kurz erwähnt und in seiner Karte, Blatt Offenburg, 1 : 50 000, eingetragen hat. Metz, 1959, hat in seiner Abb. 3 (Geol. Übersichtskarte der Vorbergzone zwischen Kinzig und Schutter), nördlich des Ellergrabens zwei weitere kleine Gangzüge eingezeichnet. Darüberhinaus lassen sich aber auch etwa 80 m bis 240 m nördlich des ru in Alte Grube zahlreiche Bergbauspuren beobachten, die

ebenfalls ganz im Grundgebirge liegen. (Die in diesem Abschnitt genannten Pingen sind auf dem Kärtchen in Abb. 1 nicht dargestellt, da sie außerhalb des Arbeitsgebietes des Verfassers liegen und daher nicht exakt eingemessen sind.)

Auf unserer Randverwerfung sind dann letztmals etwa zehn Pingen und ein noch halb offener Stollenmund in dem Waldstück ostwärts von P. 214,1 zu sehen, zwischen Hagenbach und Nächstenbach. Sie sind von der Wegespinne 160 m ost-südostwärts von P. 214,1 aus leicht zu finden, da sie in Straßennähe und verhältnismäßig dicht gereiht liegen. Die nördlichste dieser Pingen liegt etwa 40 m südlich des ä in Nächstenbach.

Weiter nach Norden zu sind dann innerhalb des vom Verfasser bearbeiteten Gebietes keine Bergbauspuren mehr nachzuweisen. Die einzelne Pinge auf dem Schelmeneck (P. 250,5, ostwärts Zunsweier) gehört nach Platz zu einem Gang, der etwa in Höhe des Bruderberges unsere Randverwerfung verläßt und ins Grundgebirge übersetzt.

Schrifttum

Eck, H., Erläuterungen zur geologischen Karte der Umgegend von Lahr; in Lueger, O., Die Wasserversorgung der Stadt Lahr. Lahr 1884.

Kirchheimer, F., Bericht über das Vorkommen von Uran in Baden-Württemberg. Abh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 2, Freiburg i. Br. 1957.

Metz, R., Alter und neuer Bergbau in den Lahrer und Emmendinger Vorbergen. Alemannisches Jahrbuch 1959, Lahr 1959.

Platz, P., Geognostische Beschreibung der Umgebungen von Lahr und Offenburg. Beitr. z. Statistik d. inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden, 25, Karlsruhe 1867.

Rest, H., Über die Verwerfung Lahr—Diersburg. Mitt. Bl. Bad. Geolog. Landesanst. f. 1950, Freiburg i. Br. 1951.

Rest, H., Beiträge zur Geologie der Vorbergzone zwischen Lahr und Offenburg. Diss. Nat.-Math., Freiburg i. Br. 1951 (masch. schriftl.).

Waldner, F. A., Über die Beziehungen der Porphyre des unteren Kinzigtales im Schwarzwald etc. Ber. 34. Vers. deutsch. Naturf. u. Ärzte in Karlsruhe, 1858, 1859.

Wittmann, O., Beiträge zur Geologie der Vorbergzone zwischen Kinzig und Elz im mittleren Schwarzwald. Bad. Geolog. Abh., 8, Karlsruhe 1936.

Lahr in der Geschichtsschreibung

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Nachdem die Unruhe der Napoleonischen Kriege zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts abgeklungen war und mit der Gründung des Großherzogtums Baden sich die staatliche Entwicklung des südwestdeutschen Oberrheingebietes zu konsolidieren begann, wuchs auch allenthalben im Lande das Interesse an ortsgeschichtlichen Darstellungen. Wenn selbstverständlich gelegentlich auch schon frühere Ansätze zu erkennen waren, so kann man doch feststellen, daß die Ortsgeschichtsschreibung in Baden durch Johann Baptist Kolb die entscheidenden Impulse empfing, als er zwischen 1813 und 1816 sein dreibändiges historisch-statistisch-topographisches Lexikon erscheinen ließ. Die bewegte Vergangenheit des badischen Landes mit seinen über 120 Städten und Städtchen, die nicht unbedeutende Rolle, die das Oberrheingebiet im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation spielte und der starke geistige Einfluß des kulturell und politisch regsamen französischen Nachbarn blieben nicht ohne Rückwirkung auf das erwachende Interesse an der Darstellung historischer Vorgänge.

Mit der im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts zunehmenden und verbesserten Möglichkeit, auch staatliche Archive und Bibliotheken für geschichtliche Forschungen heranzuziehen und mit den verfeinerten Methoden einer kritischen Geschichtsschreibung gewannen die späteren Ortsgeschichten an wissenschaftlichem Gewicht. Hatten doch schließlich vor allem in unserem Jahrhundert in steigendem Maße auch Dissertationen ortsgeschichtliche Themen und Probleme zum Inhalt.

Liegt eine Stadt oder Gemeinde im Einflußbereich einer regionalgeschichtlichen oder landeskundlichen Zeitschrift, so können wir häufig die Feststellung treffen, daß der Schwerpunkt ihrer lokalhistorischen Betrachtung

weniger auf Monographien, als auf diesbezüglichen Zeitschriftenaufsätzen und Serienveröffentlichungen liegt. Zu den badischen Gemeinden, auf welche dies vorwiegend zutrifft, gehört auch die mittelbadische Stadt Lahr. Abgesehen von bekannten Zeitschriften, wie *Badische Heimat*, *Ortenau*, *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* und *Freiburger Diözesan-Archiv*, sind es vor allem die seit 1934 erscheinende Beilage der *Lahrer Zeitung* „Der Altvater“ und das seit 1958 vom Landkreis Lahr herausgegebene Jahrbuch „*Geroldsecker Land*“, die den Löwenanteil der lokalgeschichtlichen Lahrer Veröffentlichungen enthalten.

Die Bibliographie zum Schrifttum über die Vergangenheit Lahrs wurde im Verlaufe der letzten Jahrzehnte an verschiedenen Stellen zusammengefaßt. Die erste bekanntere Übersicht finden wir in der 1901 veröffentlichten „*Literatur der Landes- und Volkskunde des Großherzogtums Baden*“ von Otto Kienitz und Karl Wagner. Die nächste Zusammenstellung enthält die sog. *Ortenau-Bibliographie* von Friedrich Lautenschlager, die 1935 im 22. Jahrgang der *Badischen Heimat* zum Abdruck kam.

Ein vollständiges Geschichtsliteraturverzeichnis über Lahr bis zum Jahre 1959 findet sich im 1966 erschienenen fünften Band der „*Bibliographie der badischen Geschichte*“, für den nach dem Tode Friedrich Lautenschlagers jetzt Werner Schulz verantwortlich zeichnet. Die, zeitlich gesehen, neueste Zusammenstellung Lahrer Schrifttums entdecken wir in der 1961 veröffentlichten Abhandlung von Käthe Roth „*Die Stadt Lahr*“, die als 123. Band in den „*Forschungen zur Deutschen Landeskunde*“ herauskam. Die Unterhaltsträger dieser Schriftenreihe sind der Zentralausschuß für deutsche Landeskunde und die Bundesanstalt für

Landeskunde und Raumforschung in Bad Godesberg.

Die genannte Arbeit von Käthe Roth erschien erstmals in Maschinenschrift im Jahre 1957 als Freiburger philosophische Dissertation; angeregt wurde die Abhandlung durch den bekannten Freiburger Geographen Friedrich Metz. Für Lahr war dies immerhin schon die fünfte Doktorarbeit, die sich speziell mit der Stadt befaßte.

Die erste diesbezügliche Dissertation kam bereits vor dem Ersten Weltkrieg im Jahre 1913 an der Technischen Hochschule Karlsruhe heraus. Der Verfasser, Walter Beck, gab ihr den Titel „Die Stadt Lahr im 18. und 19. Jahrhundert — eine baugeschichtliche Studie unter besonderer Berücksichtigung der Bauweise in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts“. Eine Freiburger rechts- und staatswissenschaftliche Doktorarbeit von August Schaub erschien 1921 in Maschinenschrift über die industrielle Entwicklung der Stadt Lahr.

Marta Paulus ist die Autorin einer philosophischen Dissertation der Universität Gießen mit einer sprachgeschichtlichen Untersuchung über die alten Lahrer Familiennamen. Diese Arbeit erschien 1928 als 23. Heft der „Gießener Beiträge zur deutschen Philologie“. Schließlich verzeichnen wir im Jahre 1939 auch eine Freiburger medizinische Dissertation von Bernhard Welte, die die örtlichen Verhältnisse der Trinkwasserversorgung der Gemeinden im Amtsbezirk Lahr behandelt.

Gute Anregungen empfing die Lahrer Geschichtsschreibung in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den Lahrer Doktor G. F. Hänle, den Amtmann Ferdinand Stein und den Prorektor Christian Ludwig Fecht. Der Erstgenannte ließ sich 1821 über die geographischen, topographischen, statistischen, agronomischen und ökonomischen Verhältnisse der Stadt und des Bezirksamts Lahr im ersten Band der Ver-

Geschichte und Beschreibung
der
STADT LAHR
und
ihrer Umgebungen,
mit
vorzüglicher Berücksichtigung der
Handelsverhältnisse
von
Ferd. Stein, Amtmann zu Lahr.

L. A. H. R.

bei I. H. Geiger.

1827.

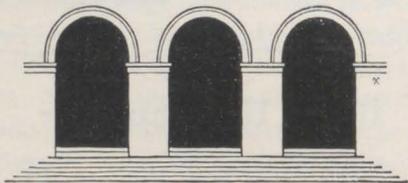
Landesbibliothek Karlsruhe

handlungen des Großherzoglichen Badischen landwirtschaftlichen Vereins zu Ettlingen aus, während Stein 1827 die erste historische Monographie Lahrs unter dem Titel „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse“ veröffentlichte. Fecht, als Dritter im Bunde, gab 1829 eine Programmschrift, betitelt „Eine kleine Chronik des Pädagogiums“ heraus.

Einen nicht unerheblichen Anteil an der Darstellung der Lahrer Lokalggeschichte haben auch die Beilagen der Programme bzw. Jahresberichte des Gymnasiums und die im Jahre 1954 zum hundertfünfzigjährigen Bestehen dieser Schule herausgegebene Festschrift. Neben eigentlichen schulgeshichtlichen Themen wurden hier

Festschrift

MUSIS
1804 DEO 1954
PATRIAE



zur Feier des 150jährigen Bestehens des humanitätlichen Gymnasiums in Lahr

auch Abhandlungen zur allgemeinen Stadtgeschichte veröffentlicht. So brachte z. B. der Gymnasiallehrer Friedrich Müller in den obenerwähnten Beilagen 1855 und 1856 Beiträge zur Geschichte der Stadt Lahr zum Abdruck. In der Beilage 1896 veröffentlichte der Lehramtspraktikant Wilhelm Scharf einen naturwissenschaftlichen Beitrag zur Heimatkunde von Lahr, und in der vom Jahre 1914 gab Kuno Fecht eine Sammlung von Aufsätzen zur Lahrer Lokalforschung heraus, während Winfried Knausenberger in der erwähnten Festschrift sich vorwiegend der mittelalterlichen Vergangenheit von Lahr widmete.

Im gleichen Jahr 1915, in dem die ehemalige badische Residenzstadt Karlsruhe ihr 150jähriges Jubiläum feierte, konnte Lahr bereits auf ein 700jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß — durch die Kriegsumstände und Inflationswirren bedingt, allerdings erst 1924 — veröffentlichte Michael Conrad Theodor Hug seine „Chro-

nik von Lahr in Wort und Bild 1215-1915“ im Selbstverlag.

Die große Zahl bedeutender Lahrer Persönlichkeiten veranlaßte Christian Sütterlin, sie 1955 in einer eigenen Broschüre zusammenzufassen.

Neben vielen Reiseführern und heimatkundlichen Abhandlungen über Lahr und Umgebung von Adolf Sütterlin, Karl Seyfried, Ludwig Heizmann, Emil Baader u. a. seien aus neuerer Zeit ein 1963 erschienener Band „Lahr“ der Thorbecke-Bildbücher und eine 1965 herausgekommene Lahrer Monographie des Industrieverlags Paeffgen erwähnt. Die Stadt Lahr selbst fungierte als Herausgeber einer 1960 veröffentlichten Abhandlung „700 Jahre Lahrer Spital und Stiftskirche“. Nicht zuletzt genannt sei auch der Beitrag „Lahr“ in dem 1959 erschienenen Badischen Städtebuch.

Daß darüberhinaus an den verschiedensten Stellen über kulturelle Einrichtungen, Verkehr, Wirtschaft und Handel der Stadt Lahr Abhandlungen und Aufsätze herauskamen, versteht sich von selbst, sind doch mit dem Namen „Lahr“ in Deutschland Begriffe verbunden, die längst Allgemeingut geworden sind, genannt seien beispielsweise das „Lahrer Kommersbuch“, der „Lahrer Hinkende Bote“, der „Lahrer Schnupftabak“, die „Lahrer Zichorie“ und das „Lahrer Reichswaisenhaus“. Sie geben Zeugnis von einer vielseitigen Regsamkeit einer Stadt, die dabei ist, mit Erfolg auch die Schwierigkeiten ihrer ursprünglich ungünstigen Verkehrslage zu überwinden. Zu wünschen wäre es, daß das Ergebnis ortsgeschichtlicher Untersuchungen von rund 150 Jahren in absehbarer Zeit in einer übersichtlichen Lahrer stadtgeschichtlichen Monographie zusammengefaßt werden könnte. Bei dem gerade in Mittelbaden stark ausgeprägten Gefühl für historische Belange, nachgewiesen durch entsprechende Organisationen, sollte es an geeigneten Bearbeitern eines solchen Unternehmens nicht fehlen.

Das Geroldsecker Land im Frühschein der Geschichte und Kultur

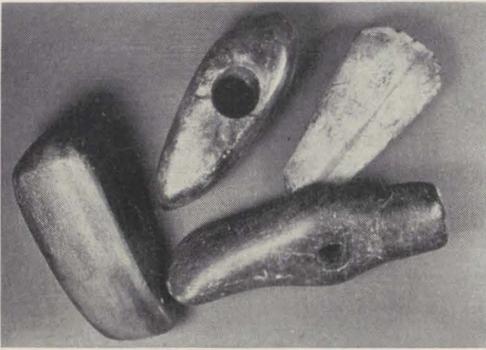
Von Willi Hensle, Lahr

Stets war die Ortenau der Ungunst der Natur wegen ein an Besiedlung armer Landstrich gewesen. Was die Frühgeschichte über unsere engere Heimat zu berichten weiß, ist daher recht wenig und beruht nicht auf schriftlicher Überlieferung und geschriebenen Quellen. Unser Wissen verdanken wir vielmehr den spärlichen, meist zufälligen Bodenfunden, die je nach der Haltbarkeit der bearbeiteten Werkstoffe in Stein, Bronze oder Eisen auf uns gekommen sind und uns nur bedingte, oft auch vielerlei Deutungs- und Rückschlußmöglichkeiten offen lassen. Leider haben die Gebrauchsgüter des alltäglichen Lebens, aus vergänglichen Stoffen und Materialien wie Holz, Knochen, Leder hergestellt, die Jahrtausende, ja Jahrhunderttausende nicht überdauert, so daß die auffallend große Fundarmut eine absolute Frühgeschichte für das Kreisgebiet von Lahr nicht zuläßt und ihre Abfolge nur in größeren historischen Zusammenhängen gesehen werden kann.

Nach einem langen erdgeschichtlichen Werdeprozeß über Jahrmillionen und Jahrmilliarden hinweg kam der frühe Mensch erst spät in unsere Gegend, um sich dieses Landstriches zu bemächtigen. Dabei mußte er sich mit dem auseinanderzusetzen beginnen, was dieser Raum von Natur aus ihm zum Leben bot und was er von ihm abverlangte. Mit der Beherrschung ihres Lebensraumes und ihrer Zeit aber begannen diese frühen Menschen das allgemeine Geschehen mitzugestalten, geschichtlich zu wirken. Doch seit dem Leben und Kämpfen des Heidelberger Menschen, dem ältesten fossilen Menschenfund in Europa, ist es noch ein langer Weg bis hin zum frühesten Frühschein unserer abendländischen Kultur; und die Wegstrecke aus der Zeit des homo heidelbergensis

bis Christi Geburt ist 270 mal so lang wie die Zeitwegstrecke von Christi Geburt bis heute. Aber auch die Epoche der umherschweifenden Rentier- und Mammutjäger am Oberrhein liegt für unsere Gegenwart annähernd zehn- bis zwanzigmal weiter zurück als das originalhistorische Geschehen von Bethlehem.

Ehe wir nach den Anfängen des menschlichen Daseins in unserer engeren Heimat fragen und wissen wollen, wie diese frühesten Menschen unseren heimatlichen Raum angetroffen, wie sie die von der Natur ihnen vorgezeichnete Umwelt gemeistert haben, müssen wir zuvor ein Bild davon zu zeichnen versuchen, wie es die verschiedenen Disziplinen der Wissenschaft zusammengefügt haben. Bei dem dreistufigen Aufbau unserer heimatlichen Landschaft lagert sich vor das Grundgebirge unseres Schwarzwaldes, dem in unserem Bereich noch vielfach der Buntsandstein aufgeschichtet liegt, der mehr oder weniger breite Streifen des fruchttragenden Lößhügellandes, das bald mehr, bald weniger in das vom Rhein und seinen Nebenflüssen geformte Niederungsland hinausragt. Nicht immer hatte der Rhein wie heute sein festgelegtes Flußbett, nicht immer fanden die Nebenflüsse in gleichbleibendem Verlauf den Weg zum Hauptstrom in der Mitte der Ebene. Durch die Rheinkorrektion und die Errichtung von Hochdämmen und Entlastungskanälen noch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist diese alles überflutende Wirkung des alten Rheins und seiner Nebenflüsse größtenteils aufgehoben. Immer wieder lesen wir von einem eiszeitlichen Strom, einem gewaltig dahinziehenden Wasserlauf von Süd nach Nord. Er zog dahin zwischen den vor dem Schwarzwald liegenden Lößvorbergen und den rheinwärtszu



Steinbeile der jüngeren Steinzeit aus Lahr, Ottenheim, Nonnenweiher (Heimatismuseum Lahr)

gelegenen Niederterrassen, um die vom Gebirge fließenden Schmelzwasser am Fuß der Vorberge zu sammeln. Kinzig-Murg-Strom nennt die Wissenschaft diesen diluvialen Wasserlauf. Parallel zum damals schon strömenden Rhein floß er einstens mäandrierend nordwärts, wie es bescheiden auf der anderen Rheinseite die Ill heute noch auf weite Strecken tut. Als nicht mehr so gewaltige Wassermengen zu Tal rauschten, löste sich dieser Strom in einzelne Flüsse auf; sie hatten sich durch ihre herangeschwemmten Schottermassen und aufgebauten Schotterfächer beim Austritt aus dem Gebirge selbst den Weg versperrt. Es bildeten sich unsere heute noch existierenden Flüsse, die in nordwestlicher Richtung dem Rhein zuströmen. Das alte Flußbett aber bildete verlandende Sümpfe und nasse Wald- und Wiesenstreifen, die immer wieder in jährlichen Überschwemmungen und Hochwassern unter Wasser gesetzt wurden und dabei die wenigen höher liegenden Bodenwellen wie Inseln umflossen. Sie allein waren sicherer Boden, auf dem ein Mensch bleiben konnte; auf diesen Landrücken konnte er sich bewegen, und über sie ziehen auch späterhin die alten Wege und Versorgungsstraßen. Sumpf kennzeichnete daher größtenteils seit frühester Zeit unseren Raum. Bei dem damals vor über 100 000 Jahren herrschenden feucht-warmen Klima

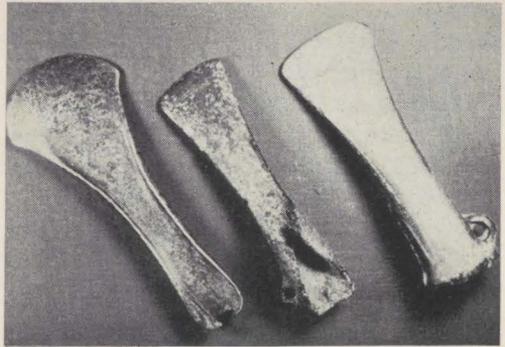
und dem so überaus nassen Boden gedieh ein Wald, der weder gerodet, geschweige denn gepflegt wurde, so daß der großen Wassermenge wegen und auch wegen der gewaltigen darunter lagernden Geröllmassen an eine Trockenlegung nicht gedacht werden konnte. Daher können wir für eine menschliche Besiedlung dieses unseres Lahrer Raumes in frühester Zeit auch keine großen Erwartungen hegen, zumal die Hochwasser des Rheins, der einstens ja bis zum Mahlberger Basaltklotz seine Wasser schickte, die Hochwasser der Bleich, Unditz, Schutter und Kinzig dauernde Veränderungen der Bodenoberfläche mit sich brachten, die älteste Dauer-siedlungen bei uns einfach ausschließen, nicht möglich werden ließen.

Wenn wir daher vergleichsweise Siedlungs- und Kulturkarten betrachten, die anhand und aufgrund gemachter Bodenfunde früher Kulturepochen entstanden sind, sind wir zunächst betroffen über die Siedlungsarmut unserer Ortenau im Vergleich zu der Menge der Funde und damit der Besiedlungsintensität im Breisgau, im Kraichgau oder gar drüben jenseits des Rheins; denn das linke Rheinufer war in seiner Bodenstruktur stets für eine Besiedlung günstiger und damit auch von den frühen Menschen mehr bevorzugt. Und diese Tatsache blieb Tatsache von der Steinzeit bis weit in das Jahrhundert der alemannischen Landnahme vor rund fünfzehnhundert Jahren.

Die südliche Ortenau während der frühen Steinzeiten

Jahrzehntausende sind seit dem errechneten Lebensdatum des Heidelberger Vormenschen aus der ersten Zwischeneiszeit vor rund 530 000 Jahren vergangen. Nichts wissen wir von Menschen dieser älteren Altsteinzeit in unserer Gegend und ebensowenig von ihrer Art zu leben und ihrer Kultur. Auch aus der jüngeren Altsteinzeit, die wir mit ihrem Wechsel vom tropisch-feuchten Waldklima zum trocken-kühlen Steppenklima in

die abklingende letzte Zwischeneiszeit zwischen 130 000 und 115 000 v. Chr. datieren, deren Menschen zunächst mit aufgelesenen groben oder roh zugehauenen, später dann mit feinbehauenen, kantenbearbeiteten Faustkeilen ein Universalgerät zum Häuten, Schneiden und Schaben aus Feuersteinknollen sich geschaffen hatten, ist bei uns nichts bekannt. Der Neandertalermensch als Träger dieser Steinkultur ist im Raum der gesamten Ortenau nicht nachweisbar, ebenso wenig der später wohl aus dem Osten hinzugekommene, mit unserer heutigen Art mehr verwandte Typ von Cro-Magnon und von Aurignac, obwohl diese Lößmenschen weit verbreitet Jahrzehntausende lang ihr gleiches, unstetes Leben gelebt haben und dabei ihre Werkzeuge und Gerätetechnik immer mehr verfeinerten. Am Rande des zurückweichenden und wieder vorstoßenden Eises hausten sie gegen Ende der letzten Warmzeit bis weit über die Mitte der letzten Eiszeit hinaus, etwa zwischen 100 000 und 10 000 Jahre v. Chr., in inzwischen klimaveränderter, wenig fruchtbarer, steppenartiger Gegend und jagten die großen Rentierherden, das Mammut, das Wollhaarnashorn, den Bison und Wildpferde. Daneben bestritten sie mit Sammeln der wildwachsenden Früchte ihren Lebensunterhalt. Menschliches Kulturgut, das anderswo in knochengeschnitzten Dolchen, gravierten Geweihstangen oder auch bemalten Höhlenwänden zu uns spricht, finden wir aus der gesamten Altsteinzeit bei uns hier nicht, jedoch am Tuniberg bei Munningen, am Ölberg südlich Freiburg, in der Petershöhle bei Engen und droben am Hochrhein in der Thaynger Höhle haben sie Lebens- und Kulturspuren hinterlassen. Dagegen werden mancherlei Reste fossiler Art, Reste des Rentiers, ganze Stoßzähne, Fußknochen und im Kies und Geröll abgerundete, zerkleinerte Backenzähne des Mammut immer wieder aus dem Löß unserer Landschaft am Schutterlindenberg, bei Ettenheim, Ringsheim, Wallburg, auch um Offen-



Bronzeäxte Lahr/Hohberg, unbekannt, Ottenheim
(Heimatmuseum Lahr)

burg und in den Kies- und Baggergruben des Rheintales gefunden und lassen diese für uns menschenleere, menschenarme Altsteinzeit in der Vorstellung etwas lebendiger werden.

Restlos verschwindet mit dem Abschmelzen des letzten Eises nicht nur die Tundravegetation, sondern auch die eben gezeichnete Kultur der älteren Steinzeit aus der Mitte Europas, weil mit den die Kälte liebenden Pflanzen und Tieren wie Mammut, Höhlenbär, Ren und Schneehasen auch der von ihnen abhängige Mensch seinen Schauplatz gewechselt hat. Damals entstand der Bodensee in seiner heutigen Gestalt, als er die Schmelzwasser der sich auflösenden Gletscher in seine Becken aufnahm. Da in der von 10 000 bis 3500 v. Chr. dauernden mittleren Steinzeit sich die Flora und die Fauna, die Pflanzen- und Tierwelt, erneut änderte, neue dichte Wälder mit Kiefern, Birken, Haseln, Eschen, Ulmen, Eichen und Buchen entstanden, und die bei uns bekannteren Wildtiere wie Bären, Hirsche und Rehe, Wildschweine, Rinder, Füchse und Wildkatzen diesen Wald nun belebten, lebten nicht nur am fischreichen Bodensee, sondern sicherlich auch bei uns in Mittelbaden in Rheinnähe oder am alten Kinzig-Murg-Fluß auf trockenen Sanddünen und tonigen Bodenschwellen mittelsteinzeitliche Menschen und kannten, wie droben am

Bodensee nachgewiesen, ovale Reisighütten mit Feuerstellen. Deutlich lassen die Funde, sie sind gering genug, nicht nur die geringe Besiedlung der Ortenau in jener Zeit erkennen, sondern auch die Veränderungen an den Werkzeugen beobachten vom groben Feuerstein zu feineren Steinwerkzeugen in Form von Klein- und Kleinstgeräten, wie es uns der Hornsteinklingenfund und der Schaber aus Hofweier, je ein Schaber aus der Lahrer Wasserklamm und aus dem Offenburger Raum sowie die mesolithische Pfeilspitze vom Lützelhard zeigen. Sonst aber wissen wir so gut wie nichts vom hier lebenden Menschen jener Mittelsteinzeit zu berichten.

Seßhafte Ackerbauern und Viehzüchter

Ein gewaltiger Umbruch im menschlichen Leben und in seiner Kulturentwicklung zeigte sich zwischen 3500 und 1800 v. Chr. in der jüngeren Steinzeit; in ihr fand der Mensch den großen Übergang vom unsteten Sammler- und Jägerdasein zur Seßhaftigkeit des Ackerbauers und Viehzüchters. Wer die Überbringer dieser bäuerlichen Kultur mit Hacke und Pflug waren, wissen wir nicht. Die Wissenschaft sieht Hirten- und Bauernvölker aus den Bereichen der schon weiter entwickelten asiatischen Hochkulturen während des 4. Jahrtausends bei uns eingewandert, die auf ihren Wegen donauaufwärts die dünnbesiedelten und für die Schweinezucht bestens geeigneten Eichenwäldungen und die zum Ackerbau anreizenden Lößgebiete vorfanden, die hier blieben, um schließlich die alte, zahlenmäßig sehr geringe mittelsteinzeitliche Bevölkerung zu absorbieren.

Einen großen technischen Fortschritt offenbaren die zahlreicheren Funde dieser Zeit. Noch immer ist der Werkstoff der Feuerstein, der im oberbadischen Isteiner Klotz in trefflicher Qualität entstand. Dort fand man 1939 wohl das erste und älteste Bergwerk Deutschlands, in dem Jaspisknollen zur weiteren Verarbeitung en gros abgebaut und in einen sich entwickelnden Tauschhandel ge-

bracht wurden. Nicht mehr nur zur plumpen Schlagvergrößerung der Faustkraft ausgelesen oder grob und roh zubehauen finden wir jetzt die Geräte; sie sind fortan differenzierter bearbeitet: geschliffen, gesägt, poliert, weiterhin retuschiert, durchbohrt, so daß sie als Lanzen- und Pfeilspitzen verwendet, als Beile und Hämmer mit Holz oder Hirschhorn leicht geschäftet werden konnten. Gerade das Lahrer Heimatmuseum besitzt einige sehr schöne Exemplare z. T. durchbohrter jungsteinzeitlicher Beile und Steinhämmer; sie stammen aus Nonnenweier, Ottenheim und Ichenheim, aus Oberschopfheim und Lahr. Noch mehr wären vorhanden, wenn die Menschen vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren in ihrem Aberglauben nicht Amuletts, Zaubermittel gegen Blitz und Einschlagsgefahr in ihnen gesehen hätten und daher solch seltene „Donnerkeile“ als Talismane im Hause verborgen hielten. Ferner erweist sich in der Lahrer Sammlung das prachtvolle Stück einer Hand- oder Schrotmühle aus zwei wuchtigen Granitsteinen, 1886 im reinen Buntsandsteingelände des dortigen Altvaters gefunden, als frühgeschichtlicher Beleg für die inzwischen eingetretene Seßhaftigkeit jungsteinzeitlicher Getreidebauern. Wenngleich sich bei uns keine hölzernen Geräte und Gefäße über die Jahrtausende hinweg erhalten haben, so zeigen doch die im Bodensee und in den Schweizer Seen gemachten Funde das Vorhandensein von Schüsseln, Tellern, Löffeln, Schöpfkellen aus Holz, aber auch schon aus Ton. Und Gewebereste, ebenfalls dort geborgen, verraten uns, daß der jungsteinzeitliche Mensch bereits zu spinnen und an einfachen Webstühlen zu weben imstande war.

Vorläufer unserer europäischen Völker

Gewaltige ethnographische Umschichtungen von weitester Bedeutung vollzogen sich in der Jungsteinzeit auch im süddeutschen Raum. Im Bodenseegebiet lebte ein vielleicht noch mittelsteinzeitlicher Bevölkerungsrest,

dem wir die *Pfahlbaukulturen* zuschreiben. Ihm gesellten sich von der mittleren Donau her ackerbautreibende „*Bandtöpfer*“ des donauländischen Kulturkreises zu, die mit ihren bandartig geschwungenen Tongefäßverzierungen bis in den Kaiserstuhl und in den Breisgau zu verfolgen, in der Ortenau jedoch nur wenig anzutreffen sind. Aus Mitteldeutschland kamen um die Mitte des 3. Jahrtausends als Träger einer beachtlichen eigenständigen Kultur die sogenannten „*Rössener*“ nach Süddeutschland, gekennzeichnet durch die eigenartige Tiefstichkeramik zur Verzierung ihrer Gefäße. Auch sie schienen die Lößgebiete bevorzugt zu haben; den Kampf mit den bandkeramischen Wanderbauern hatten sie wohl kaum gesucht. Tulpenähnliche Becherformen charakterisieren die Kulturgruppe, deren Leitformen man im Kraichgau auf dem Michelsberg bei Untergrombach erstmals entdeckt hatte. Diese „*Michelsberger*“ schufen sich befestigte Höhensiedlungen, wohl weil sie, wie wir heute annehmen, gegen Übergriffe der „*Bandtöpfer*“ und „*Rössener*“ sich verteidigen mußten. Mit den ihnen in vielem wesensverwandten, wenn nicht gleichartigen Pfahlbauern aber hätten sie sich anscheinend friedlich vertragen. Je nach ihrer kulturschaffenden Siedlungsgewohnheit im Löß oder im feuchten Niederungsland wissen wir daher aus den so zahlreichen Pfahlbaufunden über ihre Lebensweise besser Bescheid; Bescheid über Geräte, Hausformen und Ernährung aus Jagd, Fischfang und Ackerbau.

Zu all diesen Bevölkerungsgruppen, deren damalige Namen wir nicht kennen und die wir deshalb nach auffallenden Zier- und Waffenformen oder nach wichtigen Fundorten benennen, traten im weiten mitteldeutschen Raum noch die an ihren schnurverzierten Gefäßen greifbaren „*Schnurkeramiker*“; durch ihren Lebensstil und ihre feingeschwungenen, kantiggeschliffenen Hammerwaffen standen sie dem im Norden Deutschlands



*Bronzezeitlicher Steinhammer
von Schutterwald* (Landesmuseum Karlsruhe)

ansässig gewordenen bäuerlichen *Streitaxtkulturkreis* sehr nahe.

Weitere Zuwanderer aus Südwesteuropa, die als erste Metall verarbeiteten, fanden mit Pfeil und Bogen bewaffnet aus Spanien den Weg ebenfalls zum Rhein, wo sie auch zwischen Kaiserstuhl und Mahlberger Buck durch ihren aus Horn gearbeiteten Daumenschutz für die linke Hand nachgewiesen sind. Die nach ihren glockenförmigen Gefäßen benannten „*Glockenbecherleute*“ brachten als wanderndes Händlervolk mit dem Kupfer das erste Metall, um den Übergang von der alten Steinepoche in die neue Zeit mit ihrem neuen Werkstoff Bronze einzuleiten; denn nach den vielen negativen Erfahrungen mit dem reinen, aber viel zu weichen Kupfer hatten sich schließlich $\frac{9}{10}$ Kupfer und $\frac{1}{10}$ Zinn als optimale Legierung erwiesen.

Bis zum Ende der Jungsteinzeit waren auf friedliche oder kriegerische Weise alle genannten Völkerschaften miteinander verschmolzen oder zusammengewachsen zu neuen Gemeinschaften, den Vorläufern der späteren europäischen Völker. An den Küsten der Nord- und Ostsee bildete sich das

Volk der Germanen, besser der Urgermanen; südlich davon entstanden aus der Vielzahl der aufgeführten Bauernvölker die Kelten, besser die Urkelten, und ostwärts von diesen registrieren wir den sich entwickelnden Kulturkreis der Illyrer.

Die Ortenau —

Durchgangsland in der Bronzezeit

Hauptsächlich als Viehzüchter betätigten sich die Urkelten, die Träger der jungen Bronzezeit; in Gruppen oder vereinzelt hatten sie sich auf den Lößflächen Süddeutschlands festgesetzt und auch auf den tonig-mergeligen Böden der Niederterrassen sich aufgehalten. Wenngleich Bronzebeile in Ottenheim und Rust, in Ortenberg, Kehl und Rheinbischofsheim gefunden wurden, in einer Erdschale am Hohbergsee bei Lahr man ein bemerkenswertes Exemplar einer Lappenaxt mit einem seitlichen Ring entdeckte, so sind weitere Bronzefunde in unserem Gebiet doch recht spärlich. Allerdings konnte in Griesheim bei Offenburg ein interessanter Hortfund geborgen werden; sicherlich gehörte die Musterkollektion an Bronzeäxten einem fahrenden Händler, der über die unsicheren Zeiten hinweg wohl nicht mehr zu seinem Depot mit der versteckten Handelsware zurückkam.

Unsere Ortenau war in der Bronzezeit vor knapp 4000 Jahren vermutlich nur Bindeglied, Durchgangsland gewesen für die hünen und erst recht drüben auf der anderen Rheinseite zahlreicher siedelnden Kulturträger der gleichen Art. Allgemein bestatteten sie ihre Toten unter flachen Erdhügeln, wie sie im elsässischen Hagenauer Forst häufiger feststellbar sind als bei uns. Da das zu verarbeitende Metall als nicht bodenständig importiert werden mußte, blieb man noch lange Zeit bei dem altgewohnten Steinmaterial; die metallene Form jedoch war inzwischen so modern geworden und so gefragt, daß die Werkzeugmacher gegossene Äxte und Hämmer in Stein kopierten und um der Konkur-

renzfähigkeit willen kopieren mußten. Sie taten dies in einer Exaktheit und Genauigkeit ohnegleichen, was uns vor dem Können dieser frühen Handwerker erstaunen läßt. Haargenau wurden die Facetten, die Gießnuten, in Stein nachgearbeitet, die Rundungen nachgeschliffen; sogar die beim Arbeiten mit dem verhältnismäßig weichen Metallwerkzeug entstandenen Deformierungen wurden sinnlos und unverstanden in der Kopie nachgeformt. Der Steinhammer von Schutterwald ist dafür ein bestes Beweisstück.

Gegen 1250 v. Chr. drang ein illyrisches Bauernvolk aus dem Ostalpen- und Donauraum mit der Sitte der Totenverbrennung obernd in Süddeutschland ein. Totenasche und Brandreste wurden in Urnen beigesetzt, Speise und Trank als Totenopfer in auffallend kleinen Gefäßen gesondert beigegeben. „Urnenfelderleute“ nennen wir die Anhänger dieser Kultgepflogenheit am Ende der Bronzezeit. Ganze Siedlungen und ausgedehnte Friedhöfe wurden im südwestdeutschen Raum erschlossen, so droben in der Baar und im Hegau bei Singen; ebenso konnten am Kaiserstuhl bei Burkheim, am Tuniberg bei Merdingen, in der Gemarkung Herbolzheim und südlich Lahr bei Altdorf Urnenbestattungen festgestellt werden. Sonst aber ist eine intensivere Beeinflussung, ein stärkeres Einströmen von Urnenfelderleuten im Lahrer Bereich nicht nachzuweisen. Als Bauern hielten sie sich vorweg an die ertragreichen Böden im Hegau, in der Nordschweiz, auch in unserer Rheinebene und am Kaiserstuhl. Da die damalige Zeit sehr unruhig gewesen sein mußte, finden wir noch vielfach ihre befestigten Anlagen auf Höhen und Bergrücken wie auf dem Isteiner Klotz, auf dem Burgberg bei Burkheim am Kaiserstuhl, hinter deren Wällen und Gräben sie sich verteidigen konnten. Vielleicht haben auch droben auf dem Lahrer Burghard schon Urnenfelderleute Verteidigungspositionen bezogen, wie dort aufgefundene Urnenfelder Keramikscherven vermuten lassen.

Zu Herren geworden verschmolzen diese Urnenfelderleute allmählich wieder mit der alleinheimischen Bevölkerung, die zäh an ihrem Totenkult der Erdbestattung festgehalten hatte. Aus ihrer Vereinigung entstand ein geschlossenes Volkstum, das stark gegliedert, staatlich geordnet eine neue eindrucksvolle Kultur entwickelte, deren Hochstand wir ebenfalls aus den Gräbern erkennen können. Wie einst in der frühen Bronzezeit wurden die Toten wieder in Hügelgräbern bestattet, die der Volksmund oft als Heidengräber bezeichnet, wie überhaupt die Vergangenheit das ihr Geheimnisvolle, Unerklärliche, Ungeheuerliche leicht und gern mit Heidnischem in Verbindung brachte.

Hallstattkeltischer Wohlstand der frühen Eisenzeit

Für Waffen und Geräte brachte das Jahrtausend v. Chr. einen neuen Werkstoffwechsel; denn auch die Bronze wurde durch das den Illyrern bereits bekannte harte Eisen verdrängt. Unter Beibehalten der Grabhügelbestattungen entstand eine keltisch-illyrische Mischkultur, und unmerklich wechselte die jüngere Bronzezeit in die ältere Eisenzeit über, die in Hallstatt im Salzkammergut besonders fundreich gewesen ist, so daß wir diese neue Epoche zwischen 900 und 450 v. Chr. als Hallstattzeit charakterisieren. Hallstattgrabhügel finden sich auch bei uns im badischen Raum. Viele davon, zu flach angelegt, sind vom Pflug längst eingeebnet, andere vom Wasser weggeschwemmt oder vom Winde verweht; weitere sind noch gar nicht erforscht. Fundreich ist wiederum der Kaiserstuhl, wo uns Fundorte in Ihringen, Endingen und Riegel bekannt sind. Erforscht sind die Grabhügel von Appenweier, Scherzingen bei Kehl, Söllingen und Hügelshaus im nördlichen Mittelbaden. Für den Kreis Lahr ist der Grabhügel von Meißenheim interessant, der an der Straße nach Ichenheim dank seiner geschützten Lage im Wald die Jahrtausende einigermaßen überdauert hat.

Mehrfach waren Brand- und Erdbestattungen in ihm nachzuweisen. Noch gut erhalten fanden sich Bronzearmbänder mit roher Strichverzierung, Armringe aus Gagat und Lignit sowie anderer Schmuck aus Tonperlen, Bernstein und durchsichtigem Glas. Sonst aber haben die Bestattungen und all ihre anderen Beigaben durch die Nässe und Bodenfeuchte doch allzusehr gelitten.

Die in Hallstatt dichter als anderswo lebenden Salzbergleute und Salzhändler entwickelten bereits recht früh einen flotten Salzhandel ostwärts bis an den Rhein und darüber hinaus ins Elsaß. Dem alten Rheinübergang bei Kappel muß dabei eine besondere Bedeutung zugekommen sein. Die Hallstätter Zeit hatte es allgemein zu beachtlichem Wohlstand gebracht, der sich in der Art und Form trefflicher Eisenwaffen, an auffallendem Schmuck in reinem Gold und vergoldeter Bronze zeigte. Diese Epoche wurde geradezu zu einer materiellen Blüte- und Wohlstandszeit, in der das Arbeitsteilungsprinzip mit speziellen Berufen wie Bronzegießer, Töpfer, Goldschmied, Händler und anderen erkennbar sich weiterentwickelt, weitergebildet hatte.

Wir erkennen in den sich nach und nach organisierenden politischen Stammesgebilden rangmäßig herausgehoben fürstliche Geschlechter und Sippen; anders sind die großen, mit wertvollen Beigaben ausgestatteten Grabhügel der Hallstattzeit nicht zu erklären. Solch ein Fürstengrab, es ist nicht das Geringste und Unbedeutendste unter den wissenschaftlich erforschten, besitzt der Kreis Lahr bei Kappel am Rhein. Leider ist der Erhaltungszustand dieses nicht alltäglichen, frühgeschichtlichen Hügelgrabes so desolat, daß man befürchten muß, seine Lage im Gelände bald nicht mehr erkennen zu können. Bis vor kurzem war der Erdhügel, der ursprünglich einen Durchmesser von 74 Metern und eine Höhe von 2,50 Metern einnahm, gut zu lokalisieren. Heute jedoch wird er, durch Regen und Wind stark abgeflacht,



*Armreif von Söllingen und Gagatringle
aus Meißenheim* (Landesmuseum Karlsruhe)

durch Pflug und Egge tüchtig eingeachert, bald verschwunden sein. Leider sind auch seine reichen, kostbaren Grabbeigaben nicht alle erhalten geblieben. Was zweieinhalb Jahrtausende lang der Boden unberührt verwahrt hatte, erreichte nach seiner Bergung im Karlsruher Landesmuseum menschliche Besitzgier. Ein Teil des wertvollen Goldschmuckes wurde gestohlen und ging für immer verloren; nur ein Rest konnte zerschnitten und zerkleinert in letzter Minute bei einem Juwelier vor dem Einschmelzen wieder sichergestellt werden. Dennoch aber beweisen diese Reste von Armreifen, Halsringen und Broschen den Geschmack, das Stilempfinden und das künstlerische Können jener Goldschmiede, die die Kunst des Punzierens und Ziselierens meisterhaft beherrschten.

Es muß sich bei dem in Kappel Bestatteten um einen Vornehmen, um einen Edlen, gehandelt haben, dessen Hofhaltung sicherlich von der bäuerlichen Siedlung bei Meißenheim versorgt wurde, der in seinem Prunkgewand in einer aus mächtigen Eichenbohlen im Blockhausbau gefertigten Grabkammer beigesetzt worden war. Trinkgefäße, Gold- und Bronzeschmuck, Waffen, einen bronzenbeschlagenen Ledergürtel, eine Bronzeschüssel und eine aus Griechenland importierte Bronzekanne hatte man dem vornehmen Toten mit in sein Grab gegeben. Selbstverständ-

lich gehörten mit auf die ewige Reise Dolch und Eisenmesser als Waffen, vor allem ein Wagen mit Bronze- und Eisenblech beschlagen, weil damals schon das gehobene Ansehen gehobene Lebensansprüche voraussetzte, und demnach auch die Beigaben für das Jenseits sich nach den Bedürfnissen des Diesseits ausrichteten.

Als Wegzehrung erhielt der „Edle von Kappel“ ein geschlachtetes Schwein mit auf die Todesfahrt. Abschließend wurde die Grabkammer verschlossen und mit einem Erdhügel aus herangeschafftem braungelbem, fettem Lehm wie beim späthallstattischen Hohmichele bei Saulgau, dem größten Grabhügel Süddeutschlands, überdeckt.

Kleidung, Schmuck, Waffen und Gerät dieser Hallstattkeltens sind uns durch zahlreiche Funde von der Schwäbischen Alb und aus Frankreich bestätigt. Der Mann trug das lange, zweischneidige Schwert und den kurzen Dolch, auch ab und zu eine Lanze. Geleitet war man mit wollenen oder linnenen Gewändern, die durch Bänder und bunte Borten verziert waren. Halsringe, Armreifen, bronzene oder goldene Gewandnadeln erzählen von der Schmuckbegeisterung jener Menschen; und dieser Schmuck konnte nicht groß und nicht schwer genaug sein.

Wenn aus den Grabhügeln von Kappel und Meißenheim auch nicht alles gut erhalten die Zeiten überdauert hat, so wissen wir doch aus Funden ähnlicher Art vom Schwäbisch-Fränkischen Jura sowie aus Ost- und Mittel-frankreich ganz genau über die beigegebenen Schüsseln und Kannen einiges auszusagen. Fremde, südliche Importware sind eindeutig die rottonigen Schalen, die Kannen und Weinkrüge, die Oinochoen, in denen auf der uralten Handelsstraße von Massilia (Marseille) aus Wein als Beiladung, vielleicht im Tausch gegen Salz, Bernstein oder auch Sklaven, durch das Rhôneetal und die Burgundische Pforte herangebracht wurde. Es sind kostbare Stücke, die uns zeigen, wie weit die

Kunstfertigkeit des Südens auch bei den Reichen nördlich der Alpen gefragt und begehrt war.

Aufbruch des Keltentums der Latènezeit

Inzwischen begann um das Jahr 400 v. Chr. die große Keltenbewegung, die eine ungemein gewaltige Umschichtung der Menschen in Europa mit sich brachte. Wir finden Kelten in ganz Süddeutschland, im Alpenvorland, in Gallien; sie überschreiten den Kanal und erobern England und Irland. Wir finden sie im Mittelmeerraum, wo sie mit der Einnahme Roms und dem Ausspruch ihres sieggewohnten Anführers Brennus „Wehe den Besiegten!“ von sich reden machen. Andere Kelten ziehen durch den Balkan, nach Griechenland und Südrußland und setzen sogar als die historischen Galater nach Kleinasien über. Überall aber war ihre Herrschaft nicht von allzulanger Dauer.

In unserem südwestdeutschen Siedlungsraum setzten sie sich auf den bisher bewohnten guten Siedlungsplätzen auf dem Löß an den Gebirgsrändern fest, an den Talausgängen, am Kaiserstuhl, im Kraichgau sowie am Neckar und zwangen langsam, aber zielstrebig die dortigen Reste der Hallstattbevölkerung zur Unterwerfung. Vor allem am Rhein pflegten sie wie ihre Vorgänger neben dem Ackerbau den organisierten Umschlag von Waren, die weiterhin aus dem Süden über Massilia durch die Rhône-Saône-Senke und die Burgundische Pforte nach dem Norden kamen. Besonders Wein kam wieder an den Rhein und an die obere Donau. Auch die Schmuckfreudigkeit, insbesondere das Tragen der Halsringe, wurde beibehalten, ja geradezu zu einem nationalen Symbol des Keltentums schlechthin. Aus solchen Beobachtungen können wir daher ein langsames Hinübergleiten der Hallstattwelt in die Keltenwelt von Latène ableiten, benannt nach dem am Neuenburger See in der Schweiz aufgefundenen umfangreichen Depot von geschmiedeten Eisenwaffen.



*Goldschmuck aus dem Grabhügel
der Edlen von Kappel* (Landesmuseum Karlsruhe)

Zwischen Rhein, Main und Schwarzwald, berichtet der römische Schriftsteller Tacitus, sollen die Kelten als erste geschichtlich bekannte, faßbare Völkerschaft gesiedelt haben. Doch haben wir nur wenig Bodenfunde dieses Volkes bei uns im engeren Raum überkommen. Mit Funden aus Gamshurst und Windschlag, Friesenheim und Oberschopfheim, Herbolzheim und Riegel sind die Kelten in ihrem Dasein bei uns immerhin belegt. Den wichtigsten und schönsten Fund jedoch machte man im nahen Mahlberg, wo im letzten Krieg in der die Landschaft weiterhin beherrschenden Mahlbergerschwelle ein keltisches Mädchengrab mit kostbarem Schmuck geborgen werden konnte. Allgemein enthielten die meisten Funde nur wenig an Scherben sowie Knochen von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen und Ziegen. Dennoch waren die Kelten zu Gemeinschaftsleistungen und Gemeinschaftssiedlungen fähig, wie die Volksburg von Tarodunum bei Zarten im Dreisamtal, die den ideal zu verteidigenden Zufluchtsort für beispielsweise 15 000 Menschen bildete, oder der Ringwall auf dem Battert bei Baden-Baden oder auch der doppelte Wall droben auf dem Burghard bei Lahr beweisen, ebenfalls groß genug, in Zeiten der Not und Gefahr das Volk und seine Herden aufzunehmen, aber auch stark genug, einen feindlichen Angriff verteidigend abzuwehren; denn jene Zeiten

müssen recht kriegerisch gewesen sein. Trotz aller Keltenwanderungen vermuten wir nur eine spärliche, dünne Keltenbevölkerung in unseren Oberrheinlanden, weil durch eine Verschlechterung des Klimas gerade unser Ortenauer Gebiet stark unter der Nässe und Feuchtigkeit zu leiden hatte. Und dennoch gaben hüben wie drüben am Oberrhein diese Kelten einer großen Zahl von Bergen, Ortschaften und Wasserläufen Namen ihrer Sprache wie Belchen, Zarten, Breisach, Dreisam, Brigach, Glotter, Neumagen u. a., auch der Schutter, selbst der Donau und dem Rhein.

Seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert befanden sich die Kelten, zu denen wir auch die Helvetier rechnen müssen, auf dem Rückzug weg vom Oberrhein hin zum Süden und nach Westen; denn von Norden drängte ein landsuchendes Volk in den sich entleeren den Raum, drängten von der mittleren Elbe über das obere Maingebiet die germanischen Sueben und Semnonen auch in unsere nicht gerade dicht bewohnte Gegend, in der sie jedoch der Bodenbeschaffenheit und der Abhängigkeit von Wasser und Überschwemmungen wegen nur sehr schmale Zonen für eine Dauerbesiedlung antrafen. Daher strebten sie bald unter ihrem Stammeskönig Ariovist ins obere Elsaß vor, wobei sie zwischen Colmar und Straßburg in der Waffenbegegnung mit dem Römer Caesar geschlagen und verlustreich wieder über den Rhein zurückgedrängt wurden; denn auch Rom hatte die Absicht, seine Herrschaft im goldreichen Gallien bis zum Rheinstrom auszudehnen. Das gallische Keltentum aber geriet so letztlich zwischen die Kraft des sich ausweitenden Römerreiches und das neuen Lebensraum suchende Volkstum der Germanenstämme und wurde zerrieben.

Fürderhin aber blieb nach dieser für das Abendland wichtigen Begegnung das Gebiet zwischen Rhein und Schwarzwald weitgehend menschenleer, weil die helvetischen Kelten aus ihrem bisherigen Siedlungsbereich am

Rhein südwärts abgezogen waren; und sicherlich waren auch die Reste des geschlagenen Suebenheeres zu ihren Stammesgenossen weiter nordwärts an den unteren Neckar wieder zurückgekehrt, so daß der hellenistisch-römische Gelehrte und Schriftsteller Ptolemaios aus Alexandria das von den Kelten verlassene und darum sehr dünn besiedelt zurückgelassene Gebiet am Oberrhein mit „Helvetischer Einöde“ bezeichnen konnte.

Frontland der VIII. Legion

Die rivalisierende Begegnung zwischen Ariovist und Caesar bildete gleichsam den Auftakt zur römischen Besetzung unseres Gebietes seit der augustäischen Zeit von Straßburg aus. Und Rom hat wahrlich nicht wenig Spuren bei uns hinterlassen. Nicht nur kamen Legionäre zur militärischen Absicherung, sondern mit ihnen kamen Kolonisten, die allenthalben Gutshöfe errichteten. Nachgewiesen ist ein solcher Hof bei Sulz im fruchtbaren Vorgelände südlich Lahr, wo man als wertvollstes Stück eine römische Bronzefibel fand. Nicht zu Unrecht vermuten wir einen römischen Gutshof bei Kippenheim und auch droben auf der Burgheimer Höhe nahe der Burgheimer Kirche, wo man unter anderen Funden auf einen römischen Brunnen gestoßen war. In der südlichen Ortenau sind zahlreiche Einzelfunde gemacht worden, seien es Münzen, Scherben in Sigillata, Ziegel, Mauerreste. Allein in Lahr, wo man schon immer eine größere Römersiedlung angenommen hatte, ergab sich im Gewann „Mauerfeld“ eine solche Menge von Funden, daß diese Römersiedlung jetzt als bewiesen zu gelten hat, wenngleich ihre Ortsbezeichnung noch nicht festgestellt werden konnte. Ein excellenter Fund wurde in jüngster Zeit geborgen, als gut erhaltene Fundamente römischer Töpferöfen freigelegt wurden. Einer von ihnen besaß einen Mauerring aus grob hergerichteten Sandsteinen im Durchmesser von etwa zwei Metern. Der über die Feuerung gelegte Boden und die

über das Ganze einst gemauerte Lehmglöcke zur Aufnahme des Tonbrandes waren allerdings abhanden gekommen; denn nur was tiefer als das Pflugschartenniveau in der Erde lag, blieb erhalten. Auch entdeckte man Tonentnahmegruben bis zu 1,8 m Tiefe und nahebei neben allerlei Handwerksgerät ganze Mengen von Fehlbränden, mißglückter grober, dickwandiger Gebrauchskeramik und sonstige Tonscherben, Bestandteile von Krügen und Vorratsgefäßen, also unverkäufliche und daher weggeworfene Makulatur. Die hier hergestellte Gebrauchskeramik war mit einer charakteristischen und daher für Lahr typischen Randbildung gefertigt, daß man in Fachkreisen gleichsam von einer „Lahrer Form“ spricht, die das Versorgungsgebiet der Lahrer Werkstätten leicht abgrenzen läßt.

Bekannt waren bisher Riegel und Hüfingen in der Baar als rechtsrheinische römische Töpferzentren; nun war man in Lahr mitten in eine weitere, umfangreiche Töpferwerkstätte am Oberrhein aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. gestoßen, von deren Vorhandensein man durch schon früher aufgefundene Bruchstücke mit Herstellerzeichen und Brandstempeln wohl wußte. In Lahr arbeiteten Meister mit Namen Janus und Satto; ein anderer nannte sich Comitalis. Bessere Qualitätsware hingegen wurde aus dem Unterelsaß von drüben herübergehandelt, wo in Ittenweiler ein Meisterkeramiker namens Cibisus seine prächtigen Reliefschüsseln in Terra sigillata fertigte; nicht selten liest man seinen Prägestempel „Cibisus fecit“.

Nach all dem kann der Beweis als erbracht gelten, daß Lahr-Dinglingen keine nur sporadisch und nur zeitweise besetzte Militäranstalt zur Absicherung des Schutterüberganges und zur Aufrechterhaltung des Straßenverkehrs war, sondern bereits zu einer Dauersiedlung der Römer und ihrer Hilfskräfte mit Handwerkercharakter sich entwickelt hatte; und römische Brandgräber, an der heutigen Bundesstraße 3 gefunden, bekräftigen diese Annahme. Daß in der



*Keltischer Ringwall
auf dem Burghard bei Lahr*

Dinglinger Siedlung keltische Tradition weiterlebte, läßt die grobe, grauschwarze, einfach verzierte, bodenständige Gebrauchskeramik, vor allem aber ein 1820 beim Bau einer Schutterbrücke gefundener bronzener Gefäßgriff mit grotesken Tierfratzen und Tierfiguren erkennen, der solche dem Keltenschmuck allgemein eigentümlichen Misch- und Fabelwesen in guter Arbeit aufzeigt.

Auch im Raum Offenburg gab es zahlreiche Römerfunde. So zog man bereits 1778 den Grabstein des Centurio Lucius Valerius Albinus, Hauptmann einer thrakischen Kohorte, aus den Wassern der Kinzig, fand man einen Meilenstein der um 74 n. Chr. von Straßburg hergeführten Straße, den Torso eines römischen Soldaten, Tonlampen in Mengen, wirtschaftliche Gefäße und weitbauchige Amphoren. Das bedeutendste Fundstück aber ist doch wohl eine silberne Statuette des Kaufmanns- und Handelsgottes Merkur. Überall entstanden im rechten Oberrheinland Niederlassungen der Römer, angefangen vom Enz-, Pfalz- und Kraichgau über den Ufgau, hier in der Ortenau, auf den Hochflächen der Baar und ganz besonders droben am Hochrhein und im Bodenseegebiet. Neben größeren Siedlungen in Offenburg, Gengenbach und Dinglingen wissen wir neuerdings von einem provinzialrömischen Zentrum im benachbarten Diersburg, kennen



Römische Gebrauchskeramik der „Lahrer Form“

wir viele kleine und kleinere Wohnplätze in Sulz, Zunsweier, Elgersweier, Hofweier, Niederschopfheim, Kippenheim und anderen Orten. Und da die Römer seit eh und je leidenschaftliche Badefreunde waren, haben sie auch die warmen, heilbringenden Wasser von Baden-Baden und Badenweiler sich zunutze gemacht.

In den Museen in Lahr und Offenburg finden wir als Handelsware der Römer Eisenbarren, Luppen genannt. Gewonnen waren sie in einfachem Verfahren; heutige Hitzegrade konnte man noch nicht erzeugen, aber die damals erlangte Hitze genügte, das Eisen zähflüssig und teigig abzuschneiden; und diese Masse, eben die Luppen, wurden vor dem Weiterverarbeiten so gehämmert, daß die darin verbliebenen Schlackenreste absprangen.

All die schon genannten Orte waren meist im Zusammenhang mit den der römischen Realpolitik entsprechenden Sicherungsmaßnahmen wie Kastellbauten und den Anlagen von Straßen entstanden. Augusta Raurica bei Basel, Straßburg als Argentorate, Mainz (Moguntiacum), Rottweil (Arae Flaviae) waren Mittelpunkte der römischen Besatzungsmacht, so daß gute und rasche Verbindungen notwendig waren. Durch römische Meilensteine und später durch Leugensteine, der übernommenen keltischen Leugenmaße (2,22 km) wegen so benannt, waren diese Militär- und Versorgungsstra-

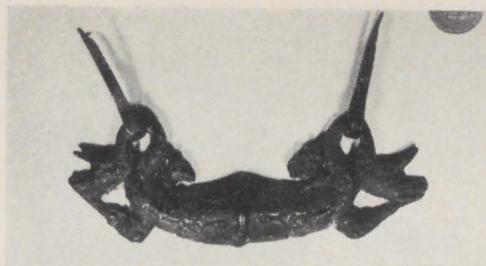
ßen gekennzeichnet. Eine Römerstraße verlief auf dem alten Handelsweg von Basel über den Schlingener Berg, weiter über Müllheim den Vorbergen entlang nach Riegel und über den Mahlberger Buck, auf dem zweifelsohne eine Beobachtungs- und Signalstation sich befand, an Kippenheim vorbei über Dinglingen, Offenburg, Achern bis Baden-Baden. Einige Jahrzehnte früher schon war unter Vespasian (69/79) die Straßenführung von Straßburg über Kehl und Offenburg die Kinzig aufwärts über Gengenbach, Biberach, Schiltach nach Rottweil angelegt worden. Ob Querverbindungen zwischen dieser Kinzigtalstrecke und der Rheintalstraße durch das Schuttertal und das Unditztal bestanden, ist anzunehmen, aber noch nicht völlig erwiesen, wengleich in Prinzbach und auf dem Schönberg, in Ettenheimmünster und auf dem Streitberg römische Münzen gefunden wurden.

Alles in allem lassen die zahlreichen Funde im Raum Lahr, besonders in Altdorf, Burgheim, Sulz, Diersburg und Dinglingen den Schluß zu, daß im Lahrer Kreisgebiet die Römer nach der Anlage des Limes, der als militärische Sicherung des Rheins und der Donau errichtet worden war, doch stärker von diesem Landstrich am Oberrhein Besitz ergriffen haben und ihn mit Veteranen besiedelten. Dies Zehntland war besonders seit Trajan (98/117) kaiserliche Domäne. Und in dem an sich schon immer bevölkerungsarmen Land rechts des Rheins ließen sich zunehmend auf den Pachtäckern Roms, den *agri decumates*, Kolonisten und Pächterveteranen nieder, die ein Zehntel von ihren Erträgen an den kaiserlichen Fiskus abzuliefern hatten. Die im Land Verbliebenen sahen beim Römer den Hausbau aus Stein und andere Praktiken, lernten die Rebe und mit ihr den Weinbau, aber auch mit den feineren Obstsorten den Obstbau kennen. Und manches römische Wort mischte sich in die damalige Umgangssprache.

So fand die römische Kultur rechtsrheinisch auch bei uns Eingang, und mit den Legionären der VIII. Legion, die mit ihrem Hauptquartier in Straßburg stationiert war und von der ein Truppenteil in Dinglingen lag, kam sicherlich auch bald in ersten Ansätzen das Christentum; denn bereits im 4. Jahrhundert hören wir von Straßburg als einer bischöflichen Residenz.

Die alemannische Landnahme

Aus Landnot hatten suebisch-germanische Volksstämme ihre ursprünglichen Wohngebiete an der mittleren und unteren Elbe verlassen und sich wie einst die Cimbern und Teutonen nach dem Südwesten und Süden in Marsch gesetzt. Vom Neckarraum aus beabsichtigten sie in stammesmäßigen Einzelgruppen weiter über den Rhein vorzudringen, wobei sie unter ihrem Stammeskönig Ariovist im Jahre 58 v. Chr. die Begegnung mit dem Römer Caesar hatten. Semnonen nennt später der Schriftsteller Tacitus diese Gruppe. Sueben und Semnonen jedoch verschwinden mit ihren Namen aus dem Schrift- und Sprachgebrauch des 2. Jahrhunderts; statt dessen vernehmen wir hinfort den bei uns bekannteren Namen des neu entstandenen Stammesverbandes der Alemannen, dessen letzter Sinn noch nicht eindeutig geklärt werden konnte. 213 tauchte der Gemeinbegriff Alemannen erstmals auf, als diese germanischen Menschen im Maingebiet gegen den Limes antraten, von den Truppen Kaiser Caracallas (211/217) aber wieder zurückgeworfen werden konnten. Zwanzig Jahre lang war der Alemannen Kraft gebändigt, man könnte auch sagen, bereiteten sie sich auf einen nächsten Angriff gegen den ihren Ausdehnungsdrang einengenden römischen Grenzwall vor. 233 gelang dann ein erster Durchbruch nördlich der Donau. Von hier an nennt die Geschichte laufend wechselvolle Kämpfe mit Erfolgen und Mißerfolgen auf beiden Seiten. Mehr und mehr aber zeigten sich die Alemannen als die Stärkeren, die Entschlos-



*Keltisch-römischer Gefäßgriff
von Lahr/Dinglingen* (Landesmuseum Karlsruhe)

seneren; und etwa von 260 an ergossen sie sich nach dem Fall des römischen Bollwerkes in unser Land am Oberrhein. Dabei mieden sie das Überschwemmungsgelände des Rheins ebenso wie die bewaldeten Höhen der Gebirge, so daß sich für die landsuchenden, kriegerischen Alemannen auch nur knappe Besiedlungsmöglichkeiten ergaben, und die lagen auf dem schmalen, lößbedeckten Vorhügelland und auf den Niederterrassen vor dem Bruch- und Riedgelände. Die vormalig hier ansässige Bevölkerung, teils keltischer, teils römischer, jedenfalls welscher Herkunft, hatte sich tiefer ins Gebirge geflüchtet, tiefer in den Wald; und Namen wie Welschensteinach künden heute noch davon. Sicherlich mag der oder jener als Handwerker trotzdem geblieben sein, um römische Techniken in Ton und Stein an die Alemannen weiterzugeben, die mehr eine Vorliebe für den Holzbau und für Holzgeräte besaßen. Trotz der Vergänglichkeit dieses Werkstoffes wissen wir das aus dem großen alemannischen Gräberfeld von Oberflacht bei Tuttlingen. Einmalig speicherten dort die Bodenschichten das Wasser und blieben daher stets und gleichmäßig feucht; und die hölzernen Geräte, sogar die überaus feine Harfe des „Sängers von Oberflacht“, blieben erhalten. Wahrlich ein seltener Glücksumstand für unsere heimatliche Frühgeschichte.

Um 350 waren weite Teile am Oberrhein erobert; die erfolgreichen Alemannen stellten an den damaligen, an der Front anwesen-



Terra sigillata aus der Werkstatt des „Janus“
(Heimatemuseum Lahr)

den Caesar und späteren Kaiser Julian (361 bis 363) die Forderung, dies linksrheinische Gebiet ihnen endgültig zu überlassen, was aber der römische Feldherr ablehnte. Im Vertrauen auf ihre körperlichen und militärischen Kräfte traten sie 357 unter Führung zweier Stammeskönige, als Chnodomar und Vadomar sind sie überliefert, bei Straßburg zum Kampf an. Ihn beschreibt eingehend der römische Hofhistoriograph Ammianus Marcellinus als Begleiter Julians. Hart und erbittert war das Ringen; doch einen Sieg der Alemannen vereitelte in letzter Minute der Einsatz einer römischen Reservetruppe aus germanischen Hilfsvölkern. Nur wenige Alemannenkrieger konnten sich auf Nachen und Flößen über den Rhein zurückretten; ihnen folgten die siegreichen Römer zu letzten Racheunternehmungen. Aber die Alemannen wurden dadurch nicht niedergedrückt; im Gegenteil, ihre Kraft gegen die Römer mehrte sich, so daß Roms Legionäre gezwungen waren, ihre Grenzkastelle zu verstärken, um sie nach weiteren und immer stärkeren Angriffen von seiten der Alemannen schließlich doch zu räumen. Diese Ereignisse bringen wir mit dem vor wenigen Jahren aufgefundenen kostbaren Silberschatz von Kaiseraugst in Verbindung. 405 vollzog sich ein neuer alemannischer Vorstoß über den Rhein, um das linksrheinische Land für die Zukunft fest in die Hand zu bekommen.

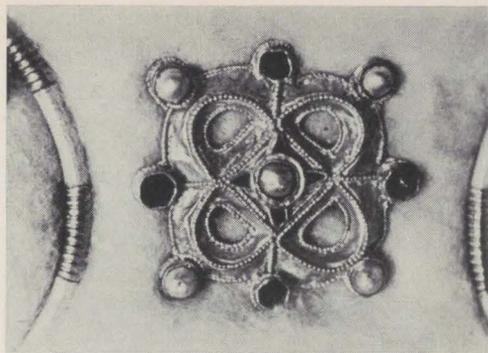
Bis zu den Vogesen und bis hin zum Alpenrand der Schweiz erweiterten so die alemannischen Gau- und Sippongemeinschaften ihr Siedlungsland, das vom Maingebiet aus über den Neckarraum seinen Anfang genommen hatte. In der sonnigen, fruchtbaren Lößhügelzone entstanden zwischen 450 und 520 schon viele der -ingen-Orte, die als alemannische Ursiedlungen anzusprechen sind. Zahlreicher sind sie im Breisgau, wo wir ihre großen Reihenfriedhöfe kennen, sehr gering sind sie in der Ortenau, wo am Schutterlindenbergl Reihengrabstätten bekannt sind. Vom Breisgau her ziehen diese Alemannorte in langer Kette den Vorbergen entlang nordwärts in unseren mittelbadischen Raum; Haltingen, Tüllingen, Buggingen, Gundelfingen, Denzlingen, Emmendingen, Mundingen, Teningen, Köndringen, Malterdingen, Hecklingen, Kenzingen und Dinglingen seien hier genannt. Nicht minder zahlreich sind die -ingen-Orte rund um den Kaiserstuhl und am Tuniberg: Ihringen, Emdingen, Bahlingen, Bötzingen, Opfingen, Munzingen, Rimsingen, Merdingen. Bald folgen neue Siedlungen, die -heim-Orte: Heitersheim, Buchheim, Bleichheim, Ettenheim, Kippenheim, Mietersheim. Auffallend ist, daß sich auch die -heim-Orte der Ortenau auf das Vorberggelände und auf die Niederterrasse verteilen, wenn nicht konzentrieren. Hingegen finden wir sie nicht im Sumpfgelände des Rieds und im Gebirge.

Wenn man die -weiler- und -weier-Orte lange Zeit und grundsätzlich auf das Vorhandensein einer früheren römischen Villa zurückführte, so ist man heute doch des Glaubens, es mit Tochtersiedlungen von einem älteren Nachbarort zu tun zu haben, die vielfach auf Gemarkungsgebiet der älteren Siedlung entstanden sind: Kippenheim und Kippenheimweiler, Ettenheim und Ettenheimweiler machen diesen Schluß deutlich genug.

Immer mehr wurde durch die wachsende Menschenzahl das bisher weithin unbenutzte

und unbesiedelte Land erschlossen. Doch den ersten Ausbau vervollkommen weitere Ansiedlungen, die wir an den Endungen auf -hofen, -bach, -berg oder -dorf wie bei dem abgegangenen Ort Höfen und bei Odelshofen, bei Wittelbach, Seelbach, Kuhbach, Reichenbach, Mahlberg oder Altdorf ersehen können. Das offene, freie Gelände war langsam besiedelt, und nur durch Trockenlegen von Sumpfniederungen oder durch Rodungen im Gebirgswald konnte neues Siedlungsland geschaffen werden. Im frühen Mittelalter unterzogen sich die Kirche der Rodung, Flamen oder Friesen als Katastrophenflüchtlinge der Trockenlegung des Bodens; aber auch besiegte und zwangsumgesiedelte Volksgruppen widmeten sich dieser Aufgabe, wie die vielen -hurst- und -tung-Orte im südwestlichen Ortenaugebiet und im Hanauerland beweisen.

Weil die Alemannen in einzelne, selbstbewußte Einzelstämme ohne geschlossene, zentrale politische Organisation sich gliederten, fehlte ihnen und ihrem Siedlungsraum natürlich auch eine gemeinsame Mitte. Und der Schwarzwald als umgangesenes, unwegsames, unerschlossenes Bergland bis ins 13. und 14. Jahrhundert förderte noch mehr diese Trennungstendenzen. Was den Römern hoch und heilig war, verabscheuten sie, so daß deren Errungenschaften rasch wieder in Vergessenheit gerieten. Statt der Steinhäuser römischer Art bevorzugten sie den einfachen Riegelbau germanischer Art, eine in unserem alemannischen Fachwerk weiterlebende Kombination aus Holz und Lehmziegel, der ohne Spuren zu hinterlassen zerfallen konnte. Im allgemeinen, so kann man sagen, mieden die Alemannen bei ihrer Landnahme und Besiedlung auch die Stätten früherer Römerbesiedlungen, wie wir dies bei der Entstehung des alemannischen Dinglingen hangaufwärts nördlich der Schutter beobachten können. Dabei blieb das von den Römern südlich des Schutterlaufs einst bewohnte Gelände im Mauerfeld von den Alemannen völ-



Vierpaßspange aus dem Alemannengrab von Burgheim

lig unberührt, ja es verödete, so daß erst durch Brücken- und Hausbauten der letzten hundert Jahre, erst recht in den jüngsten Jahren der intensivierten Westausdehnung Lahrs dies und das vom römischen Erbe wieder zu unserer Kenntnis und in unseren Besitz gelangte.

Allzuviel Alemannenfunde sind in unserer Ortenau nicht gemacht worden, weil die frühen Alemannensiedlungen eben kontinuierlich von den heutigen Dörfern und Städten überbaut sind. In Resten fand sich in Lahr ein zierlicher, silberner Halsschmuck, der als der älteste, früheste Alemannenfund der Ortenau gilt. In Nonnenweier stieß man auf zwei bunte Tonperlen, wie sie mit Bernstein zusammen im Offenburger Raum zutage traten. Besonders zahlreich waren am Ende des 18. Jahrhunderts alemannische Waffenfunde in Altdorf, die aber ihrer Güte wegen schon im letzten Jahrhundert an das Britische Nationalmuseum in London veräußert wurden. Reihengräber am Schutterlindenbergraben gaben Waffen und neben anderem Schmuck gut erhaltene Gürtelspangen und Gürtelschnallen in gediegener Ausfertigung preis.

Ein Fund aber darf nicht unerwähnt bleiben: ein Alemannengrab aus Burgheim mit seinem noch nicht restlos aufgeklärten Reihengrab aus dem 6. und 7. Jahrhundert;

es ist als vorchristliche Bestattung ohne Zusammenhang mit der später erstandenen Kirche anzusehen, wengleich es im Kircheninnern ausfindig gemacht wurde. In diesem völlig unberührten Grab fanden sich wie bei anderen, allerdings ausgeraubten Nachbargräbern römische Ziegelsteine und Architekturteile, so daß die Nähe eines römischen Bauwerks, eines Gutshofes oder einer kleinen Siedlung sicher ist. Als Wohnstätten mieden die Alemannen solche Plätze; sie führten daher die römische Wohntradition nicht fort. Nicht selten jedoch suchten sie verlassene römische Ruinenstätten als Begräbnisplätze für ihre Toten aus; zumindest benutzten sie römische Bautrümmer zum Anlegen der Grabstätten. Unser Grab, dem 7. oder frühen 8. Jahrhundert wohl zuzuweisen, enthielt die Bestattung einer ohne Zweifel hochgestellten Frau, der nach vorchristlichem Brauch reicher Schmuck ins Grab mitgegeben wurde. Als besonders wertvoll enthielt es eine Vierpaßspange als ziselierte Einlegearbeit in der stark merowingischen Kunstrichtung der späten Völkerwanderungszeit neben Ohringen, Armreif, Ketten und anderem Schmuck. Erst durch strenges Verbot Karls des Großen kam der altheidnische Brauch, den Toten Geräte, Schmuck und Speisen fürs Jenseits mitzugeben, außer Übung. Das Grab der reichen, vornehmen „Burgheimerin“ war durch ein nachbestattetes Kindergrab vor dem Zugriff späterer Grabräuber geschützt. Leider sind alle anderen Gräber rundum gewaltsam geöffnet und leergeplündert; lediglich im Grundwasserschlamme eines ebenfalls beraubten Männergrabes fanden sich neben einem fast erhaltenen Kamm ein besonders wertvoller Gewandnadelkopf und einige Perlen.

Alemannen und Franken im Kampf um die Herrschaft

Der Ausdehnungsdrang der Alemannen wurde zu Beginn des 6. Jahrhunderts von den fränkischen Merowingern, von den merowingischen Franken nach Süden abge-

drängt, als diese unter ihrem König Chlodwig (481/511) selbst eine gewaltige Ausweitungspolitik betrieben, die um so mehr Erfolg hatte, weil dieser herrschsüchtige Stammeskönig in brutaler Weise alles seinem gewaltigen Willen und Plan unterordnete, die Alemannen hingegen einen lockeren Verbund von Stammeskönigen und Sippenfürsten unter dem Schutz des Ostgotenkönigs Theoderich darstellten. In der europäischen Schlacht von Zülpich verloren die Alemannen 496 mit dem Sieg auch weite Gebiete ihrer eroberten Lande. Noch behielten sie unter Theoderichs Schutz ihre Selbständigkeit, wurden aber hinter die Oos-Murg-Linie zurückgedrängt, die noch bis in unsere Zeit Sprachgrenze zwischen dem Alemannischen und Fränkischen geblieben war. Gerade dadurch vollzog sich die umfassendere Besiedlung der Landstriche südlich der Oos.

536 schon kam durch Vertrag der Merowinger mit Theoderichs Erben das gesamte Alemannenland bis zur Schweiz unter die Oberhoheit der Franken. Dafür erhielten die Ostgoten gegen ihre feindlichen oströmischen Nachbarn militärische Hilfe und verzichteten so auf das Protektorat über die alemannischen Gemeinschaften. Im Gegensatz zu diesen suchten die Franken das römische Kulturerbe zu erhalten, ja daran anzuknüpfen. Man vermutet daher heute, daß die Alemannen aus ihren bisherigen Streusiedlungen in geschlossene Wohnsitze nach römischer Weise zusammengezogen, zusammengezwungen wurden, um das Land und seine Bewohner besser und straffer zu verwalten und beaufsichtigen zu können. Dies zu tun, kamen fränkische Adelige nach Alemannien, denn immer wieder stellten sich die alemannischen Herzöge und Edelinges gegen eine fränkische Oberhoheit und fränkischen Zwang. Und immer wieder kam es zu blutigen Auseinandersetzungen, zusätzlich aus religiösen Gründen; denn auch entgegen dem Befehl der fränkischen Oberherrn hielten die Alemannen am altheidnischen Glauben und Brauchtum zäh

fest. Es kündigt nachträglich noch eine Tafel auf dem Altdorfer Friedhof von dem Ringen des Jahres 712, als die Alemannen unter ihrem Stammesherrn Willehar gegen die fränkischen Krieger unter Pippin dem Mittleren, dem Urgroßvater Karls des Großen, antreten mußten und es auf beiden Seiten große Verluste gegeben haben soll. „Ob Alemannen oder Franken, jedenfalls waren es Deutsche“, kündigt lapidarisch die Totentafel. Aber zwei Jahre später dezimierte ein Blutbad den 714 nach Cannstadt zu einem Fest geladenen altalemannischen Adel, den Widerstandsgeist und Eigenwillen der Alemannen zu brechen. Und 748 war dies soweit.

Die Franken mit ihrem Zentralismus hatten die größere Stärke; sie besiegten nicht nur ihre alemannischen Brüder, sondern auch die Thüringer, Bayern und sogar die Sachsen; ebenfalls sorgten sie besonders seit Karl Martell für eine christliche Missionierung ihrer Lande. Um der Herrschaftssicherung willen nahmen die fränkischen Könige Güter und Besitztümer alemannischer Edler in Eigenbesitz, um aus diesem so vermehrten Königsgut Teile an verdiente weltliche wie geistliche Grundherren weiterzugeben. In Burgheim, Oberschopfheim und Friesenheim sieht der bekannte Flurnamenforscher Langenbeck derartige Königsgüter, in deren Mitte ein Herrenhof gestanden habe. Deshalb seien diese Orte auch nicht wie sonst üblich nach Sippenältesten benannt worden; vielmehr waren für Burgheim, den überlieferten „Burgstall“, namengebend die römischen Trümmer, zu denen der 1955 entdeckte, aber noch nicht freigelegte Brunnen, auch Reste von Terra sigillata und die zum Ausbau der frühesten Burgheimer Kirchengräber gehörenden Materialien zuzuzählen sind.

Daß die Franken keine Heiden als Verwalter und Gaugrafen in die unterworfenen Gebiete geschickt haben, ist anzunehmen. Daher vollzog sich unter solch christlich-fränkischen Wegbereitern und vor allem unter ausdrücklichem königlichem Schutz die lang-

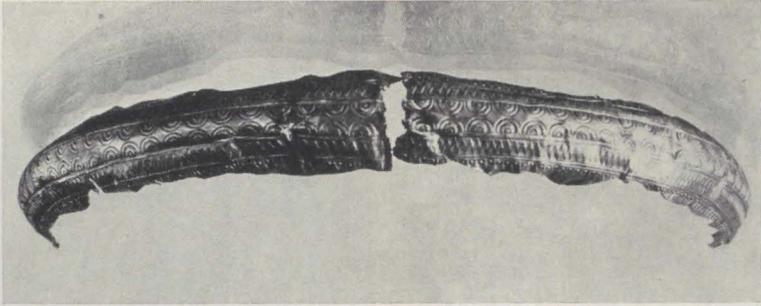


Epitaph von Altdorf

phot. W. Hensle, Lahr

same Christianisierung, wobei wir vor allem an dem Herrenhof von Burgheim eine zum Hof gehörende, vom Grundherrn selbst errichtete, anfangs bescheidene Holz- oder auch Steinkirche annehmen dürfen. Die Herren von Burgheim haben als unmittelbare Dienstmannen der Franken diese Kirche nicht nur bauen lassen, sondern auch mit genügend Land und Einkünften dotiert, womit sie fürderhin auf diese ihre Eigenkirche ihren Einfluß und ihre Rechte begründeten.

Sicherlich waren auch Franken in das einstige nördliche Alemannien eingewandert und darüber hinaus weiter nach Süden gekommen. Mit ihnen kam im Zuge der Christianisierung auch deren Vorliebe für besondere Heilige zu uns. Gerade den Franken galt der heilige Petrus sehr viel; ihm hatten sie auf ihren Feldzügen in Italien den Kirchenstaat, das patrimonium Petri, zum Ge-



Goldener Halsring aus dem Hügelgrab bei Kappel

schenk gemacht. Nicht minder verehrten sie ihren Nationalheiligen, den heiligen Reitermann Martin von Tours, dessen Gedächtnistag als Zinstag besonders herausgestellt war. Diesen beiden Heiligen wurden die frühesten Kirchen geweiht, und auch im Lahrer Kreis sind mit der Mutterkirche der Schuttertalgemeinden in Burgheim eine Petruskirche und im alten ehemaligen Dinglinger Gotteshaus eine Martinskirche zu nennen.

Mönche verbreiten Christentum und Kultur in unserem Raum

Wie Chlodwig nach 496 für seinen fränkischen Stamm um des Sieges und Vorteiles willen den neuen Glauben angenommen hatte, mochten auch einzelne Alemannherzöge mit ihren Familien aus rein politischen und berechnenden Gründen gehandelt haben. Die religiöse Kleinarbeit der Bekehrung der heidnisch gebliebenen, verstockten Volksmassen aber blieb für die fernere Zeit den Missionaren vorbehalten, die aus Irland und Schottland ins Oberrheingebiet kamen, um mit ausdrücklicher Erlaubnis und unter dem größtmöglichen königlichen Schutz Gottes Wort zu verkünden. Fridolin, Pirmin, Gallus, Othmar, Trudpert, Kolumban sind bekannte iro-schottische Wanderprediger und Mönche in Alemannien. Teils kamen sie den Rhein aufwärts oder wie Landolin, ein Königssohn aus Schottland, von der Atlantikküste her quer durch Frankreich und bei Kappel über den Strom in die südliche Or-

tenau, um drüben im Unditz- oder Münsterthal zu predigen, zu missionieren und den Märtyrertod zu sterben.

Karl Martell und sein Enkel Karl der Große wußten nur zu gut, warum sie den christlichen Sendboten ihren königlichen Schutz angedeihen ließen. Denn die christliche Bekehrung der unterworfenen Alemannen und Sachsen wurde für sie zu einem politischen Mittel; und mit den von beiden gutgeheißenen, auch in der Ortenau geförderten und beschützten Klostergründungen zementierten sie gleichsam die fränkische Oberherrschaft am Oberrhein. Waren im fränkischen Stammesbereich die Städte Mainz, Worms und Speyer wichtige Ausgangspunkte der Christianisierung, so wurden es bei den Alemannen die ehemaligen Römerstädte und frühen Bischofssitze Konstanz, Basel und Straßburg.

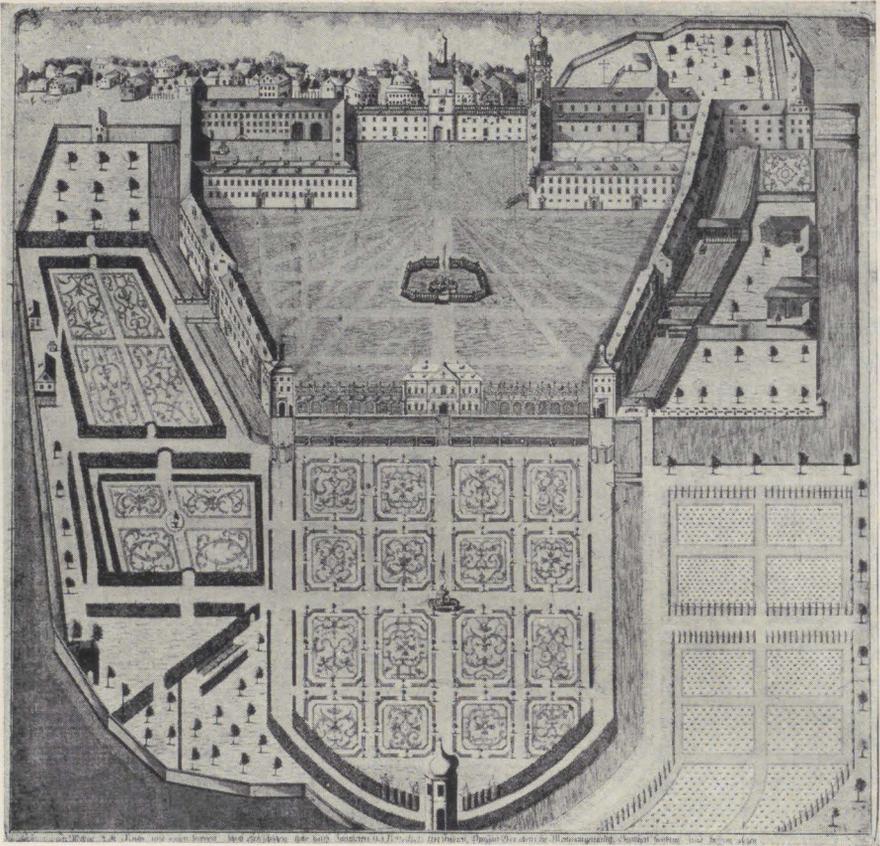
Wie schon 724 von Konstanz aus das von Pirmin gegründete Bodenseekloster Reichenau ein kirchlich-religiös-kultureller Mittelpunkt für Südalemannien wurde, so entstand 763 von Straßburg her durch Etto, den einstigen Abt von Reichenau und späteren Bischof von Straßburg aus dem elsässisch-alemannischen Herzogsgeschlecht der Ettikonnen, das Ortenauer Benediktinerkloster Ettenheimmünster; weitere Klöster bestanden schon mit Gengenbach und Schwarzach. Aber bereits hundert Jahre zuvor war der Konvent von Offunvillare oder Schuttern entstanden, der noch von Pirmin selbst die Or-

densregel des heiligen Benedikt auferlegt bekam, um einer kirchlichen und klösterlichen Verweltlichung zu begegnen.

In all ihren Einflußgebieten pflegten die benediktinischen Klostermönche bei ihrer Residenzverpflichtung unter den germanischen Alemannen nicht nur christliches Leben und Denken, sondern auch antikes Kulturerbe. Und am Ende des ersten Jahrtausends, an der Schwelle zur Welt und Geschichte des Mittelalters, begannen sie ferner Neuland zu öffnen und zu kultivieren: die Mönche von Gengenbach das Kinzigtal, die Klöster Schuttern und Schwarzach mehr die Gebiete der Ebene und der Vorberge, Ettenheimmünster hingegen das Unditz- und obere Schuttertal. Von Süden her stießen der begüterte Nonnenkonvent von Waldkirch nordwärts und das Breisgaukloster Tennenbach über

den Hünersedel hinweg zum Geisberg, dem Bergmassiv des einstigen Alemannorum, um den immer noch siedlungsfeindlichen, bislang ausgesparten Schwarzwald auch zwischen Kinzig und Elz in das alemannische Kulturland miteinzubeziehen.

Es erhielt daher auch in unserer engeren Heimat die seit langen Jahrhunderten und Jahrtausenden angelegte Kultur des Abendlandes durch christliche Mönche starke Impulse und neue Kraft. Obgleich die stets dünn besiedelte Ortenau seit ihrer frühen kulturellen Entwicklung und auf ihrem langen historischen Weg keine große Geschichte, keine Weltgeschichte, gemacht hat, wurde sie doch in den kulturellen wie historischen Werdeprozeß des Abendlandes hineinverwoben und erhielt von dorthier auch für später Lichter, aber auch Schatten gesetzt.



Kloster Schutterern nach einem alten Stich

Kloster Schutterern

Ein Gang durch seine Geschichte

Von Oskar Kohler, Karlsruhe

Die ursprüngliche Bezeichnung von Schutterern, Ort und Kloster, als Offonivilare und Offoniscella überliefert, weist auf einen Stifter namens Offo hin. Im Bestreben, diesen Namen geschichtlich zu verankern, brachten die Mönche des dortigen Klosters ihn später mit dem Namen des Offa, König von Mercien in England, zusammen, wie er in den Schriften des Beda Venerabilis vorkommt. Damit konnte man eine geschichtlich bezeugte

Person vorstellen und zugleich mit einem gewissen Stolz auf einen Stifter königlichen Geblüts hinweisen, der seinerseits die Königswürde abgelegt hatte und in christlicher Demut sich missionierend in unseren Gauen niederließ. Indessen hat schon der humanistisch gebildete Verfasser der Schutterer Annalen dargetan, daß sich diese Behauptung chronologisch nicht mit den geschichtlichen Tatsachen in Einklang bringen läßt, und so

wird es bei der heute geltenden Annahme bleiben, daß jener sagenhafte Offo ein fränkischer Großer war, der auf seinem Besitz die Errichtung einer Einsiedelei gestattete, die dann der Ursprung des Klosters wurde, womit diesem Kloster neben der religiösen Aufgabe zugleich auch eine politische Funktion im fränkischen Staatsaufbau zugewiesen war. Unbeschadet solcher Personenfragen wird das hohe Alter des Klosters kaum bestritten. Die klösterliche Überlieferung will die Gründung in die Zeit des fränkischen Königs Dagobert gesetzt wissen (um 630). Jedenfalls werden wir nicht fehlgehen, wenn wir mit der Gründungszeit ins 7. Jahrhundert zurückgreifen.

Den Namen des legendären Gründers hielt das Kloster alle Jahrhunderte hindurch hoch in Ehren. Man zitierte ihn in Urkunden, wenn es galt, einen Rechtstitel zu verfechten, man setzte seinem Träger ein Denkmal in der Klosterkirche an der angenommenen Begräbnisstätte, man weihte ihm einen Jahrestag mit einer kirchlichen Feier, an die sich eine Armenspeisung anschloß. Es war dies der 14. Januar, ein Tag also mitten im Winter. Trotzdem soll, den Berichten zufolge, Feier und Speisung immer eine große Menge Volkes nach Schuttern geführt haben. So verzeichnete noch Abt Jakob in seinen Tagebüchern unter dem 14. Januar 1689: „Jahrestag des Königs Offo mit der herkömmlichen Almosenverteilung. Es war eine Menge Armer zugegen, trotz der großen Kälte.“ Neben dem Namen Offos steht, bedeutungsvoller für das Kloster, ein anderer Name, der St. Pirmins. Mit ihm tritt die klösterliche Überlieferung aus dem legendären Dunkel der Anfangszeit in das helle Licht der Geschichte. Pirmin galt dem Kloster als der „zweite Gründer“. Er gab ihm um 725 die organisatorische Grundlage und bestimmte mit Einführung der Benediktinerregel Lebensgang und Tagesverlauf der Mönche.

Man hat St. Pirmin früher den angelsächsischen Missionaren zugerechnet. Neuere Un-

tersuchungen, besonders die Jeckers (Die Kultur der Abtei Reichenau, 1952), kamen zu dem Ergebnis, daß man ihn anders einordnen müsse, daß er seiner Herkunft nach zu den spanischen Auswanderern gehörte, die unter dem Druck der arabischen Eroberer das Land verließen. Die Schutterer Überlieferung weiß davon freilich nichts zu berichten. Ihr zufolge war der Gründer des Klosters ein Mann aus der Zahl der irisch-schottischen bzw. angelsächsischen Missionare.

Das Kloster im Mittelalter

Eigenartig schwankende Angaben über Bedeutung und Ansehen des Klosters Schuttern gibt die Überlieferung für das frühe Mittelalter. Da wird es im Capitulare Ludwigs des Frommen unter die 14 bedeutendsten Reichsklöster gerechnet, während wir es etwa 150 Jahre später, gleichsam Mitleid heischend, als ein armes Klösterlein bezeichnet finden. Offenbar hatte es in dieser Zwischenzeit sein Teil an den Schicksalen des Reiches mitbekommen, wie es im Auf und Ab dieser Jahre mit Bedrohung von außen und Unsicherheit im Innern sich erfüllte.

Kaiser Heinrich II. stellte dann das Kloster durch seinen Schenkungsbrief, 1016, wieder auf eine gesicherte Grundlage und gab ihm das materielle Rüstzeug für einen neuen Beginn. Die oft zitierte Schenkungsurkunde verlieh dem Kloster reichen Landbesitz in der näheren Umgebung, wies es aber auch durch die Schenkung eines Gutshofes bei Plobsheim im Elsaß in einen weiteren landschaftlichen Rahmen.

Bei aller religiösen Motivierung war die Schenkungsurkunde Heinrichs II. im Grunde ein Verwaltungsakt. Sie unterstellte das Kloster im Westen des Reiches dem neugegründeten Bistum Bamberg im Osten und schuf so eine Beziehung, die der gegenseitigen Unterstützung dienen sollte. Die kaiserliche Neuordnung wollte die Klöster wieder stärker zu Verwaltungszentren machen, sie als zuverlässige Lehensträger für die Reichsöko-

nomie verwenden und sie so für die kaiserliche Macht nutzbar machen. Die Bindung an das entfernte Bamberg blieb so ein Rechtsbegriff in den Schutterer Akten, blieb es durch die Jahrhunderte hindurch, wenn auch gegen Schluß die Bamberger Bestätigung für den neugewählten Abt und die dafür gezahlte Summe nicht viel mehr war als eine symbolische Geste. Stärker wirkte während der ganzen Zeit das nahegelegene Straßburg wie auf unseren ganzen Raum so auch auf die klösterlichen Verhältnisse ein.

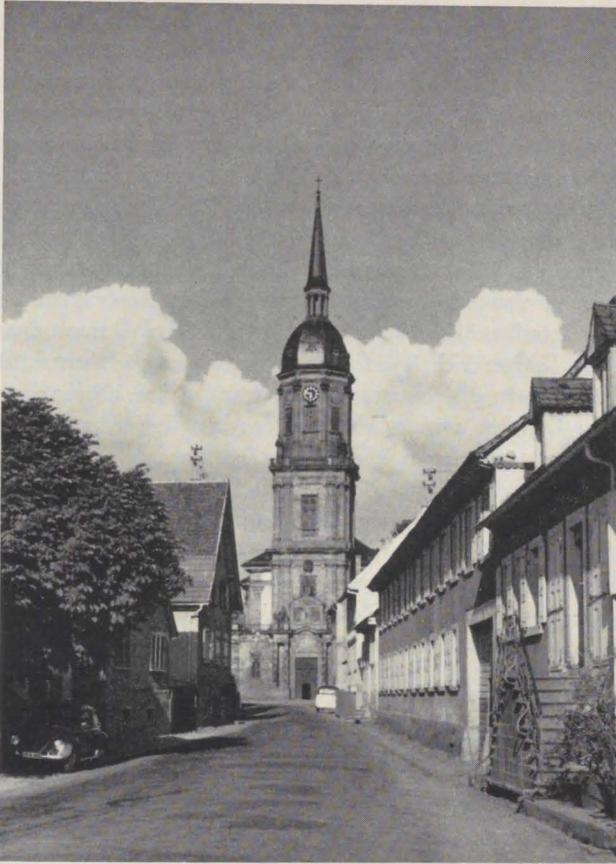
Mit seiner neuen wirtschaftlichen Sicherung fand das Kloster seinen Platz in der mittelalterlichen Welt mit ihrem Lehenswesen und ihrem Feudalsystem, ihren örtlichen Kleinkriegen und weltweiten Spannungen, ihrer Glaubensinnigkeit und Wundergläubigkeit, ihrem Gegensatz von Irdisch-Diesseitigem und Geistig-Jenseitigem, von Besitz und Verzicht, von „Welt und Kirche“. Auf der neugeschaffenen Grundlage erfolgte dann durch kluges Vorgehen der Äbte der weitere Ausbau des Klosterbesitzes. Das Kloster war bald kein „armes Klösterlein“ mehr; es wurde reich, und nicht anders als die weltlichen Feudalherren, wollte es seinen Besitz behaupten und womöglich vermehren. Nicht anders als diese, zog es seine Zehnten ein und forderte es die ihm zustehenden Fronden — mußte man schließlich doch auch selbst seine Steuern entrichten. Daß das Kloster mit dem Bestreben, seinen Besitz weiter auszubauen, erfolgreich war, bezeugt das Buch der Renovationen von 1368. Darin werden „Grundbesitz, Zinsen und Gülten“ an folgenden Orten verzeichnet: Friesenheim, Grafenhusen, Hottenwiler (Ottenweierer Hof), Hugswiler (Hugsweiler), Ichenheim, Kircell (Kürzell), Zell (Schutterzell), Kippenheim, Laimbach (abgegangener Ort am hinteren Leimbach), Lor (Lahr), Missenheim, Merolzwiler (abgegangener Ort). Allein für Friesenheim führt das Renovationenbuch 181 Titel an, was beweist, daß das Einkommen des Klosters beträchtlich war, und daß es sich

auf dem besten Weg befand, ein reiches Kloster zu werden.

Aber das reich gewordene Kloster war zugleich auch größeren Gefahren ausgesetzt. Mit neidischen Augen schauten die kleinen Feudalherren der Umgebung, die meistens weniger gut zu wirtschaften verstanden, auf den wachsenden Besitz und die wachsende Macht der Mönche.

Zur Sicherung der Klöster und ihres Besitzes war das Amt des Kastenvogts geschaffen worden. Ein weltlicher Herr sollte die schützende Hand über das Kloster halten und, wenn nötig, zu seiner Verteidigung antreten. Ein Teil der klösterlichen Einkünfte wurde ihm dafür als sog. Kastenvogteizehnten zugestanden. Das Amt des Kastenvogts kam schließlich an die Herren von Geroldseck, deren Burg in der Nähe sich stolz über das Kinzig- und Schuttertal erhob. Aber die Klosterleute machten keine guten Erfahrungen mit ihren Geroldsecker Kastenvögten. Diese betrachteten als ihre Hauptaufgabe die Erbauung einer Burg in Klosternähe und den Einzug des ihnen zustehenden Zehntanteils, während sie andererseits das Kloster in die eigenen Händel hineinzogen und es bisweilen an den Rand des Abgrunds brachten. So 1333, als Straßburgs Kriegsknechte bei einem Zug gegen Walther III. von Geroldseck Ort, Kloster und Burg belagerten, die Befestigungswerke niederrissen, wobei das Kloster selbst in Brand aufging.

Unter ähnlichen Verhältnissen wiederholte sich dies rund 50 Jahre später. Auch diesmal kam es zur Zerstörung des Klosters. Und weitere 40 Jahre nachher brachte der Familienzwist unter den Geroldseckern wegen der vorderen Herrschaft wieder Kriegsknechte vor die notdürftig wiederhergestellten Mauern Schutterns. Diesmal waren es die Leute des Markgrafen Jakob von Baden, der in diesen Streit eingriff, um ihn im Sinne seiner eigenen politischen Pläne zu Ende zu bringen.



Schuttern, Kirche

Neben den kriegerischen Ereignissen waren es eine Reihe von Bränden, die in jenen Jahren dem Kloster übel mitspielten und ihm schweren Schaden zufügten. Nicht weniger als sieben Brände verzeichnet der Chronist für die Zeit des ausgehenden Mittelalters.

Aber mit zähem Behauptungswillen überwand das Kloster die vielfachen Rückschläge. Man baute wieder auf, legte das Archiv neu an, brachte Zehntlieferungen und Fronleistungen wieder in Gang, versah die Pastoral der inkorporierten Gemeinden mit Lehre, Predigt und Gottesdienst. Mit dem Bauernvolk der Nachbarorte hatte man es also in der Hauptsache zu tun, nicht nur in kirch-

licher Hinsicht, sondern vor allem auch in Zehntsachen, Fronen und Lehensangelegenheiten. Der an sich schwerfällige Apparat hatte sich mit der Zeit eingespielt. Auf den Höfen rings herum saßen die Meier, die ihre Güter im Auftrag des klösterlichen Zehntherren bewirtschafteten. Die Höhe der Abgaben war genau festgelegt. Einmal im Jahr hatten sich die Meier nach vorausgegangener Ladung im Kloster zum Meiertag einzufinden. Dort war zunächst der Meierweizen, auch Enger genannt, abzuliefern. Dann folgte in der Konventsstube der eigentliche Meiertag, bei dem die Vorkommnisse des Jahres besprochen und zur allgemeinen Erinnerung die Lehensartikel verlesen wurden,

die „uralten Artikel“, wie man sie gern zu bezeichnen pflegte. Es folgte der Meierimbiß, der je nach der Zeitlage bald reichlicher, bald ärmlicher ausfiel. Das Ganze sah so nach einem recht patriarchalischen Verhältnis zwischen dem Kloster und seinen Lehensleuten aus. Indessen täuschte dies, allgemein auf die Stimmung der Bauernschaft und deren Lage bezogen. Wie sonst war auch in der Umgebung von Schuttern die Unruhe unter der Landbevölkerung gewachsen. Die Bauern fühlten sich überfordert mit allerlei Leistungen, überlastet mit den vielen Abgaben. Daneben war es auch ein Kampf um den Lebensraum, um Wald, Holz, Weide, Ackerfeld, ein Kampf, der bald geheim, bald offen mit großer Verbissenheit geführt wurde. Die Zeichen standen schon in der zweiten Hälfte des 15. Jh. auf Sturm. Es war nur eine Frage der Zeit, wann dieser Sturm losbrechen würde.

Der große Bauernaufstand von 1525

Das Jahr 1525 brachte dann den großen Aufruhr, den Bauernaufstand, die *seditio rustica*, wie ihn die Klosterakten bezeichnen. Als überall im Land die Bauernhaufen sich sammelten und zum Losschlagen ansetzten, gab es auch hier kein Halten mehr. Was damals im Kopf des gemeinen Mannes vor sich ging, läßt sich unschwer erraten. Für ihn war das Kloster in erster Linie der reiche Grundbesitzer, reich im bäuerlichen Sinn wegen seinem Besitz an Land, Wald, Vieh, Korn, Wein. Es hatte Vorrat an allem, was man zum Leben brauchte, und während es bei ihm, dem kleinen Bauern, immer schmaler herging und immer schwieriger wurde, den Anschluß an die nächste Erntezeit zu finden, war das Kloster noch gut mit allem Nötigen versehen. Aber er, der Bauer, hatte durch seiner Hände Arbeit diese Vorräte schaffen helfen. Die Besitzlosigkeit des einzelnen Mönchs besagte dem Bauern nichts. Abt und Prälat waren für ihn reiche Herren, genau wie Ritter und

Grafen. Äbte, Prälaten, Grafen und Herren der Ritterschaft nennen die Bauernkriegsakten in einem Atemzug.

Das erste gewalttätige Vorgehen gegen das Kloster kam von den Bauern des benachbarten Ortes Friesenheim. Hier hegte man einen alten Groll gegen das Kloster wegen eines im Jahre 1510 geschlossenen Vertrags, durch den man sich wirtschaftlich benachteiligt fühlte. Dieser Vertrag wurde, wie gesagt, der Anlaß zum ersten gewalttätigen Schritt gegen das Kloster. Die Friesenheimer erzwangen am 19. April seine Herausgabe. Der damalige Abt, Konrad mit Namen, verließ kurz darauf das Kloster, begab sich zu seinem Amtsbruder nach Ettenheim, und beide Äbte, die zuvor eine Einladung, nach der Geroldseck zu kommen, abgeschlagen hatten, brachten sich nach Freiburg in Sicherheit.

Die Plünderung des Klosters setzte am 1. Mai ein. Diesmal waren fast alle umliegenden Gemeinden, unter ihnen auch die Riedorte, beteiligt. Sie wollten offenbar alle ihren Anteil an der reichen Beute haben. Hauptmann des sog. Schutterer Haufens soll Debolt Lazarus aus Ichenheim gewesen sein. Das Kloster wurde in diesen Tagen völlig ausgeraubt, nicht anders als das benachbarte Kloster Ettenheimmünster. Am 14. V. berichteten die Äbte beider Klöster ihrem Geroldsecker Kastenvogt, ihre Gotteshäuser seien von den Bauern eingenommen, beraubt und verwüstet worden.

Bekanntlich endete die Erhebung der Bauern mit einer allgemeinen Niederlage. Sie wurden in die alte Abhängigkeit zurückgeworfen. Zunächst aber folgte die Zeit der Strafgerichte und der Entschädigungsklagen. Schuttern verlangte eine Entschädigungssumme von 10 000 Gulden und setzte diesen Betrag auch gerichtlich durch. Auch sollten die entwendeten Gegenstände so weit als möglich „restituiert“ (zurückerstattet) werden. Beides aber ließ sich nur mühsam durchsetzen. Das Kloster mußte

schließlich seine Entschädigungsforderung auf 2 600 Gulden zurückschrauben. Aber auch damit kam es nicht zum Ziel. Die Eifersucht der anderen beteiligten Herren verhinderte eine geordnete Durchführung des Einzugs. Auch Gangolf von Geroldseck widersetzte sich einer Exekution für seine Orte, und so mußte das Kloster versuchen, aus eigenem Vermögen wieder hochzukommen. Das Fazit aus dieser ganzen Entwicklung zog 45 Jahre später Abt Friedrich, wenn er in einem zusammenfassenden Rückblick auf die damaligen Ereignisse schrieb: „In diesem bürgerlichen Aufruhr ist das Kloster ganz und gar in Früchten, Wein, Pferden, Rindvieh, Hausrat geplündert worden“ und weiter: „alle des Klosters briefliche Gewahrsame, Zins-Gült-Salbücher, auch alle versiegelten Briefe und in summa das ganze Haus, Kirche und Abtei sind verderbt worden, und ist dem Kloster auch nichts mehr worden.“ Von einem Klosterbrand ist nichts überliefert, und auch Abt Friedrich weiß nichts davon. So scheint es demnach nicht zu einer solchen Katastrophe gekommen zu sein.

Dem Kloster lag in der Folgezeit vor allem daran, mit seinen Ortschaften ins Reine zu kommen und durch Verträge die Ordnung von neuem zu sichern. 1529 geschah dies durch Verhandlungen mit den umliegenden Gemeinden, darunter auch Friesenheim, Heiligenzell und Schopfheim. Zur Sprache standen: der Zehnten, der große und der kleine, der Hochwald, Weg- und Stegmachung, Fischrecht, Bannrecht u. dgl. Eine Grenzbegehung zur neuen Festlegung der Grenzlinie zwischen Schutterer und Friesenheimer Bann wurde 1531 durchgeführt. Im übrigen liest man in den Akten immer wieder die Mahnung zur Verträglichkeit und zum „nachparlichen“ Verhalten.

Die Veränderungen aber, welche die stürmischen Jahre mit sich gebracht hatten, waren nicht zu übersehen. Die Nachbarn des Klosters waren jetzt zum großen Teil protestantisch geworden. Quirin Gangolf von

Geroldseck, ein entschiedener Parteigänger der Reformation, brachte das Kloster noch in arge Bedrängnis, bevor er sich zu seinem verhängnisvollen Zug nach Frankreich aufmachte. Im benachbarten Lahr wurde 1558 die Reformation eingeführt, und das Hochbergische Gebiet war gleichfalls protestantisch geworden. Das Kloster suchte diese Entwicklung so gut als möglich einzudämmen. Es ging dabei vor allem um die Besetzung der Pfarrstellen. Man versuchte jetzt, vor allem auch Klostergeistliche dorthin zu bringen, machte aber mit solchen nicht immer die besten Erfahrungen. Zwei ehemalige Konventualen, von denen der eine in Friesenheim, der andere in Kürzell im Auftrag des Klosters die dortigen Pfarrstellen versahen, traten zur Reformation über und verheirateten sich, und voller Empörung stellte man im Kloster fest, daß „diese sich mit Weibspersonen beladen und einen eigenwilligen Ehestand ergriffen“.

Der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen für das Kloster

Die konfessionellen Spannungen, bald offen zu Tage tretend, bald unterirdisch weiterschwellend, führten schließlich in den unseligen Krieg hinein, der maßlose Zerstörungen anrichtete und das Reich als Trümmerfeld zurücklassen sollte. Kloster Schutterer als Glied der vorderösterreichischen Lande teilte die wechselnden Erfolge und Niederlagen der kaiserlich-katholischen Partei. Der Krieg, der unsere Gegend anfangs nicht unmittelbar berührte, meldete sich zunächst durch erhöhte Steuern und Kontributionen. Dann folgten die Einquartierungen. 1627 war das Kloster von mansfeldischen und baden-durlachischen Truppen belegt, 1631 folgten die Kaiserlichen unter dem Oberst Johann von Montrichirs. Eine Last waren sie alle für das Kloster, ohne Unterschied, aus welchem Lager sie kamen; alle wollten sie gut und reichlich essen und trinken. Mit magischer Kraft zogen die mächtigen Ge-

bäude die Truppen an. Hier vermutete man gutes Quartier, hier rechnete man mit versteckten Vorräten, auch dann noch, als das offene Land bereits vollständig ausgesogen war. In bunter Folge zogen im Fortgang der Ereignisse viele der bekanntesten Gestalten des Dreißigjährigen Krieges über den klösterlichen Schauplatz: Gustav Adolf, Feldmarschall Horn, General de Werth, die Generale Götz und Savelli, Bernhard von Weimar und andere.

Für eine geistliche Gemeinschaft gab es bald keine Lebensmöglichkeit mehr. Unweigerlich trieben die Verhältnisse ihrem Tiefpunkt zu. 1633 mußten die letzten Mönche das Kloster verlassen. Der Abt fand einen Unterschlupf in dem Bruderkloster Gengenbach. Er stattete die Mönche mit Empfehlungsschreiben aus, um ihnen in der wirren Zeit weiterzuhelfen.

Die Gebäude bildeten von da an nur noch einen Rückhalt für militärische Unternehmungen. Im August 1638 lagerten hier die Truppen von Götz und Savelli, als sie ihren Verproviantierungsmarsch für die eingeschlossene Festung Breisach durchzusetzen suchten. Hier stießen schwedische Truppen des Bernhard von Weimar auf sie. Es kam zum Gefecht bei Friesenheim und dann zu der erbitterten Schlacht bei Wittenweier, die dem Herzog einen wertvollen Sieg, den Kaiserlichen aber eine schwere Niederlage brachte. Die Szenerie nahm allmählich die Elendszüge an, wie sie Grimmelshausen in seinem „Simplizissimus“ dargestellt hat: Das Land verwüstet, die Siedlungen zerstört, die wenigen Bewohner heruntergekommen und verwildert. Ein Brand vernichtete zum schlimmen Ende die übriggebliebenen Gebäude und machte die Zerstörung vollständig.

Rückschauend gab Abt Blasius 10 Jahre später folgenden Bericht: „Im Schwedischen Krieg ist dies Kloster, an einer offenen Landstraße stehend, von Freund und Feind, sonderlich aber durch zwei Hauptquartiere, so

der Johann von Werth an die 18 Wochen darin gehabt, also ruiniert worden, daß nichts als die bloßen Mauern aufrecht stehen blieben. Der damalige Prälat und seine Conventualen sind in dem verdrießlichen Exilio gestorben. Alle mobilia, die Bibliothek, alle Kirchenzierrate sind verloren gegangen, und war nach dem Krieg nichts als die äußerste Armut und miseria zu sehen. Den wenigen verbliebenen Conventualen mangelte der notwendige Unterhalt, Dach und Gemach. Weil es in die Kirch schneiete und regnete, konnte man ohne Gefahr das Amt der heiligen Mess nicht halten. Den erloschenen Gottesdienst wieder aufzurichten, das baulose Kloster zu reparieren, waren keine Mittel vorhanden. Die vielen Passivschulden wurden mit Ungestüm gefordert. Dazu nahmen 1650 zu Freiburg die Kontributionen und Beschwerden wieder ihren Anfang. Die Gefäll waren also gering, daß man den notwendigen Unterhalt kaum haben konnte. Dieserhalb sind zwei meiner Vorgänger aus Herzeleid, Betrübniß und Kummer bald nacheinander gestorben.“

Trotz aller Schwierigkeiten aber wagte man den Wiederaufbau. Einige Hilfe kam dem Kloster von St. Blasien im Schwarzwald, wo man die schweren Zeiten besser überstanden hatte. An den Bauern des Ortes aber blieb die Hauptlast hängen. Sie beschwerten sich bald über die Forderungen, die man an sie richtete, zumal das Land noch völlig in Unordnung sei, „Weg, Steg, Straßen und alle Brucken zerfallen, daß bald in oder aus dem Ort zu kommen fast unmöglich ist“. Trotzdem wurde die Verwaltung wieder in Gang gebracht. Langsam begann der Zehnten besser zu fließen, Jagd und Fischfang brachten gute Ergebnisse, so daß man sich nicht mehr um die Nahrung zu sorgen brauchte. Auch die Steuern und Abgaben der zugehörigen Gemeinden liefen wieder an. Bei sorgfältiger Hauswirtschaft konnte Abt Blasius bis zum Jahre 1659 um die 15 000 Gulden an Schuldforderungen



An der Schutter

befriedigen. Schwere Sorgen machten aber in diesen Jahren die amtlichen Kontributionsforderungen der österreichischen Regierung. Das Kloster suchte die Zahlung mit dem Hinweis auf seine schwierige Lage immer wieder hinauszuschieben. Schließlich verlor die österreichische Verwaltung die Geduld und drohte im Jahre 1668 mit „wirklicher Exekution“, falls die Forderung nicht „entweder in natura oder in Geld innerhalb von nächsten 6 Tagen“ bezahlt würde. Der Abt setzte daraufhin ein bewegtes Schreiben auf, erläuterte darin ausführlich die schwierige Lage des Klosters, fand aber dabei auch härtere Töne wie: „Jetzo ist es leider dahin gekommen, daß man anstatt Schutz und Schirm uns das Unrige nehmen und uns zu Sklaven machen will, wo man doch bei der Erbhuldigung so teuer versprochen, uns bei unseren Privilegien und altem Herkommen zu belassen.“

Trotz dieser Klagen ist aber nicht daran zu zweifeln, daß das Kloster sich von Jahr zu Jahr besser erholte und daß es nur weiterer Friedensjahre bedurfte, um seine frühere Bedeutung wieder zu erlangen.

Gestörter Aufbau, neue Kriegs- und Notzeiten

Die Hoffnung auf weitere Friedensjahre sollte nicht in Erfüllung gehen. Noch ehe das Jahrhundert zur Neige ging, lag Schuttern mitten im Bereich neuer kriegerischer Auseinandersetzungen. Zusammen mit dem übrigen Grenzland war es in das Vorfeld französischer Politik geraten, die unablässig nach Osten drängte. Jahre des Schreckens zogen herauf, von neuem mußten die Bewohner die Leiden und Nöte des Krieges erfahren, sich mit Einquartierung, Kontribution und Zwangsarbeit herumschlagen, Raub und Plünderung erdulden oder gar

die Vertreibung aus der Heimat erleiden, während sich der Himmel von Feuerbränden rötete. Die Nähe der „Veste Kehl“, die nacheinander von Franzosen, dann von Reichstruppen besetzt war, wirkte sich verheerend aus. Die Soldaten zogen in der Gegend herum, kamen auch bis Schuttern, verlangten Essen und Trinken und trieben „allerhand exactiones“. Die festen Plätze, die irgendwie dem Widerstand dienen könnten, standen französischerseits auf der Zerstörungsliste. In unserer Nähe traf dieses Schicksal die Burg Geroldseck, aber auch das Kloster bangte um seine Umfassungsmauern. Schreckensjahre waren vor allem 1677, 1680 und die folgende Zeit bis 1690. Der Krieg sprang auch über die Jahrhundertwende hinweg und dehnte sich in das folgende Jahrhundert hinein aus. Dem Kloster verhängnisvoll wurde das Jahr 1705, „als die französische Armee zwischen Freiburg und Breisach urplötzlich nach Kehl marschiert ist“. Es mußte die Plünderung erdulden und erlitt „großen Verlust an Vieh, Pferden, Ochsen, Kühen, Mobilien, Bettwerk, Zinn, Wein, Früchten usw.“.

Ruhe kehrte erst gegen die Jahrhundertmitte ein. Jetzt aber war es auffällig, wie die Herrschaft allgemein von einer rauschartigen Baufreude befallen wurde und der aufgestaute Bauwille triebhaft zum Ausbruch kam. Wer es von den Herren, geistlichen wie weltlichen, irgendwie machen konnte, mußte ein Schloß mit Park haben, um Feste darin zu feiern und den Lebensstil zu führen, den der große Franzosenkönig am Beispiele gezeigt hatte.

In Schuttern war es Abt Franciscus Müntzer aus Freiburg (1727—1751), der von diesem Baugeist ergriffen wurde. Er wollte ein großes, schönes Kloster haben wie nur irgendein anderes im Land. Die Last dieser Pläne aber hatten weitgehend die Bauern zu tragen. Sie leisteten Widerstand, und es kam zur sog. Schutterer Rebellion (1741 bis

1743), und nur mit Hilfe österreichischen Militärs konnte die Ruhe schließlich wiederhergestellt werden.

Im Glanz des Rokoko

Wichtig aber war, daß dem Reich der Friede erhalten blieb und im großen gesehen eine längere Zeit der Ruhe eingekehrt war. Es dauerte wenige Jahrzehnte, da waren die schwierigen vierziger Jahre vergessen, die Bauernrebellion war befriedet, überwunden waren auch die Kriegsnöte von 1747, die der österreichische Erbfolgekrieg am Schluß der großen Kriegsperiode noch einmal gebracht hatte. Das Kloster erlebte jetzt, kurz vor seinem Abgang, seine goldenen Jahre. Der jährliche Überschuß an Einkünften lag bei 6 000 Gulden, der gesamte Verwaltungsumsatz lag bei 28 000 Gulden im Jahr.

Die Äbte waren jetzt feine Herren geworden. Sie bewegen sich im eleganten Stil der Zeit, sie wissen um die Etiquette, sie beherrschen das feine, vornehme Gespräch. So bei einer Deputationsreise: „Herr Prälat fing darauf an, kaiserlich königl. Bevollmächtigten zu komplimentieren und hielt eine Ansprache. Herr Commissar dankte in geziemender Weise. Darauf wurde die Deputation von hochbesagtem Herrn Commissario zur Frauen Gräfin Excellenz invitiert und in den oberen Stock hinaufgeführt, allwo Herr Prälat ein neues Compliment abgelegt und, nachdem ihm ein Lehnssessel zum Sitzen angeboten, die Zeit bis zum Mittagessen unter verschiedenen Diskursen hingebracht.“

Die Krönung dieser Zeit und ihres Lebensstils kam dann mit dem Aufenthalt von Marie Antoinette (Frau Maria Antonia in den Schutterer Akten), der Tochter der Landesherren Maria Theresia im Kloster am 6. Mai 1770. Dieser Aufenthalt brachte dem Kloster einen letzten großen Glanz, bescherte ihm aber auch viel Aufregung und verursachte einen beträchtlichen Aufwand.

In einer Zeit, in der die gekrönten Häupter noch wie göttliche Erscheinungen vor dem Volksbewußtsein standen, ist diese Erregung verständlich. Monate und Wochen bereitete man das Fest wie einen Höhepunkt des Daseins vor. Straßen wurden gerichtet, teilweise umgelegt oder gar neu gebaut, Handwerker waren ununterbrochen im Kloster tätig, um alles zu richten, zu verschönern, zu schmücken. Auf das Zimmer der Prinzessin konzentrierte sich die ganze Aufmerksamkeit. Mehrmals wurde es vollständig neu gerichtet und bis auf die Tapeten wieder umgeändert, ehe es der Kommission genügte. In Straßburg wurde der Wein bestellt, darunter Tokaier, Champagner, Burgunder, Muskat; in Baden-Baden die Tafelmusik. Baden-Baden sollte auch zwei Auerhähne, zwei Haselhähne und 11 Fasanen liefern. Doch mußte der Markgraf diese Bestellung absagen lassen, „da weder Spiel- und Haselhahnen noch Auerhahnen sich in meinem Forst jetzmalen aufhalten“.

Am Nachmittag des 6. Mai fuhr der königliche Gast mit großem Gefolge unter Glockenklang und Geschützdonner in Schuttern ein, während die Bewohner des Ortes und der umliegenden Gemeinden in ehrfürchtigem Staunen den Weg säumten. Dann lief das Fest im Glanz und Flitter der Zeit wie ein Schauspiel ab mit Empfang und Begrüßung, Kompliment und Handkuß und Tafel bei adeligen Gesellschaft bei festlicher Musik. Später folgte die Ernennung des Abtes zum Kaiserlichen, auch Kaiserlich-Königlichen Wirklichen Geheimen Rat mit Verehrung eines diamantenbesetzten Brustkreuzes. Am Abend gab es ein prachtvolles Feuerwerk, das seinen Glanz über Kloster und Ort ausschüttete, und mit dem Nachtmahl waren die Feierlichkeiten am Ausklingen. Während der ganzen Zeit war im Kloster eine Compagnie Soldaten untergebracht. Man hatte für sie zwei Klosterscheuern als Unterkunft zurechtgemacht und eine Wachstube eingerichtet. Aufgabe der Soldaten war es, im

Klosterhof Wache zu halten und während der Nacht durch den Ort die Runde zu machen, damit dem kostbaren Gast ja kein Leid geschehe. Am Morgen wurde eine feierliche Messe gehalten, es folgte ein fürstliches Frühstück, daran schlossen sich die Vorbereitungen zur Weiterfahrt an, unter Auswechslung des Wiener Hofstaats mit dem von Paris, der von jetzt an die Königsbraut mit französischer Atmosphäre umgab, und schließlich die Abfahrt der Kutschen in Richtung Straßburg. Weitere Feiern und Empfänge erwarteten die junge Frau, die wohl kaum ahnte, welch düsterem Schicksal sie mit ihrer Hochzeitsreise entgegenfuhr.

Ruhmloses Ende

25 Jahre waren vergangen, seit jenem glanzvollen Fest, das man der nach Frankreich ziehenden Königstochter zum Abschied in Schuttern bereitet hatte. Jetzt schickte jenes Frankreich Gäste anderer Art herüber. Es waren keine Kavaliere in Seide und Spitzen, es waren die nüchternen Vertreter eines Volksheeres, wie es drüben die große Revolution auf die Beine gestellt hatte. Sie brachten eine neue Ideologie mit, die Lehre von der Gleichheit der Menschen, die schönen Worte von Freiheit und Brüderlichkeit. Aber in Schuttern bekam man wenig davon zu spüren. Nicht anders als die Landsknechte und Söldner früherer Kriege raubten und plünderten die Vertreter der Volksarmee. Das Kloster wurde so übel mitgenommen wie nur je zuvor. Vorbei war es mit seiner Sonderstellung, die es in früheren Kriegen fast immer gehabt hatte. Die neuen Herren, die Männer der Revolution, betrachteten es als reines Ausbeutungsobjekt. In den Besatzungsjahren von 1796, 1797 und 1799 entstand der Abtei ein Gesamtschaden von 670 000 Gulden, und man begreift, daß Abt Plazidus sich verzweifelt fragte, ob man diese Schläge jemals überwinden werde, ob sie nicht das Ende der Abtei bedeuteten.

Seine düsteren Ahnungen sollten sich bald erfüllen. Die Welt war anders geworden und rechnete nach neuen Maßstäben. Überlieferte Gegebenheiten, sakrosankt durch Jahrhunderte, mußten den Gesetzen einer kühl rechnenden Vernunft weichen. Ein Umbau des gesamten Raumes am Oberrhein nach den Bestimmungen der Mediation und Säkularisation war im Gange und schritt im Zwang der politischen Entwicklung unaufhaltsam weiter. Auch das Kloster Schuttern, die uralte Reichsabtei, mußte ihm weichen. Nach längerem Aushandeln, wobei der Ritterliche Johanniterorden, der Herzog von Modena und der Kurfürst von Baden mit im Spiel waren, fiel der Klosterbesitz schließlich an das Haus Baden. Am 17. Dez. 1805 kam es zur offiziellen Besitzergreifung durch die Badische Verwaltung, und am 31. Aug. 1806 erfolgte die Schließung des Klosters und die Auflösung der Klosterorganisation.

In der folgenden Zeit vollzog sich dann der Ausverkauf des Klosterbesitzes. Die Klosteruhr kam nach Lahr, eine der großen

Glocken nach Philippsburg, andere Wertgegenstände nach anderen Richtungen. Die Verwendung der Klostergebäude selbst blieb lange Zeit ein ungelöstes Problem. Die Klostermühle wurde verpachtet, aber bei den hohen Reparaturkosten zeigte sich bald, daß sich dies nicht lohnte. So kam sie schließlich zum Verkauf und ging am 16. Febr. 1826 um 7610,— Gulden in den Besitz des Joseph Hechinger aus Heiligenzell über. Schwieriger war es, die übrigen Gebäude an den Mann zu bringen. Man versuchte Verschiedenes mit ihnen. 1814 war ein Hospital darin untergebracht, 1819 wollte eine Frau Killius aus Lahr eine Baumwollfabrik darin einrichten. Man dachte auch daran, die Landesirrenanstalt hierher zu verlegen. Aber keiner von diesen Plänen kam zum Zug. So zerfielen die Gebäude, und die Bausteine, darunter auch Bildwerke und Inschrifttafeln, wurden weggeführt. Nur ein Teil der ehemaligen Klausur blieb erhalten, wurde nach Instandsetzung als Pfarrwohnung eingerichtet und dient seitdem als Schutterer Pfarrhaus.



Burg Hohengeroldseck

Stahlstich v. C. Frommel, Karlsruhe

Die Burg Hohengeroldseck und die Geroldsecker

Von Willi Hensle, Lahr

Zwischen der Stadt Lahr und dem Dorf Biberach im Kinzigtal erhebt sich auf einem Bergkegel die Burgruine Hohengeroldseck, einst Stammsitz eines bedeutenden Schwarzwälder Grafengeschlechtes. Johann Jacob von Grimmelshausen, aus dessen Regimentsschreiberhand wir eine Zeichnung dieser Burg besitzen, hält in seinem Simpli-

zissimus, dem Schelmenroman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die Lage der Burg für erwähnenswert und schildert sie uns wie folgt:

„Ich wohnete auf einem hohen Gebürg, die Moß genannt, so ein Stück vom Schwartzwald und überal mit einem finstern Dannen-Wald überwachsen ist. Von

demselben hatte ich ein schönes Aussehen gegen Aufgang in das Oppenauer Thal und dessen Neben-Zinken, gegen Mittag in das Kintzinger Thal und die Grafschaft Geroltzeck, allwo dasselbe hohe Schloß zwischen seinen benachbarten Bergen das Ansehen hat wie der König in einem aufgesetzten Kegel-Spil . . .“

Noch heute bietet diese Burgruine im mittleren Schwarzwald, oberhalb der Paßhöhe zwischen dem Rhein- und Kinzigthal gelegen, einen imposanten Anblick. Und keiner der auch noch so eiligen Autopassanten wird nach kurvenreicher Bergfahrt es aufatmend unterlassen, diesem „König im Kegelspiel“ der umliegenden Berge einen erholsamen, freudigen Blick zu gönnen.

Der aber, der sich nicht scheut, etwa zwanzig Minuten zu wandern, um die kurzen, ein wenig steilen Serpentinewege hinauf zur Burg zu erklimmen, wird wahrlich für diese Mühe belohnt durch eine großartige Rund- und Weitsicht über die Täler und Höhen des Geroldsecker Landes hinweg, hinüber bis zu den Großen der Schwarzwaldberge.

Wie ein Flugbild liegt die Landschaft vom Treppenturm des alten Palas aus zu unseren Füßen. Wir schauen hinaus in die weite Rheinebene, hinter der die Bergkette der Vogesen den Horizont abschließt; drunten behütet die Stadt Lahr die Einfallspforte in den Schwarzwald durch das Schuttertal. Wir verfolgen die Paßstraße, die Ludwigsstraße, die vor über 140 Jahren der badische Großherzog Ludwig durch seinen Wasser- und Straßenbaufachmann Tulla erbauen ließ, um von Lahr her eine gute Verbindung ins Kinzigthal nach Biberach und weiter hinauf zum Bodensee zu schaffen. Ostwärts dehnt sich die Sicht ins Hansjakobland, in die Welt des früheren Harmersbacher Reichstaales mit seinen überragenden Höhen des Brandenkopfes, des Löcherberges und des Mühlsteines. Nach Norden erfaßt der Blick die Hornisgrinde; er kehrt zurück

und bleibt an dem alten Gemäuer und den Felsen des die Burg tragenden Bergkegels haften.

Von der Burg ist verhältnismäßig viel erhalten; deutlich sind die Umrisse der Anlage noch erkennbar, die auf schmalem, steilem Felsengrat gebaut worden war. Ein befestigter Vorhof, abgesichert und bewehrt, legt sich vor gewaltige Mauern und einen Torbau. Wer durch dieses Tor bergan schreitet, steht plötzlich vor der Brunnenanlage, einem früher abgedeckten Brunnenhaus über einem 65 Meter tief in den harten Fels gehauenen Brunnenschacht. Eine Zugbrücke führte damals zur Herrenburg, zum Ritterhaus, zum Palas, dessen 21 Meter hohe Giebelmauern den Kegel noch krönen. Innerhalb der Umfassungsmauern ist dies „alt Hus uff dem Velsen“ erhalten geblieben, der vorhin genannte prächtige Aussichtspunkt. Ein ebenso hohes neues Haus entsprach, durch den Burghof getrennt, dem alten Palas; und nur durch angelegte Treppentürme konnten die Wohngeschosse, d. h. der Rittersaal und die darüber liegenden Kemenaten der Frauen und die Schlafkammern erreicht werden.

Bei solch verweilendem Schauen schweifen die Gedanken unwillkürlich zurück in Geschichte und Vergangenheit. Nicht immer hatten die Grafen von Geroldseck an der Stelle der heutigen Burg ihren Sitz; der befand sich zuvor auf einem knapp zwei Kilometer entfernten, beinahe greifbar nahen Bergkegel, Rauhkasten genannt, wie zufällige Grabungen ergaben, als ein Wander- und Heimatfreund aus Lahr vor wenigen Jahrzehnten dort oben einen Aussichtsturm erstellen wollte und dabei auf alte Fundamente stieß. Dieser Amateur-Archäologe legte dann, vom Forschergeist angetrieben, eine im Grundriß bescheidene, beengte, kleine Burgfundamentierung frei, die 1150 etwa gelegt sein mußte. Ob diese Burg auch Geroldseck hieß, ist unbekannt; immerhin hatte man das ursprüngliche



Burg Hohengeroldseck zwischen Kinzig- und Schuttertal, um 1250 von Graf Walter I. erbaut, zerstört 1689

Foto: Hans Schult, 763 Lahr (Schwarzwald). Bildmotiv aus dem Schwarzwald-Heimatland-Kalender



Jakob von Geroldseck † 1634, der letzte Geroldsecker

Nach einem alten Stich

Haus der Geroldsecker gefunden, das man schon immer gesucht, von dem man aber bislang noch nichts entdeckt hatte.

Was mag die frühen Geroldsecker aber bewogen haben, ihren alten Stammsitz drüben auf dem Rauhkasten aufzugeben und ihn gleichzeitig dem Erdboden gleichzumachen? Kein Stein blieb auf dem andern. Was mag sie bewogen haben, nur zwei Kilometer vom alten Wohnsitz entfernt, die neu-erbaute Burg Hohengeroldseck zu beziehen?

Sicherlich war es die verkehrstechnisch und strategisch bessere Lage der neuen Burg, die oberhalb des Paßweges zwischen dem Kinzig- und dem Rheintal für das geroldseckische Geschlecht von größerer Wichtigkeit wurde. Zweifelsohne war es aber auch das vermehrte Ansehen und der hinzugeworbene Reichtum des Geschlechts, die

diesen Wohnsitzwechsel besonders angeregt sein ließen. Er wurde nach Fertigstellung der neuen Burg, etwa 1250, vollzogen, wengleich spätere Generationen mit Bauarbeiten auch nicht verschont blieben.

Wer waren nun diese Geroldsecker, von denen einige wissen wollen, daß sie von der niederelsässischen Burg Großgeroldseck bei Hohbarr stammten, andere mit größerer Wahrscheinlichkeit vermuten, ihre Herkunft wie bei den Zähringern im Schwäbischen suchen zu müssen. Bis jetzt aber hat noch kein Urkundenfund die dunklen Anfänge des Geschlechtes aufgehellt. In alten Urkunden lesen wir wohl, daß die Hohengeroldsecker Grafen, Landvögte in der Ortenau, im Breisgau und im Elsaß waren. Sie hatten es folglich zu Ruhm und Ansehen gebracht.

Von solchem Ansehen und solchem Ruhm kündigt auch eine alte, wappengeschmückte Inschrift von Renaissance-Rankenwerk umgeben, die wir im Burghof droben entziffern können. In ihrem altertümlichen Deutsch lautet sie:

„Hohengeroldseck,
mich bau(en) liesz)
von ehrn reich herr Geroldt hiesz,
dem groszen keiszer Karlo werdt,
in vil ritterlichen thate bewert.
Wardt auch Marrgroff in Oesterreich,
in Schwoben hertzog zugleich,
auch groff zu Bussen genandt,
den namen tragen in solchem standt.
Do her sein nochgeborn geschlecht
diesz ehrnn woppen fieret recht.“

Mit Verwunderung lesen wir hier von einem Erbauer der Burg namens Gerold und von der Herkunft des Geschlechtes, das sich zu Karls des Großen Zeiten schon bewährt haben will wie die beigegeführten Titel alle beweisen sollen. Aus anderen Quellen wissen wir jedoch ganz genau, daß ein anderer als Gerold die Burg erbauen ließ. Noch immer aber ist der Anfang des geroldseckischen Geschlechtes und seine Herkunft in Dunkel gehüllt, wengleich früher bereits Geroldsecker Namen in alten Chroniken genannt werden.

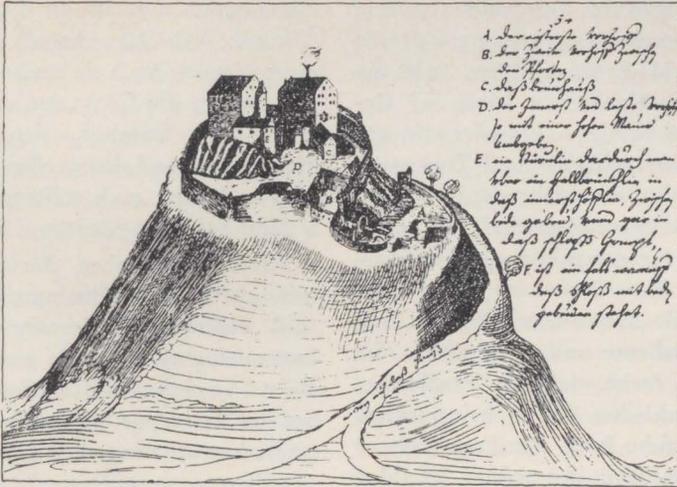
Greifbar werden die Träger dieses Namens erst im 13. Jahrhundert, als in einer für die Geschichte der Ortenau beachtlichen Urkunde — sie wurde 1218 auf Schloß Mahlberg durch Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen gesiegelt — ein „Henricus de Geroldsege“ als Zeuge genannt wird. Die Geroldsecker scheinen lange in der Gunst der Hohenstaufen gestanden zu haben, was ihnen sicherlich nicht zum Nachteil gereichte.

1250 stirbt Kaiser Friedrich II., der so viel für das Werden der landesherrlichen Souveränität getan hat, drunten in Sizilien. Mit der Kirche hatte er manche Fehde zu

führen und war deswegen 1245 bereits vom Papst mit dem Bannfluch belegt worden. Noch zu Lebzeiten, erst recht nach seinem Tod setzte daher um den deutschen Besitz des Geächteten ein Wettlauf ein, an dem sich in dem Reichs- und Staufergut der Ortenau nicht nur der Bischof von Straßburg, sondern neben den Zähringer Erben auch der bisher unbedeutende Graf von Geroldseck beteiligte. Es war dies Walter I., der nachweisliche Erbauer der Burg, der als markanteste Gestalt durch seine damaligen Besitzerwerbungen die Geroldsecker zu einem der bedeutendsten Geschlechter in den Oberrheinlanden am Ende der Stauferzeit werden ließ.

Er brachte trotz gleicher Bestrebungen der Zähringer und des Grafen Rudolf von Habsburg unter anderem an sich: Stadt und Herrschaft von Lahr, Stadt und Herrschaft von Mahlberg; ihm gehörte das silberreiche Prinzbach und die Grafschaft Ottenheim mit der am anderen Rheinufer gelegenen Feste Schwanau. Er war Kirchenvogt über die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern und besaß außerdem reichen Besitz in Schwaben; ferner erlangte er für sein Geschlecht die Reichsunmittelbarkeit.

Diese Tatsache ist vielleicht der Hauptschlüssel dazu, warum die Geroldsecker Grafen ihren ursprünglichen Wohnsitz mit den bescheidenen Ausmaßen nach dem die Umgebung beherrschenden Porphyrykegel verlegt haben. War doch die größere, weitere, neue Burganlage dem vermehrten Ansehen der Geroldsecker angemessener; bot doch dieser steile, unbezwingbar scheinende, die Landschaft weithin überragende Fels außerdem andere Verteidigungs- und Schutzmöglichkeiten als die alte Burg drüben auf dem abseitigen Rauhkasten inmitten der stillen, abgelegenen Wälder; die hatte man bis auf die Grundfesten zerstört, um keinem Feind — und deren hatten die Geroldsecker genug — eine Möglichkeit zu



Burg Hohengeroldseck von NW, 1645, J. J. von Grimmelshausen zugeschrieben

geben, in der verlassenen und aufgegebenen Burg sich zu einem Angriff festzusetzen.

So rasch die Geroldsecker zu Macht und Ansehen gelangt waren und Ansätze zu einer geschlossenen Herrschaft in der Ortenau sich anzeigten, so rasch schwand ihre Bedeutung wieder dahin. Ja, man kann sagen, dieser Walter I., der historisch greifbare Begründer der Dynastie, erlebte noch die ersten harten Rückschläge seiner Territorial- und Hausmachtspolitik, als seine beiden älteren Söhne, der eine war mit 28 Jahren Bischof von Straßburg geworden, in ihrer Raffgier nach weiteren Gebietsausweitungen durch Straßburgs freiheitsliebende Bürgerschaft und deren Verbündete bei Hausbergen 1262 eine schwerste Niederlage erlitten. Doch Walter konnte ohne Zweifel dank seiner reichen Prinzbacher Geldmittel und allen Widrigkeiten zum Trotz seinen Besitz weiterhin erweitern und ausbauen. Wahrlich gut nutzte er die Zeit bis zur Kaiserwahl des Habsburger Grafen Rudolf, die Zeit des Interregnums. Denn „das Reich stand offen wohl zwanzig Jahr, da nahm sich jeder Herr von Städten und dem Land, was ihm gelegen war. Nach dem Tode Kaiser

Friedrichs riß jeder der Herren von den Reichsgütern an sich, was er nur erlangen konnte. Damals stands in Deutschland und fürnehmlich am Rheine also, wer der Stärkste war, schob den anderen in den Sack, wie er konnte und mochte“. Dem Habsburger wie dem Geroldsecker kam die kaiserlose, schreckliche Zeit somit in all ihrem Gewinn- und Landstreben nur entgegen.

Mit dem Tode Walters I. im Jahre 1277 ist der Höhepunkt geroldsecker Macht bereits überschritten. Erbteilungen, Landverpfändungen und Landverkäufe, Fehden und allerlei Streitigkeiten kennzeichnen deutlich den beginnenden Niedergang. Die Bischofsmühle, zwischen Lahr und Kuhbach gelegen, wird Markierungspunkt für die entscheidende Gebietsteilung seiner Erben: was ostwärts der Mühle lag, dazu gehörte auch der Besitz in Schwaben, bildete mit der Burg Hohengeroldseck die „obere Herrschaft“; die westlich der Mühle dem Rhein zu gelegenen Territorien, sowie die Geroldsecker Lande drüben im Elsaß erhielten die Erben der „unteren Herrschaft“, Lahr-Mahlberg genannt. Und in die einträgliche Rheinfeste Schwanau teilte man sich. Immer

neue Erbstreitigkeiten, Verschuldungen und Verpfändungen des Besitzes zeigen weiteren Abstieg und Machtschwund an. 1426 erlischt die Lahr-Mahlberger Linie der Geroldsecker und bringt stammesfremde, angeheiratete Fürstenhäuser und Dynasten* in die untere Ortenau, während die hohengeroldseckische obere Herrschaft länger Bestand hatte. Heruntergekommen und verarmt griffen ihre Grafen zu Raubritterfehlen, Gewalt und hinterhältigen Überfällen auf Kaufleute und Rheinschiffe. Sie trieben es so dreist, daß die Straßburger 1479 geroldseckisches Gebiet heimsuchten, ohne die stattliche Burg allerdings erobern zu können. Nachdem der großen Schulden wegen weiterhin Dorf um Dorf mit Leuten, Gütern, Steuern, Zinsen, Gerichten usw. an den Markgrafen von Baden verpfändet und veräußert worden waren, waren den damaligen Geroldsecker Grafen abgeschlossene Verträge und übernommene Verpflichtungen auch nicht mehr heilig. Daher rückte der davon betroffene Pfalzgraf bei Rheine mit einem großen Aufgebot heran, und das Jahr 1486 brachte für die Besitzer nach sechswöchiger Belagerung den Verlust der Burg und vorübergehende Heimatlosigkeit. Als Reichslehen erhielten die Geroldsecker 1504 allerdings ihre Herrschaft und ihre Burg wieder zurück.

Aus der großen Freude über den wiedererlangten Besitz heraus muß bald hernach die eingangs erwähnte Inschrift vom Burghof entstanden sein. Die bösen Erinnerungen an die Raubrittertaten der Vorfahren, an das gesunkene Ansehen des Geschlechtes, an das Elend der Heimatlosigkeit suchte man jetzt nach der Erneuerung des Reichslehens durch den Nachweis alter ritterlicher Abstammung und Herkunft auszutilgen. In jener Zeit entstand auch im Auftrag der

* Erbe wird das angeheiratete Geschlecht der Grafen von Moers-Saarwerden, was die Hohengeroldsecker Linie mit einem kriegerischen Protest quittierte. Doch Moers-Saarwerden behauptete 1429 erfolgreich den erheirateten Besitz.

Geroldsecker Grafen die Pappenheimische Chronik, die Hauschronik des Geroldsecker Hauses. Auch sie beschwört, noch viel beredter als die Grobverse der Inschriftentafel vom Burghof, den Geroldsecker Stammbaum und den großen Ahnherrn Gerold und führt noch weitergehend das Geschlecht auf einen römischen Senator zurück.

Solcherlei Angaben dürfen wir jedoch nicht als Geschichtsfälschung betrachten; sie sind vielmehr Modeerscheinungen jener humanistischen Zeit, die gerade am Oberrhein bemerkenswerte Früchte hervorbrachte. Derartige Übertreibungen der Geroldsecker Auftraggeber klingen noch bescheiden, wenn wir sie mit einem anderen oberrheinischen Zitat jener Zeit vergleichen, das stolz über den Stammbaum der Deutschen bekennt: Adam und Eva im Paradies seien bereits Deutsche gewesen.

Doch trotz stolzen Bewußtseins einer großen Vergangenheit ist auch weiterhin der Verfall der Herrschaft nicht aufzuhalten, so daß Hohengeroldseck in der Mitte des 16. Jahrhunderts Lehensgebiet Österreichs wird und Kaiser Maximilian die Burg besetzen läßt. 1634 stirbt der letzte Geroldsecker. Zu gerne hätte dessen Erbtochter dem Baden-Durlachschen Hause, in das sie in zweiter Ehe eingeheliratet hatte, den Besitz vergrößern helfen. Aber in dem sich über Jahrzehnte hinschleppenden Erb- und Rechtsstreit behaupteten die Österreicher ihre Lehenshoheit gegenüber den Erbansprüchen der Markgrafen von Baden-Durlach, so daß 1697 endlich die Cronberger Grafen als Lehensanwärter von Österreichs Gunst ihren Besitz antreten konnten.

Zehn Jahre zuvor aber, im schwärzesten Jahr oberrheinischer Geschichte, gelangten auf Befehl von Versailles die Marodeure und Brandstifter auch in die Ortenau und zerstörten die von Walter I. errichtete Burg droben auf steiler Höhe; ebenso verbrannten sie dessen einstige Tiefburg samt der Stadt Lahr drunten am Ausgang des Schuttertales.

Alle Schrecknisse und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges verblassen vor diesen geplanten und von oben befohlenen Greuel und Verwüstungen der Jahre 1688/89. Ihnen fiel wenige Tage nach Dreikönig 1689 auch die Burgfeste Hohengeroldseck zum Opfer. Der gründlichen Zerstörung wegen wurde sie nicht wieder aufgebaut.

Recht eigenartig und auch interessant ist die weitere Entwicklung der Herrschaft Hohengeroldseck. Daher soll sie mit ganz wenigen Sätzen noch skizziert werden: Die Reichsgrafschaft hatte fortan in dem nahen Städtchen Seelbach den Sitz ihrer Verwaltung. Herren waren ja auf Veranlassung Österreichs die Grafen von Cronberg, denen sehr bald die Reichsgrafen von der Leyen folgten. Ihre Mitgliedschaft im napoleonischen Rheinbund brachte ihnen vorübergehend die Souveränität und den Fürstentitel von Napoleons Gnaden. So bildete das Zwergfürstentum Hohengeroldseck mit seinen 140 Quadratkilometern für kurze Zeit ein unabhängiges, recht kurioses Sonderstädtchen und Sonder-

ländchen unter französischem Protektorat, bestehend aus den sechs Ortschaften Seelbach, Reichenbach, Kuhbach, Schönberg, Prinzbach und Schuttertal. 1815 kam es mediatisiert zu Österreich zurück und machte dem Wiener Kongreß viel Kopfzerbrechen, bis es über österreichisches, dann bayrisches Eigen schließlich vom Großherzoglichen Baden gegen einen Zipfel badischen Landes im äußersten Taubergrund 1819 eingetauscht werden konnte; denn nach langem Raten, Suchen und Verhandeln hatten die hohen Räte herausgefunden, daß damals Bayern an Baden und Baden an Bayern grenzte.

Heute ist es um die Ruinen der Burg still geworden, wenn nicht Kinder bei einem Besuch all ihre neugierigen und wissensdurstigen Fragen stellen oder im Burghof übermütig lärmend sich tummeln. Voller Leben aber ist heute noch der alte Schankhof der Geroldsecker drunten an der Paßstraße, der „Schönberger Löwen“, der sich rühmen und diesen Ruhm dokumentarisch belegen kann, ältester Gasthof, „älteste Herberg“ in deutschen Landen zu sein.

Der Kampf um die Schiffbrücke bei Wittenweier

Von Hermann Fautz, Überlingen

Mit dem Jahre 1632 kamen die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges auch in die Lande am Oberrhein. Die Stadt Freiburg mußte am 29. Dezember dem schwedischen General Horn ihre Tore öffnen. Bittere Not legte sich in der folgenden Zeit über den Breisgau und die Ortenau. Freund und Feind lösten sich in der Ausbeutung der Landschaft ab. Freiburg wechselte mehrmals zwischen schwedischer und kaiserlicher Besatzung.

Im Jahre 1636 besetzten französische Truppen große Teile des Elsasses. Mit ihnen verbündete sich der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der, nachdem in der Schlacht bei Nördlingen, am 6. September 1634, General Horn in Gefangenschaft geraten war, den Oberbefehl über die schwedische Armee führte.

Die Festung Breisach befand sich in der Hand der Kaiserlichen, die alle Angriffe auf diesen wichtigen Rheinübergang blutig abweisen konnten. Der Versuch des Herzogs Bernhard, mit seiner Armee bei Basel über den Rhein zu kommen, scheiterte am Widerstand der Schweizer.

Nun ließ er längs des Rheines auskundschaften, an welchen Stellen der Strom schwach besetzt wurde und man fand, daß im unteren Breisgau bei Wittenweier so gut wie keine Wachen standen. Wittenweier war damals strassburgisch und die Stadt Straßburg stand auf Seiten des Herzogs von Weimar.

Rasch wurde gehandelt. Auf elsässischer Seite erstellte man unterhalb von Rheinau durch den Morast des Vorlandes eine festgezimmerte Brücke bis an das Ufer eines Seitenarmes des Rheins. Über diesen baute man mit Bockgestellen und Schragen eine 160 Schritt lange Bohlenbrücke zur Rheininsel Wittenweierer Schollen. Hier wurde eine Schanze ausgehoben. Am 5. August 1637 setzten die ersten schwedisch-französischen

Abteilungen über den Strom und warfen rechtsrheinisch bei Wittenweier eine größere Schanze auf, die sie besetzten, um den Brückenbau über den Rhein zu sichern.

Zur Erstellung der Rheinbrücke hatten die Straßburger Schiffer 33 große Kähne zur Verfügung gestellt. Diese wurden nebeneinander im Strom verankert und über sie baute man eine 300 Schritte lange solide Schiffbrücke. Am 11. August 1637 zog Herzog Bernhard mit seiner ganzen Armee über diese Brücke. Die Schanze bei Wittenweier wurde weiter ausgebaut, mit mehreren Hilfswerken versehen, so daß eine große Besatzung sich dort einlagern konnte. Damit war ein stark gesicherter Brückenkopf gegen das rechtsrheinische Gebiet geschaffen.

Diese Vorgänge blieben den Kaiserlichen nicht unbekannt. Indessen, bis diese wirksame Gegenmaßnahmen ergreifen konnten, war wertvolle Zeit verloren gegangen. Der bayerische Feldmarschall Johann von Werth zog seine Truppen zusammen, willens, diesen Brückenkopf zu zerschlagen. Am 13. August 1637 griff er die Schanzen und Geschützstellungen seines Gegners am Mühlbach bei Wittenweier an. Es kam zu einem für beide Teile recht verlustreichen Gefecht. Allein, die Hauptschanze und die Schiffbrücke waren nicht einzunehmen.

Am folgenden Tag, den 14. August 1637 setzte von Werth zu einem das ganze Werk umfassenden Angriff an. Es gelang ihm, dem Feind 1200 Pferde wegzunehmen, der Herzog Bernhard selbst kam in große Bedrängnis, doch aus den starken Stellungen ließ sich der Gegner nicht vertreiben. Der Kampf wurde abgebrochen, die kaiserlichen Truppen zogen sich zurück, das Fußvolk kam nach Offenburg in die Quartiere, Johann von Werth wohnte im Kloster Schuttern, sein Hauptquartier lag in Friesenheim. Der erste An-

griff auf die Schiffbrücke bei Wittenweier war gescheitert. Für die Umgebung weitete sich dieser Fehlschlag gefährlich aus.

Am 26. August 1637 erschienen schwedische Truppen vor dem Schloß Mahlberg. Der dortige Kommandant war der Übermacht nicht gewachsen. Nach Zubilligung des freien Abzuges übergab er das Schloß. Im Hauptquartier in Friesenheim fand er wegen der übereilten Aufgabe dieses an der Hauptstraße liegenden Stützpunktes ungnädige Aufnahme. Mahlberg erhielt eine starke schwedische Besatzung.

Nun glaubte Herzog Bernhard von Weimar, nachdem er den Verbindungsweg zwischen der Ortenau und dem Breisgau abgeschnitten hatte, daß ihm der Weg nach Freiburg offen stehen würde. Er zog zunächst nach Ettenheim. Dort lag als Bewachung ein Leutnant mit 20 Mann, die an eine Gegenwehr nicht denken konnten. Der Leutnant entkam bei Nacht, floh durch die Weinberge nach Kenzingen, um dort Alarm zu schlagen.

Dafür war es höchste Zeit geworden, denn bereits in der Frühe des 2. September standen die Schweden mit 500 Mann vor dieser Stadt. Die kaiserliche Besatzung konnte mit Hilfe der Bürger und der in die Stadt geflüchteten Bauern den ersten Angriff abschlagen. Besonders heftig wurde um das Spitaltor gekämpft.

Auf die schlechte Nachricht von der Einnahme Mahlbergs und Ettenheims und der Belagerung von Kenzingen hin, sammelte Johann von Werth am Abend des 3. September seine Truppen in Lahr und zog um Mitternacht mit Fußvolk, Reitern und Geschützen über Sulz und Schmieheim vor Ettenheim, wo man in der Frühe des 4. September ankam. Die Schweden hatten ihr Hauptquartier in Ringsheim aufgeschlagen. Sie hatten von der herannahenden Gefahr rechtzeitig Nachricht erhalten. Mit 10 Regimentern besetzten sie die Höhen um Ettenheim und hatten an der Landwehr und in der Ebene beim Zollhäuschen starke Stellungen

bezogen. Diese ließ der kaiserliche Feldherr zuerst angreifen. Nach hartem Gefecht wurden die Schweden am Zollhaus zurückgeworfen. Etwa 400 Mann Fußvolk setzten nun über den Ettenbach, sie sollten den feindlichen Geschützen, die am Fuße des Rötelberges standen, in den Rücken fallen. Diese Gefahr erkannten die Schweden rechtzeitig und zogen mit diesen Geschützen in ihr Hauptlager bei Ringsheim.

Es ging schon auf den Abend zu. Johann von Werth befahl nun den Angriff auf das feindliche Lager. Die Schweden hatten sich aus Ettenheim zurückgezogen, die Stadt zuvor aber in Brand gesteckt. Die ganze Nacht über erhellte die brennende Stadt das Vorfeld. Ein mörderischer Kampf begann. Die Schweden hatten die vor Kenzingen liegenden Truppen mit ihren Geschützen herbeigeholt und griffen ihrerseits die Kaiserlichen dreimal an. Nur der Reiterei, den bayerischen Kürassieren, hatten diese es zu verdanken, daß sie in der Schlacht bestehen konnten. Von Werth war bei dem Angriff in der Dunkelheit mit seinem Pferd in einen Graben gestürzt, ohne Schaden zu nehmen.

Als die Nacht völlig einbrach, begannen die Kaiserlichen sich im Feld bei dem Zollhäuschen zu verschanzen. Sie ordneten sich in der Nacht zum 5. September, um bei Tagesanbruch den Kampf erneut zu beginnen. Als aber die Tageshelle das Feld einsehen ließ, gewahrte man, daß die Schweden dasselbe geräumt hatten und sich gegen Grafenhäusen zu absetzten. Man nahm an, sie würden sich auf ihren Brückenkopf bei Wittenweier zurückziehen.

Die kaiserlichen Truppen nahmen die Verfolgung des Gegners nicht auf. Die völlig eingäscherte Stadt Ettenheim konnte ihnen keine Unterkunft bieten, und so zogen sie auf demselben Wege, den sie gekommen waren, wieder den alten Quartieren zu. Als der Zug die waldigen Höhen bei Schmieheim erreichte, wurde er von schwedischen Truppen überfallen. Diese hatten sich von Grafenhäu-

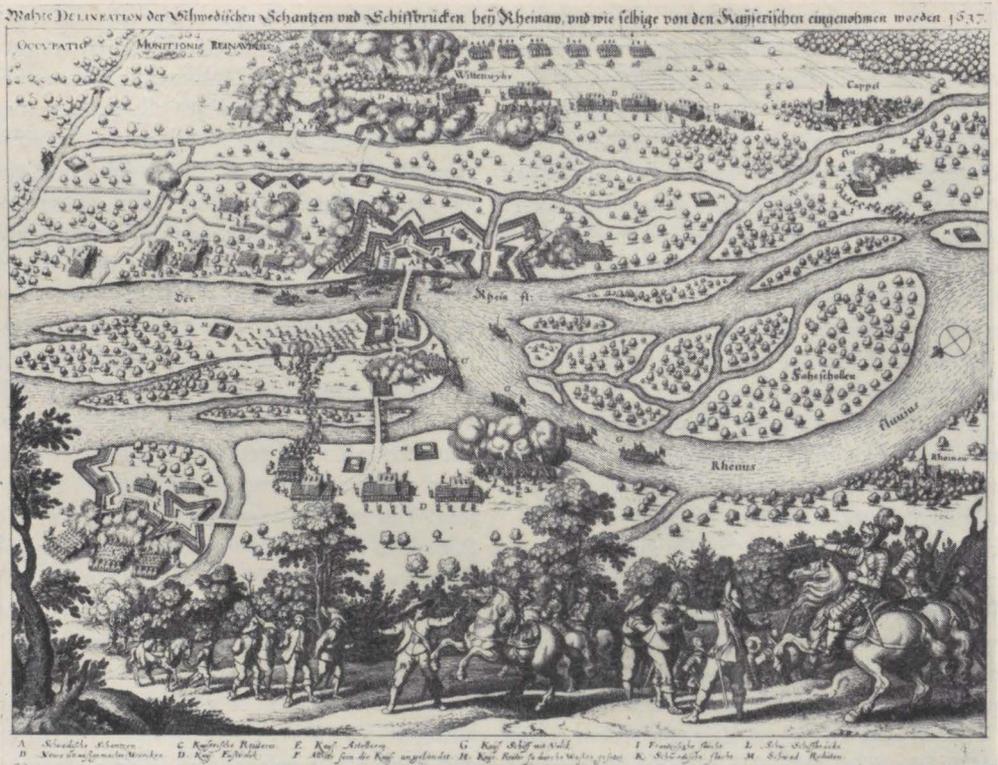


Bild 1. Kupferstich von Matthäus Merian aus „Theatrum Europaeum“. „Wahre Delineation der Schwedischen Schantzen vnd Schiffbrücken bey Rheinaw, vnd wie selbige von den Kayserlichen eingenommen worden, 1637.

A. Schwedische Schantzen. B. Neue unaufgemachte Wercken. C. Kayserliche Reiterei. D. Kays: Fußvolck. E. Kays: Artillery. F. Allhier sein die Kays: angeländt. G. Kays: Schiff mit Volck. H. Kays: Reüter so durchs Waßer gesetzt. I. Frantzösische Flucht. K. Schwedische Flucht. L. Schw. Schiffbrücke. M. Schwed: Reduten.“ (Bildgröße: 35,5 × 26,5 cm)

sen über Mahlberg herangemacht, um dem Gegner den Rückzug zu verlegen. Sie hatten es besonders auf dessen Geschütze abgesehen. Doch dieser Handstreich glückte nicht. Unter großen Verlusten wurden die Angreifer zurückgeworfen und zogen nun endgültig der Rheinschanze bei Wittenweier zu. Die Kaiserlichen erreichten nun unangefochten Lahr, ihre Lager in Friesenheim und Offenburg.

So hatte sich gezeigt, daß die Schiffbrücke und der Brückenkopf bei Wittenweier eine ernste Gefahr für die Ortenau und den Breisgau werden konnte, solange diese sich im Besitz der schwedisch-französischen Armee be-

fand. Johann von Werth war entschlossen, diesen feindlichen Stützpunkt zu vernichten. Man forschte und spionierte die Lage und die Gelegenheit um diesen Rheinübergang aus und fand, daß die Schanzen bei demselben noch gar nicht so stark ausgebaut waren, wie man annahm, um einem gut geführten Angriff widerstehen zu können.

Nach diesen Erkundigungen zog Johann von Werth am 11. September 1637 sein Fußvolk, die Reiterei und 10 Feldgeschütze bei Schuttern zusammen und führte sie am Abend noch nach Kürzell. Gleich nach Mitternacht brach man auf über Nonnenweier, in

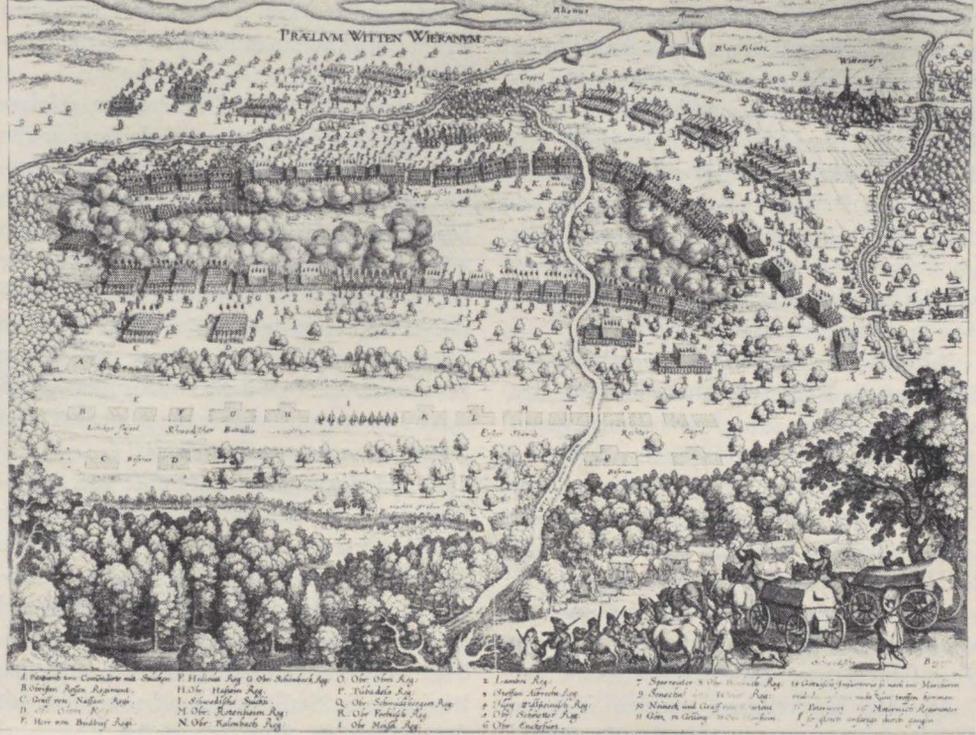


Bild 2. Kupferstich von Matthäus Merian aus „Theatrum Europaeum“. „Delineation des Hartten Treffens so zwischen den Key. Gen. Graff Götzten DUC DE SAUELLI, vnd Hertzog Bernhart von Saxon Weimar, bey Wittenweyr vorgangen A° 1638.

A. Vitztumb 200 Comēdirte mit Stücken. B. Obristen Rossen Regiment. C. Graff von Nassaw Regi. D. Obr. Ohm Reg. E. Herr von Büdbus Regi. F. Hodiua Reg. G. Obr: Schönbeck Reg: H. Obr: Hastein Reg. I. Schwedische Stückh. M. Obr: Rotenheim Reg: N. Obr: Kalenbach Reg: O. Obr: Ohm Reg P. Tübadels Reg: Q. Obr: Schmidbergers Reg: R. Obr: Forbüsch Reg: 1. Obr. Meisel Reg: 2. Lamboi Reg: 3. Steffan Albrecht Reg: 4. Jung Wallsteinisch Reg: 5. Obr: Schnetter Reg: 6. Obr: Enckejürt · 7. Sperreüter · 8. Obr. Binbach Reg: 9. Senechal und Weier Reg: 10. Neimeck und Graff von Wartent. 11. Götz. 12. Gelling. 13. Obr. Horstein. 14. Götzisch Infanterie so noch im Marchiren und das erstmal nicht zum treffen kommen. 15. Peterwert · 16. Meternich Regimente, so gleich anfangs durch gengen.“ (Bildgröße: 36,0 × 25,4 cm)

der Hoffnung, noch vor Morgengrauen die Schanzen zu erreichen und den Feind darin überrumpeln zu können. Doch daraus wurde nichts. Die Truppen waren in der Nacht zu langsam vorangekommen. Wohl gelang es, den Feind aus den Schanzen am Mühlbach zu vertreiben, auch konnten vier Geschütze direkt an den Rhein vorgebracht werden, mit denen man die Schiffbrücke drei Stunden lang beschoss, doch mit wenig Erfolg. Der Gegner hatte Zeit gefunden über die Brücke

starke Truppenteile herüberzubringen. Sofort machten 200 Mann davon einen Ausfall gegen die Geschütze, welche die Brücke unter Beschuss hielten. Die kaiserliche Reiterei vermochte noch rechtzeitig diesen Anschlag abzufangen und die Geschütze zu retten. Vor der Hauptschanze wurde hart gekämpft, allein alle Angriffe konnten blutig zurückgeschlagen werden.

Als der Abend des 12. September 1637 hereinbrach, stand fest, daß auch der zweite

Angriff auf die Schiffbrücke und Schanze bei Wittenweier gescheitert war. Es war nicht gelungen die Hauptschanze zu nehmen, noch weniger die Brücke zu zerstören, trotz hartem Einsatz der Truppe und hohen Verlusten. Am selben Abend zog Feldmarschall von Werth mit seinen Truppen sich nach Schuttern zurück. Er begab sich in das Hauptquartier nach Friesenheim, durch einen Streifschuß war er an der rechten Backe leicht verwundet worden. Am folgenden Tage rückte man in die bisherigen Lager ein.

Bald nach diesem Treffen übergab Herzog Bernhard die Rheinbrücke und die Schanzen zur Verteidigung dem französischen Kommandanten Manicamp. Dieser ließ den Brückenkopf mit 900 Mann besetzen. Der Herzog selbst zog mit seiner Armee in das Oberelsaß über Colmar, Ensisheim und Mühlhausen an die Schweizer Grenze. Er versuchte von dort aus an den Hochrhein zu kommen, um die Waldstätte, vor allem Rheinfeldern einzunehmen.

Bei den Kaiserlichen wurden indessen Überlegungen angestellt, wie der Kampf um die Schiffbrücke weitergehen sollte. Der Vorschlag des Obersten Freiherr Sebastian von Wietz fand schließlich allgemeinen Beifall. Es sollten oberhalb der Brücke Flöße gebaut werden, die man mit Spreng- und Brandsätzen versehen den Strom hinab gegen die Brücke treiben lassen wollte. Dort müßten sie sich zwischen den Brückenschiffen verfangen, diese sprengen und in Brand setzen. Gleichzeitig sollten die Schanzen von beiden Ufern aus angegriffen werden.

Am 31. Oktober 1637 gelang es dem kaiserlichen Feldzeugmeister und Kriegsrat Herzog von Savelli und Feldmarschall Johann von Werth südlich von Straßburg den Rhein mit 600 Mann Fußvolk und 1500 Reitern, sowie einigen Geschützen zu überqueren. Diese Macht wurde noch verstärkt durch 500 Mann, die bei Weißweil und 300 Mann, die bei Altenheim über den Rhein gelangten. Die Truppen, die auf der rechtsrheinischen Seite

gegen den Brückenkopf eingesetzt wurden, standen unter dem Befehl des kaiserlichen Generalwachtmeisters Freiherr von Enckhenfurt.

In der Frühe des 1. November erfolgte der Angriff auf die Schanzen gleichzeitig von beiden Seiten des Rheines. Auf der rechtsrheinischen Seite konnte der Gegner aus den Schanzen längs des Mühlbaches geworfen werden. Auch die Schanze bei Kappel an der Mündung der Elz, in welcher eine französische Truppe lag, wurde im ersten Ansturm eingenommen. Der Ring um die starke Hauptschanze vor der Schiffbrücke schloß sich immer enger. Beide lagen nun unter dem Feuer von mehreren Geschützen.

Der Hauptangriff wurde aber von der elsässischen Seite her geführt. Dort mußte sich die Besatzung der Schanze nördlich von Rheinau, welche zur Sicherung der Bohlen- und Bockbrücke diente, die zur Rheininsel hinüberführte, nach kurzer Gegenwehr ergeben. Mehrere Geschütze konnten nun am Rheinufer in Stellung gebracht werden, mit denen man die Schanze auf der Rheininsel und die Schiffbrücke beschoß. Der Kampf um die Rheininsel begann. Deren Besatzung wehrte sich aber verbissen und konnte sich in ihren Stellungen bis zum Abend behaupten. Als die Nacht einbrach, war der Gegner auf engem Raum zusammengedrängt. Die Entscheidung mußte am kommenden Tag, am 2. November, fallen (Bild 1).

Indessen hatte man oberhalb der Rheininsel mehrere Flöße gebaut und sie mit starken Spreng- und Brandsätzen versehen. Oberst von Wietz ließ in der 2. Nachtstunde eines dieser Flöße gegen die Schiffbrücke ablaufen. Der erste Versuch gelang sogleich. Das Floß verfang sich zwischen zwei Schiffen, die Zündsätze lösten die Sprengladungen aus, und diese zertrümmerten die Schiffswände. Beide Schiffe fingen Feuer und begannen zu brennen. Sie sanken langsam den Strom hinabtreibend. Durch die Gewalt der Sprengung waren die Verankerungen von

sechs anderen Tragschiffen zerrissen worden. Diese, von den Fluten erfaßt, zogen noch sechs bereits stark zerschossene Schiffe mit sich stromabwärts, wo sie auf einer Sandbank strandeten. Die Schiffbrücke war zerstört.

Bei Tagesanbruch griff man die Rheininsel von drei Seiten her an. Den Fluß herab kam auf Schiffen viel Fußvolk, das sich am Süden der Insel festsetzte. Gleichzeitig waren starke Verbände im Vordringen über die Bockbrücke, und nördlich derselben setzte die Reiterei durch einen seichten Nebenarm des Rheines zur Insel über. Deren Schanze lag indessen unter dem Feuer der Geschütze. Der Überfall gelang. Die 200 Mann starke Besatzung der Inselschanze leistete der Übermacht kaum Widerstand und ergab sich. Damit war den Truppen in der Hauptschanze des Brückenkopfes auf der rechten Rheinseite der Rückweg verlegt.

Nun galt es noch, dieses Hauptbollwerk einzunehmen. Es lag nunmehr unter dem Feuer der Geschütze von beiden Seiten her. Der Ring der Belagerer schloß sich immer enger um die Schanze. Unter der Besatzung derselben befanden sich viele französische adelige Offiziere. Ihr Kommandant Manicamp hatte gleich zu Beginn des Kampfes, als er sah, daß es hier hart auf hart gehen werde, sich nach Straßburg in Sicherheit gebracht. Nun war die Lage hoffnungslos geworden. Über den Rhein hinüber gab man durch Zeichen zu erkennen, daß man zur Übergabe des Brückenkopfes bereit sei. Daraufhin wurde das Feuer eingestellt. Zwei französische Offiziere ließen sich auf die Rheininsel übersetzen, wo unterdessen der Herzog von Savelli und Feldmarschall von Werth eingetroffen waren. Die französischen Unterhändler verlangten freien, ehrenhaften Abzug. Doch der Fang war für die Kaiserlichen zu wertvoll. Bei den Franzosen waren viele ihrer Offiziere in Gefangenschaft, die bei der Einnahme von Markolsheim und Ensisheim sich hatten ergeben müssen. Der Herzog von Savelli erklärte, daß es keinen

freien Abzug geben werde, daß auch die Stellung von noch so hohen Auslösungsgeldern bei ihm nicht verfangen könne, daß er aber mit einem Austausch gegen gefangene kaiserliche Offiziere wohl einverstanden sei. Und dabei blieb es. Am Abend des 2. November 1637 war der Kampf um die Schiffbrücke und den Brückenkopf bei Wittenweier entschieden, die Besatzung der großen Viereckschanze hatte sich ergeben.

Am 3. November war man damit beschäftigt, die Reste der Schiffbrücke völlig zu beseitigen. Die Schanzen auf der elsässischen Seite wurden geschleift und eingeebnet, die Bockbrücke wurde abgebrochen und verbrannt. Die Hauptschanze auf der rechten Rheinseite bei Wittenweier dagegen wurde weiter ausgebaut und erhielt hernach eine kaiserliche Besatzung von 300 Mann. Bis zum Mittag des 4. November waren auch alle Truppen mit ihren Geschützen, Munition und Bagage auf dem rechten Rheinufer versammelt. Gegen Abend zog Herzog von Savelli mit seinen Truppen und Geschützen nach Kenzingen, Johann von Werth rückte ins Lager nach Offenburg ab. Hierher wurden auch die Gefangenen gebracht. Unter ihnen waren 8 Kapitäne, 7 Hauptleute, 20 Leutnants, 15 Fähneriche und 22 Feldweibel. Ihre Bewachung in Offenburg war hernach so mangelhaft, daß es den meisten gelang, zu entfliehen und nach Straßburg zu entkommen.

Zu Mahlberg saß nun noch ein französischer Kommandant mit einer schwachen Besatzung. Er wurde aufgefordert sich zu ergeben, wozu er bereit war, denn Widerstand zu leisten wäre sinnlos gewesen, außerdem hatte er auf dem Schloß für seine Leute fast keine Lebensmittel mehr.

Gegen Ende des Jahres 1637 waren die Ortenau und der Breisgau wieder im Besitz der kaiserlichen Truppen.

Nachtrag: Die Kämpfe im Grenzgebiet dieser beiden Gaue, die bisher beschrieben wurden, waren nur ein schwaches Vorspiel

gegenüber den vernichtenden Schlägen, mit denen das Jahr 1638 unsere Landschaft heimsuchte. Thomas Mallinger berichtet darüber: Nachdem im März 1638 Herzog Bernhard von Weimar die Stadt Rheinfelden eingenommen hatte, Feldmarschall Johann von Werth geriet hier in Gefangenschaft, erschien er am 1. April mit seiner schwedisch-französischen Armee vor Freiburg. Mehrere Angriffe auf die Mauern der Stadt konnten abgewehrt werden. Aber am 11. April mußte sich die Stadt ergeben. Viel Kriegsvolk bezog in ihr Quartier.

Am 5. Juni 1638 begann die Einschließung der Festung Breisach von beiden Seiten des Rheines aus. Ein Heer, das unter dem kaiserlichen Feldmarschall Götz von Offenburg aus in Anmarsch war, um den Ring um die Festung Breisach zu sprengen und diese mit Truppen und Proviant zu versehen, wurde am 9. August bei Wittenweier und Kappel von der Armee des Herzogs Bernhard gestellt und vernichtend geschlagen (Bild 2). Die Reste des Götzschen Heeres flohen zurück nach Offenburg. Elf Geschütze mit aller Munition, der ganze Breisach zuge dachte Proviant, die ganze Bagage blieben auf dem Schlachtfeld zurück als willkommenene Beute für den Sieger. Gleich darauf wurde Kenzingen, am 13. August, von den Schweden besetzt.

Das ganze Spätjahr über stand die Landschaft in weitem Umkreis im Banne der Belagerung der Hauptfestung Breisach. Diese mußte sich am 18. Dezember 1638 wegen der seit Wochen in ihr herrschenden entsetzlichen Hungersnot dem Gegner ergeben. Dessen Beute an Geschützen, Doppelhaken, Pulver, Lunten, Blei, Granaten und sonstigem Kriegsgerät war außerordentlich groß. Die Einnahme der Festung Breisach zählte zu den größten militärischen Erfolgen des Herzogs Bernhard. Doch das Glück war seinen Plänen weiterhin nicht hold. Er starb schon

im folgenden Jahr, am 18. Juli 1639, in Neuenburg, noch nicht 35 Jahre alt. Als Todesursache sprach man von einem Gallenleiden, auch von hohem Fieber. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, er sei von seinen Verbündeten vergiftet worden, weil seine Absicht, aus den Landen beiderseits des Oberrheins ein eigenes unabhängiges Fürstentum zu schaffen, immer offenkundiger geworden war, was nicht in das Konzept derselben paßte. Die Bevölkerung am Oberrhein und die hier kämpfenden Truppen hatten für diese Pläne in den vergangenen Jahren furchtbaren Blutzoll bezahlt.

Quellennachweis: Eine Druckschrift von 1637, die als Seiten 253 bis 274 in das handgeschriebene Tagebuch des Thomas Mallinger, Kaplan bei dem Chor des Basler Hochstiftes in Freiburg i. Br., eingeklebt ist. Titel der Druckschrift: „Kurtzer Inhalt vnd Beschreibung / Was massen Hertzog Bernhardt von Weynmar / vnnnd deß Königs in Franckreich Kriegsvolk zu Pferd vnd Fueß / zu Frühlings Zeiten deß 1637. Jahrs / in das Elsaß gesetzt / des Landts sich bemächtigt / vil Stättel erobert / vnd verbrennt / vnd dann bey Rheinaw ein Brucken vber Rhein geschlagen / vber dieselbe gesetzt: Auch was massen Ihme Hertzog mit der Kays: vnd Bayerischen Armeé begegnet / vnderschiedliche mahl getroffen / gescharmütziert / vnd er letztlich widerumb sampt der Frantzösischen Macht vber Rhein getriben / die Schantzen erobert / die Schiffbrucken ruinirt, vnd alle vornehmme Frantzösische Kriegs Officier gefangen worden. Sampt einem Abriß auff Kupffer gestochen / wie die Schantzen vnd Brucken an dem Rhein gebawen / vnd angegriffen worden. Getruckt im Jahr 1637.“

Die Namen des Verfassers und des Verlags sind nicht genannt. Das Tagebuch des Thomas Mallinger (vermutlich ist es eine Abschrift des Originals) befindet sich im Stadtarchiv Überlingen.

Bismarck und die Stadt Lahr

Von Ralf Ritter, Lahr

Wer im Stadtpark von Lahr an der Jamm-schen Villa vorbei in östlicher Richtung geht, entdeckt auf einem Sockel eine weiße Büste, die sich dem Beschauer im Profil darbietet. Unschwer ist schon aus der Ferne zu erkennen, daß es sich um den „eisernen Kanzler“ handelt. Vielleicht verweilt der Besucher des schönen Parks einen Augenblick vor dem Abbild des großen Staatsmannes, dessen Antlitz im Winter soldatische Strenge annimmt, wenn eine Schneehaube in Form eines Dragonerhelms sein Haupt bedeckt. In den wenigsten Fällen wird sich der Betrachter indessen fragen, warum die Lahrer Bürger einst an dieser Stelle dem Fürsten eine Büste errichteten. An vielen Orten hat man dem Begründer des Deutschen Reiches ein Denkmal erstellt, doch in Lahr hat es damit seine besondere Bewandnis. Die enge Verknüpfung der Namen Bismarcks und Lahrs gehen auf eine Episode aus dem Jahr 1875 zurück.

Die innenpolitische Lage des Reiches war in den Jahren 1870 bis 1876 äußerst gespannt durch das Vorgehen Bismarcks gegen die Zentrumsparlei und die katholische Kirche. Die kirchenfeindlichen Liberalen, die den Kampf Bismarcks gegen den Katholizismus mit Begeisterung begrüßten, prägten die Bezeichnung „Kulturkampf“ (Kampf für „die Freiheit der Kultur und des Humanismus“). Sie arbeiteten daher mit Bismarck auf kirchenpolitischem Gebiet eng zusammen, als dieser die Krise der katholischen Kirche ausnützend, zunächst gegen die ihm verhaßte Zentrumsparlei voringing. Die Krise wurde dadurch ausgelöst, daß das Vatikanische Konzil 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhob. Die Gegner des neuen Dogmas, die sich „Altkatholiken“ nannten, riefen den Schutz des Staates an, den Bismarck ihnen auch bereitwillig gewährte. Nachdem er versucht hatte, Rom

und das Zentrum zu trennen, begann der Kampf gegen die katholische Kirche, und Bismarck betrachtete die Auseinandersetzung als eine Art Investiturstreit. Seit 1871 folgten sich in langer Reihe die Kampfmaßnahmen im Reich und in Preußen vom „Kanzelparagraphen“ bis zur Einführung der Zivilehe, die vom Reichstag im Jahre 1875 beschlossen worden war.

Der Gemeinderat in Lahr stand in jenen Jahren ganz auf der Seite Bismarcks und war ausgeprägt nationalliberal gesinnt. In entsprechender Weise brachte er Bismarck seine Verehrung entgegen. In einem Glückwunschtelegramm zum 60. Geburtstag des Kanzlers schreibt der Gemeinderat: „Der gütige Gott verleihe Ew. Durchlaucht noch lange Jahre Kraft und Gesundheit und erhalte Sie unserem allverehrten greisen Heldenkaiser als erster Rathgeber im Rathe der Krone, damit die Geschicke des neuerblühten Deutschen Reiches mit kräftiger Hand geleitet... werden.“ Der Gemeinderat wünscht die Gesundheit des Kanzlers vor allem aber, damit „... die in thörichter Verblendung sich immer drohender zeigenden inneren Feinde unseres großen Vaterlandes mit eisernem Willen und starker Hand in die Schranken des Gesetzes zurückgewiesen und bewältigt werden.“ Es gibt keinen Zweifel, daß für den Lahrer Gemeinderat die „inneren Feinde des großen Vaterlandes“ die Katholiken waren. Gegen sie versichert er daher Bismarck „der unbedingten Unterstützung aller deutschen Männer, die es mit ihrem Vaterlande treu und ehrlich meinen.“ Die Lahrer Bürger wollten ihre Verehrung für den großen Staatsmann nicht nur in Worten bezeugen, sondern auch durch Taten beweisen. Am 2. Juni 1875 entschlossen sie sich zu einem Schritt, der in der Presse des ganzen Reiches große Beachtung fand. Dem

Gemeinderat war im Mai 1875 zu Ohren gekommen, Fürst Bismarck wünschte sich im Süden des Reiches einen Aufenthaltsort, wo er sich gelegentlich erholen könnte. Ob sich Bismarck tatsächlich in dieser Richtung geäußert hat oder ob es sich lediglich um ein Gerücht handelte, kann heute nicht mehr geprüft werden. Der Lahrer Gemeinderat jedoch las den Wunsch in „Bismarcks Gedanken“ und entschloß sich zu einem großzügigen Angebot.

In einem Brief vom 2. Juni 1875 bot er dem Fürsten eine Villa in einem schönen und großen Park an, die von einem reichen Kaufmann namens Jamm 1859 erbaut worden war und die Jamm mitsamt dem Park der Stadt Lahr vermacht hatte. Hier der Wortlaut des Schreibens:

Durchlauchtigster Fürst!

Die unterzeichneten Vertreter der Stadt Lahr in Baden brachten in Erfahrung, daß Ew. Durchlaucht zur Erholung und Kräftigung Ihrer uns so kostbaren Gesundheit einen Sommer-Aufenthalt in dem milden Süden Deutschlands nehmen wollen.

Die Stadt Lahr erlaubt sich Ew. Durchlaucht, dem bestgeliebten Manne unseres großen Vaterlandes, ein südliches Varzin zur Benutzung anzubieten.

Der unerforschliche Rathschluß Gottes hat vor einiger Zeit einen unserer edelsten Bürger, Herrn Rentner und Gemeinderat C. W. Jamm, aus unserer Mitte abgerufen. Derselbe bestimmte durch letztwillige Verfügung seinen großen Park mit darin vor 16 Jahren in geschmackvollem Stil erbauter und mit prachtvoller innerer Einrichtung versehener Villa der hiesigen Stadtgemeinde für ewige Zeiten zum unveräußerlichen Eigenthum.

Von Süden, Osten und Norden von Tannen- und Buchenbewaldeten Bergen umschlossen, mündet ein breites Thal gegen die fruchtbare Rheinebene und gestattet dem Auge einen freien Blick auf das wieder-

gewonnene Elsaß und die herrliche Vogesenkette.

Am Ausgang dieses Thales, da wo sich die majestätischen Schwarzwaldberge zu rebenbekränzten Hügeln verjüngen, in der gesunden Lage des lieblichen Breisgaves, liegt das Tusculum, welches wir uns erlauben, Ew. Durchlaucht für alle Zeit während der Dauer Ihres jeweiligen Aufenthaltes zur freien Benützung anzubieten.

In der Umgebung des Anwesens sind schattige Waldungen, welche sich nahe bis zu den Häusern der Stadt erstrecken und Gelegenheit bieten, unbelästigt von der Sonnenhitze bis in die Thäler der Kinzig und der Rench zu gelangen. Die weltbekannten Gesundheitsbrunnen Griesbach, Peterthal und Rippoldsau sind nur wenige Stunden von hier entfernt. Für Jagdvergnügen findet sich in unsern Waldungen in Berg und Ebene reichlich Gelegenheit. Obst und Trauben reifen in Garten und Park in einer nahezu südlichen Fülle und Pracht.

So glauben wir, daß diese Sommerfrische alle Bedingungen in sich vereinigt, die ein gesundheitsstärkender ländlicher Aufenthalt erfordert.

Wir legen Ihnen noch besonders verschiedene photographische Ansichten der Villa und des Parks hier bei.

Wir können Ew. Durchlaucht noch versichern, daß Ihnen, dem Schöpfer unserer nationalen Größe und Einheit, hier alle Herzen mit aufrichtiger Verehrung entgegen schlagen und daß das Vermächtnis unseres entschlafenen Mitbürgers keine schönere Weihe erhalten könnte, als wenn der größte Staatsmann des Jahrhunderts, wenn Ew. Durchlaucht unser herzlich gemeintes Anerbieten annehmen und sich neue Kraft und Gesundheit in unserm milden Breisgauer Varzin erholen würden.

L a h r , den 2. Juni 1875.

Ein wichtiges Versäumnis glaubte ein Lahrer Bürger in der Ausgabe der „Lahrer

Zeitung“ vom 5. Juni 1875 nachholen zu müssen, indem er darauf hinwies, daß der Fürst mit der Luftkur sicherlich gern eine Badekur verbinden würde: „Somit hätte man ihm notwendigerweise die Annehmlichkeit eines Bades in der „Silberschutter“ . . . mittheilen müssen. Das klare angenehme Wasser würde dem hohen Herrn gewiß zusagen und er schon deshalb hier verweilen, um es recht zu genießen.“ Es ist heute schwierig, zu entscheiden, ob diese Zuschrift ernst gemeint war oder ob ein „Schwarzer“ hier seinen Spott trieb. Wie dem auch sei, vom Angebot des Lahrer Gemeinderats nahm die Presse in Deutschland sofort Notiz. Das „Neue Wiener Tagblatt“ nennt den Akt der Lahrer Bürger „eine in der That gemüthliche und schöne Huldigung, die den Kanzler gewiß vom Grund aus (sic!) erfreuen wird“. Es vergleicht das Angebot des Gemeinderats mit einem ähnlichen Schritt der Bayreuther, die Richard Wagner ein großes Haus erbauten. Das „Tagblatt“ meint auch, daß die Lahrer Luft der Gesundheit Bismarcks dienlicher wäre, „als unter den Ulmen von Varzin Sumpfluft zu schlucken.“ Lahr könne sich außerdem auf Fremdenzusammenfluß gefaßt machen, und es fügt hinzu: „vielleicht sind schon Engländer auf der Reise, um mit ihren zudringlichen Ferngläsern den Park von Lahr in Belagerungszustand zu setzen.“

Allerdings hatte Bismarck noch keine Antwort erteilt, und in Lahr wartete man voller Spannung auf die Entscheidung des Kanzlers. Die Wartezeit versuchte die „Lahrer Zeitung“ durch bombastische Redensarten — ganz im Stil der damaligen Zeit — zu verkürzen. Im „Wegweiser“, so nannte man damals den Leitartikel, vom 8. Juni heißt es: „Und Du Betlehem: Lahr bist mitnichten die kleinste unter den Städten Juda-Baden“. In einer uns heute völlig lächerlich erscheinenden emphatischen Sprache wird Bismarck der Pfadfinder genannt, den die „göttliche Vorsehung und das gerecht vergeltende

Schicksal uns gesandt hat.“ Das Deutsche Volk wird mit dem in der Wüste herumirrenden Volk der Juden verglichen und Bismarck sogar Moses genannt. Der Schreiber des Leitartikels fordert die Lahrer auf: „Darum ist unsere, ist jedes wahrhaftig deutschen Mannes Losung der Ruf: Mit ihm durch Dick und Dünn auf dem Wege voran, den er gebrochen, gebahnt und auf dem er uns vor ein hochherrliches Ziel gestellt hat.“

Aber nicht in allen Kreisen der Bevölkerung erwartete man Bismarck mit gleicher patriotischer Sehnsucht. Der „Lahrer Anzeiger“, damals Konkurrenzblatt unter stark katholischem Einfluß, hat das Angebot des Lahrer Gemeinderats zunächst übergangen und erst viele Tage später den Brief kommentarlos abgedruckt. Polemisiert darauf die „Lahrer Zeitung“: „Denn wem sein Herz dem Schöpfer unserer nationalen Wiedergeburt und Einheit nicht in Verehrung entgegen schlägt, der leidet an dem Hauptfehler, daß er gar kein Herz besitzt! Arme, kranke Menschen, Ihr!“ Doch zunächst war es an den „Schwarzen“, Mitleid mit den national-liberalen Lehrern zu haben. Denn am 15. Juni traf endlich die lang ersehnte Antwort des Fürsten ein und . . . enthielt eine Absage.

Bismarck schreibt:

Das liebenswürdige Anerbieten, welches Sie mir Namens der Stadt Lahr gemacht haben, ist mir eine große Freude gewesen, und ich sage Ihnen meinen verbindlichen Dank, daß Sie mir in einer der schönsten Gegenden unseres Vaterlandes einen so beneidenswerthen Aufenthalt bereiten wollen. Die freundlichen Worte, welche Sie bei dieser Gelegenheit an mich gerichtet haben, verleihen Ihrer Einladung für mich einen ganz besonderen Werth, und lassen es mich um so lebhafter bedauern, daß ich derselben jetzt nicht Folge leisten kann.

Da ich aber während des größten Theils des Jahres von meinen eigenen Besitzungen

fern leben muß, und dabei von Staatsgeschäften so in Anspruch genommen bin, daß ich mich um private so gut wie gar nicht kümmern kann, so ist es für mich sehr wünschenswerth, die Zeit meines Urlaubs auf meinem Eigenthum zuzubringen.

Ich bitte Sie, allen den Herren, die in Vertretung Ihrer Stadt ihre Namen unter die Einladung gesetzt haben, mit welcher ich von derselben beehrt worden bin, meinen ganz besonderen Dank für die wohlwollende Gesinnung, die sie dabei geleitet, aussprechen zu wollen.

Sollte sich mir einmal die Möglichkeit darbieten, den Oberrhein zu besuchen, so würde ich keinesfalls versäumen, Ihnen auch mündlich für Ihre Freundlichkeit zu danken. Der Zweck der Beförderung meiner Gesundheit, den Sie dabei im Auge haben, wird durch Ihr Anerbieten schon erreicht, als angenehme Eindrücke stets vorteilhaft auf dieselbe einwirken.

v. Bismarck.

An

Herrn Bürgermeister Flüge
Wohlgeboren

L a h r.

Zunächst mögen die Lahrer ein wenig in Verlegenheit geraten sein, denn erst drei Tage nach Ankunft des Schreibens kommentiert der „Wegweiser“ der „Lahrer Zeitung“ Bismarcks Antwort. Wenn man den Brief nicht gelesen hätte, so hätte einem der Wegweiser mit Sicherheit annehmen lassen, Bismarck habe das Lahrer Angebot angenommen. Es heißt da nämlich: „Erreicht ist ferner so viel, daß wir nun mit Sicherheit darauf zählen dürfen, den Fürsten als Gast in unserem Weichbilde begrüßen zu dürfen: er will sich die Sache einmal ansehen“. Außerdem wird dem Fürsten empfohlen, daß er für seine Gesundheit besser wäre, wenn er ein wenig öfter ausspannen würde; dies könne er natürlich nicht in Varzin tun, sondern nur in der „Perle des

Shutttertals“. Vor allem aber sei durch das Schreiben des Kanzlers bewiesen, „daß den schwarzen Intriganten ihr Plan mißlungen, durch ihr verläumerisches Geschreibsel, die Willensbestimmung des Fürsten zu trüben.“ Als das Lahrer Anerbieten allgemein bekannt geworden war, setzten sich sogleich auch Gerüchte in Umlauf, die behaupteten, die Gabe käme nicht „aus sauberen Händen“. Es gab nämlich Leute die behaupteten, Jamm sei durch Mädchen- oder Sklavenhandel zu seinem Reichtum gelangt. Ein Gerücht, das nie bestätigt werden konnte; dennach schreibt der „Mannheimer Verkündiger“ am 16. Juni: „ein in Lahr kürzlich verstorbener reicher Kauz hat fast sein ganzes Vermögen der Stadt verschrieben; übrigens ist noch nicht öffentlich erörtert worden, wie er zu diesem Gelde gekommen ist, ob durch glückliche Spekulationen, Sklavenhandel oder Plantagen auf Kuba.“ Die Lahrer sind zutiefst entrüstet, daß das Andenken dieses angesehenen Mannes und liberalen Stadtrats beschmutzt würde; dies sei ein so boshafte Gebahren, daß sich schlechterdings gar keine genügende Bezeichnung für dasselbe finden lasse. Im übrigen seien sie durch die von „der schwarzen Presse“ geförderten Gemeinheiten nicht beleidigt . . . die nur Ekel, Entrüstung und Verachtung erzeugten.“ Eine mit solchen Mitteln kämpfende Partei könne in diesem Staat niemals eine wichtige Rolle spielen.

Man sollte annehmen, daß nach Bekanntwerden der Antwort Bismarcks die Diskussion über das Angebot des Lahrer Gemeinderats langsam verstummte. Da aber diese Angelegenheit in die Auseinandersetzung zwischen den Liberalen und der Zentrumsparthei hineingezogen worden war, erhoben jetzt erst recht Fürsprecher und Widersacher ihre Stimmen. Die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn stellt zunächst einmal die Frage, wo dieses Lahr überhaupt liege; die nähere geographische Bestimmung lautet: „Die Stadt Lahr liegt bekanntlich da, wo der Hinkende

Bote seinen Mistkarren ladet.“ Nun, es ist klar, daß der „Hinkende“, der im selben Verlag wie die „Lahrer Zeitung“ erschien (und noch erscheint), nach Auffassung der Liberalen „einer der schmerzenden Pfähle im ultramontanen Fleische“ war. Während diese Verunglimpfungen in Lahr Entrüstung hervorriefen, erregten andere Zeitungsartikel eher die Besorgnis des Lahrer Gemeinderats. In der „Frankfurter Zeitung“ erhebt nämlich ein Rechtsgelehrter schwere Bedenken gegen das Angebot der Lahrer. Einmal sei dieser Akt eine Schenkung, wozu der Gemeinderat ohne Staatsgenehmigung nicht berechtigt sei. Dann seien Schloß und Park der Stadt mit der Auflage vermacht worden, in ersterem eine Volksbibliothek zu errichten und letzteren zu dem Publikum geöffneten Promenadenanlagen umzuwandeln. Die „Lahrer Zeitung“ unterstellt dem Frankfurter Juristen das Motiv der Mißgunst gegenüber Bismarck und belegt ihn mit einem ganz besonderen Schimpfwort, indem sie ihn einen „demokratischen Korrespondenten“ nennt und meint, „der Rechtsstreit ist die Ausgeburt einer schönen demokratischen Seele“. Außerdem, so schreibt die „Lahrer Zeitung“ am 18. Juni, sei die Öffnung des Parks für das Publikum und der zeitweilige Besuch Bismarcks durchaus miteinander zu vereinen. „Wozu also der Lärm Herr Doktor? Antwort: Einen richtigen Demokraten überläuft immer die Gänsehaut, wenn irgendwo und irgendwie eine deutsche patriotische Gesinnung zu Tage tritt.“ Der Artikel schließt mit dem Ausruf: „Wie lange wird es noch währen, bis die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit, auch unsere nächste Umgebung miteingeschlossen, Überdruß und Eckel (sic!) an einer solch widerlichen, sonst bei keinem Volke vorkommenden Behandlung der Dinge empfindet!“ Selbstverständlich erhielten die Lahrer im Reich auch sehr viel Lob, vor allem von der nationalliberalen Presse, und nach Angabe der „Lahrer Zeitung“ türmten sich die

Glückwunschtelegramme im Rathaus. Doch die Begeisterung des Lahrer Gemeinderats und aller Anhänger Bismarcks fruchtete nichts, denn Bismarck hat Lahr nie besucht. Die Lahrer haben ihm dies nicht übel genommen, denn sie waren sich wohl bewußt, daß daran die „Staatsgeschäfte“ des Fürsten Schuld waren und nicht etwa eine Abneigung gegen die „Perle des Schuttertals“ oder gar gegen deren loyale Bevölkerung.

Da die Lahrer nun den richtigen Bismarck nicht in ihrer Stadt beherbergen durften, so haben sie wenigstens ganz in der Nähe der für den großen Staatsmann bestimmten Villa dem Fürsten eine Büste erstellt. Die Episode aus dem Jahr 1875 hat aber nicht nur ein lokalgeschichtliches Interesse. Denn in der Redaktion der Presse auf den „Akt loyaler Aufmerksamkeit“ spiegelt sich die innenpolitische Spannung trefflich wieder, die durch das Vorgehen Bismarcks gegen das Zentrum und die katholische Kirche verursacht worden war. Die Gemüter hatten sich so erhitzt, daß selbst der vom Standpunkt der Nationalgeschichte her gesehen unbedeutende Schritt des Gemeinderats der badischen Stadt Lahr ein heftiges Echo fand.

Die beiden Lager standen sich unversöhnlich gegenüber und bekriegten sich mit einer Heftigkeit, ja sogar Unflätigkeit, die heute in der Presse nicht mehr denkbar wäre. Über ihnen aber stand die große und starke Persönlichkeit des „eisernen Kanzlers“, der bei aller persönlichen Anteilnahme im Kulturkampf auf dieses Gezänke doch mit Verachtung herabblickte. Im Jahre 1876 sah Bismarck die Erfolglosigkeit des Kampfes ein, und 1878 brach er mit den Nationalliberalen, um sich mit den Konservativen und dem eben noch verfolgten Zentrum zu verbünden. Wahrscheinlich hätte der Lahrer Gemeinderat dem Fürsten drei Jahre später die Villa im Stadtpark nicht mehr angeboten, wenn man auch den größten Staatsmann der jüngsten deutschen Geschichte weiterhin verehrte.

Der Lahrer Stadtpark

Von Erwin Mayer, Lahr

Bei einem Rundblick vom rebenbewachsenen Schutterlindenberg auf die Stadt Lahr ist man erstaunt, wieviel grüne Inseln zwischen dem Häusermeer des langgezogenen Stadtbildes liegen. Neben den vielen privaten Gärten, die von dieser schönen Aussichtshöhe zu erkennen sind, ist es vor allem der Lahrer Stadtpark, der als große Grünfläche im Westen des alten Stadtkerns auffällt.

Die Lahrer sind stolz auf ihren Stadtpark, und mancher Besucher, der von auswärts kommt, ist überrascht, hier einen Park von solcher Schönheit und Reichhaltigkeit zu finden. Wie kam nun Lahr zu diesem schönen Stadtpark?

Im Jahre 1875 hinterließ der Kaufmann Christian Wilhelm Jamm bei seinem Tode ein Testament, in dem er seiner Vaterstadt Lahr ein Vermögen von ein und einer halben Million Reichsmark vermachte. Zu diesem Nachlaß gehörte auch ein Grundvermögen mit dem Areal des jetzigen Stadtparks.

C. W. Jamm wurde am 30. Januar 1809 als Sohn des Schlossermeisters Christian Jamm und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Dorner in Lahr geboren. Nach dem Schulbesuch trat er als Lehrling in ein Lahrer Textilgeschäft ein. Hier begannen über den Tuch- und Seidenhandel seine ersten Beziehungen zum Ausland. Nach gründlicher beruflicher Ausbildung wanderte er nach Frankreich und fand in einem Lyoner Seidenhaus eine Stelle, in der er sich rasch emporarbeitete. Ausgedehnte Geschäftsreisen im Auftrage seiner Firma führten ihn in viele Länder der alten und neuen Welt. Dank seiner Tüchtigkeit konnte er sich schon bald selbständig machen und gründete in Cuba die Exportfirma C. W. Jamm. Als angesehenener und vermögender

Geschäftsmann verbrachte er dann viele Jahre in der kubanischen Hauptstadt Havanna. Sein Wohlstand ermöglichte es ihm, schon im Alter von kaum 50 Jahren ein Leben im Ruhestand zu beginnen. Dieses zurückgezogene Privatleben wollte er in seiner Heimatstadt Lahr verbringen.

Auf seinen häufigen Geschäftsreisen durch weite Gebiete verschiedener Erdteile hatte sich C. W. Jamm große Pflanzenkenntnisse angeeignet und bedeutende Gartenanlagen reicher Fürsten und Kaufleute kennengelernt. Nach und nach wuchs in ihm der Gedanke, auch einen „Lustgarten“ (wie fürstliche Gärten in der damaligen Zeit genannt wurden) zu besitzen. Er begann diese Gartenwünsche in die Tat umzusetzen und in Lahr zu verwirklichen. Auf Anregung seines Vaters kaufte Jamm im Jahr 1858 im Westen des Stadtgebietes im Gewann „Untere Breite“ für etwa 30 000 Gulden verschiedene Grundstücke auf. Im französischen Villenstil der damaligen Zeit ließ er sich auf dem erworbenen Gelände von Lahrer Handwerkern ein stattliches Wohnhaus mit einem großen Weinkeller bauen. Ein Gartenbauingenieur aus Paris erhielt den Auftrag, rund um die Villa einen Lustgarten nach seinen Vorschlägen anzulegen. Große Sortimente ausländischer Bäume und seltener Sträucher wurden neben den einheimischen Gehölzen in dem neuen Garten angepflanzt. Auf den Rasenflächen entstanden Teppichbeete in mannigfaltigen Formen; in bunten Arabesken leuchteten Blumen in großer Fülle. Im Jahre 1861 ließ er noch zwei große Pflanzenhäuser für allerlei tropische Gewächse erstellen. Vogelhäuser und Volieren wurden gebaut und darin verschiedene asiatische Fasanenarten und sonstige fremdländische Vögel gehalten. Zur Pflege und Bewässerung des Parks



Heimatmuseum im Stadtpark

Foto-Dieterle, Lahr

ließ Jamm mehrere Tiefbrunnen auf seinem Besitz bauen. (Drei solcher Brunnen sind heute noch auf dem Stadtparkgelände vorhanden. Infolge des seit der damaligen Zeit tief abgesunkenen Grundwasserspiegels geben sie jedoch kein Wasser mehr.) Für die weitere Belebung des Gartens wurde ein künstlicher Teich angelegt, den Schwäne, Enten und sonstiges Wasserziergeflügel bevölkerten. An den See schloß sich eine Grotte an, die aus mächtigen Felsbrocken gebaut worden war. Um den ganzen Park zog sich eine hohe Mauer. Nur durch die schmiedeeisernen Einfahrtstore hatten die Lehrer Einblicke in den Jamm'schen Garten.

Nach dem Tode von C. W. Jamm ging der gesamte Besitz an die Stadt Lahr über. Im Testament waren gesondert für die Unterhaltung des Parkes 100 000 Reichsmark ausgewiesen, denn nach dem Willen des Stifters sollte der Lustgarten so bleiben

und erhalten werden, wie er ursprünglich angelegt wurde. „Ich empfehle ganz besonders die verschiedenartigen Baumgruppen und Gesträuche“, heißt es u. a. in diesem Dokument.

Jamm hat in seinem Testament auch an die Parkordnung gedacht, die erforderlich war, als der Park für die Bürgerschaft zugänglich gemacht wurde. So verfügte er, daß der Gemeinderat „jedem den Park verbieten soll, der irgend etwas verdorben hat. Beim Dunkelwerden soll der Park geschlossen werden. Volksversammlungen dürfen darin unter keiner Bedingung gehalten werden. Kinder ohne Aufsicht sollen auch nicht zugelassen werden.“

Die Stadt Lahr war stolz auf ihr Erbe und allezeit bestrebt, es im Sinne des Stifters zu erhalten und zu verwalten. Durch die Übernahme des Jamm'schen Gartenpersonals in städtische Dienste war der Bestand und die Pflege des Parks gesichert,

jedoch die Verwendung der Villa bereitete anfangs manche Schwierigkeiten. Zuerst bot man sie dem damaligen Reichskanzler von Bismarck als Erholungsaufenthalt an. Der „Eiserne Kanzler“ dankte für das hochherzige Angebot und vertröstete die Lahrer damit, daß er sich gelegentlich die Sache ansehen wolle. Doch dazu fand er die Zeit nicht. Später zog die Handelskammer in das Parkschlößchen ein. Im Jahre 1887 wurden einige Räume umgebaut und das Naturalienkabinett sowie die Stadtbibliothek darin untergebracht.

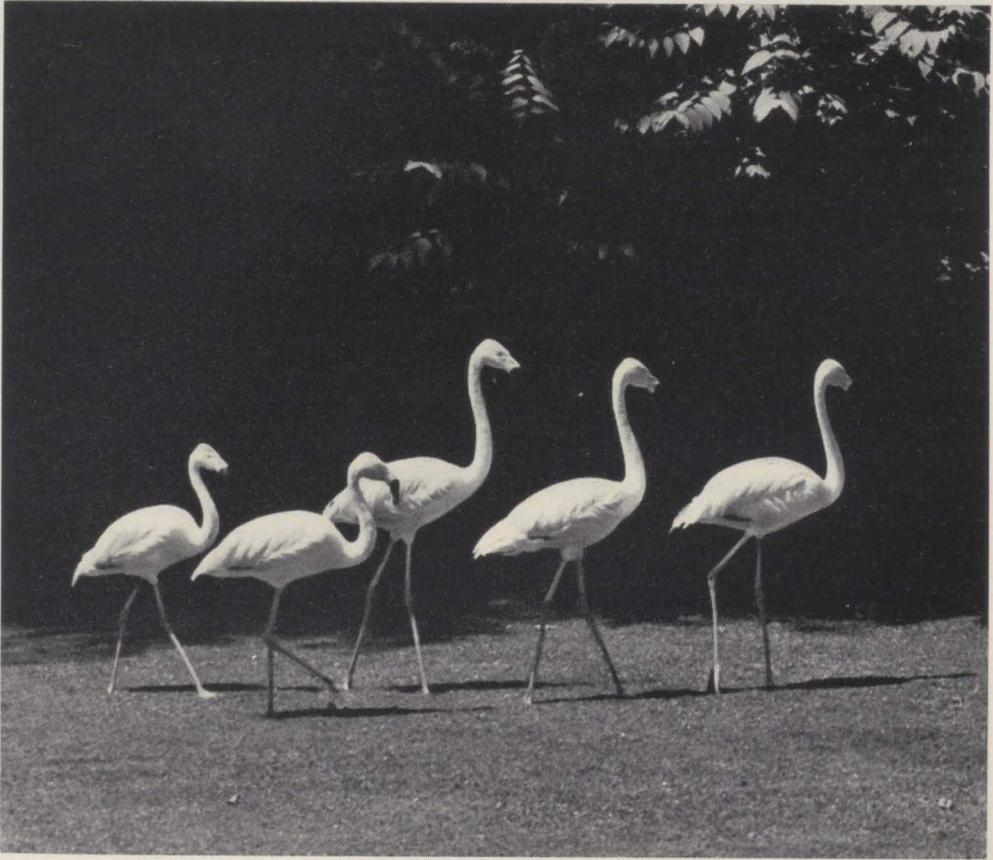
Heute ist die ehemalige Villa von C. W. Jamm als Lahrer Heimatmuseum weithin bekannt und wird jährlich von Tausenden wegen seiner reichen Schätze gern besucht.

Der Park erfuhr durch die Übernahme in städtischen Besitz in seiner Gesamtgestaltung kaum eine wesentliche Änderung. Mit dem Stadtpark hatte Lahr eine Grünanlage und Erholungsstätte erhalten, wie sie keine andere Stadt im südbadischen Raum aufweisen konnte. Auch in Fachkreisen war der Lahrer Stadtpark schon im vorigen Jahrhundert als bedeutende Gartenanlage bekannt. So ist in „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung“ vom 22. Jan. 1898 zu lesen: „Ein wirkliches Kleinod besitzt in der Tat die Stadt Lahr an ihrem prächtigen Stadtgarten“. Um den Lesern die Schönheiten des Stadtgartens vor Augen zu führen, wird im gleichen Artikel das ganze Sortiment der seltenen Bäume und die damals angepflanzten Blumenarten aufgezählt. Ferner wird in derselben Zeitschrift von dem „durch seinen Hinkenden Boten und neuerdings auch durch seinen schönen Stadtgarten berühmt gewordenen Städtchen Lahr“ gesprochen.

Beim Rundgang durch den heutigen Park fällt uns gleich am Eingang, nahe beim See, eine Gruppe mächtiger Tulpenbäume auf. Mit den eigentümlich geformten Blättern und ihren wachsbütenartigen Blumenschalen bilden sie einen imposanten Anblick.

Unter ihrem bizarren Blätterdach stehen Fuchsien-Hochstämmchen und leuchtende Sommerblumen. Im Frühjahr blühen auf den Rabatten entlang der Parkmauer farbenfrohe Rhododendren und Azaleen aus China und Japan. Vor dem Heimatmuseum stehen zwei mächtige Ginkgo-Bäume. Der Ginkgo zählt, botanisch gesehen, zu den Koniferen, obwohl seine fächerartige Belaubung und die an das Aussehen einer Mirabelle erinnernden Früchte mit einem Nadelholzgewächs nichts gemein haben. Zeitgeschichtlich ist der Ginkgo ein sehr alter Baum, der das Überbleibsel einer in der Vorzeit weit verbreiteten Pflanzenart ist.

Auf den Rasenflächen vor dem Bismarck-Denkmal sind auf Teppichbeeten in wechselvollen Ornamenten eine Fülle bunter Blumen angepflanzt. Zur Zeit des Frühlings wetteifern hier Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und Goldlack mit der stolzen Gartengesellschaft der Tulpen und Narzissen. Im Sommer beherrschen rote Geranien, Salvien, Begonien, Iresinen und die sattgelben Tagetes das Feld. Imposant stehen die zierlichen Bäumchen des Bleiwurz und des Wandelröschens dazwischen. Riesige Platanen schirmen den Park nach Osten ab. Unter schattenspendenden Gehölzen steht im großen Tiergehege ein „kapitaler“ Dammhirsch mit weit ausladendem Schau felgeweih bei seinem Rudel. Ein besonderes Erlebnis ist es, wenn Anfang Juni jeden Jahres weißgetupfte Bambis dazwischen umherspringen. Zu diesem Tierbestand haben sich nebenan eine Lamafamilie und zwei niedliche Shetland-Ponys gesellt. Mazedonische Zwergesel, Silberfuchs und Uhu schließen mit ihrem Gehege am Hirschgarten an. Auf dem Wege dorthin stehen als bemerkenswerte Bäume eine rotblättrige Buche und eine Hängeulme, die ihr schützendes Dach über eine Ruhebänk ausbreitet. Weiter finden wir hier den Maulbeerbaum, die Baum-Aralie, den Gymnocladus



Flamingos im Stadtpark

Foto-Dieterle, Lahr

oder Geweihbaum, Weißbuchen, Akazien, Hemlocks-Tannen, Scheinzypressen und Eiben. In diesem äußersten Parkteil begegnen wir auf unserem Rundgang einer sehr lustigen Gesellschaft; es sind die Rhesus-Affchen und Meerkatzen in ihrer recht ansprechenden Behausung. Gleich neben dem Affenhaus steht eine mächtige Silberlinde. Oberhalb dieses Baumriesen haben die Kinder ihren Bereich. Rutschbahn, Karrussel, Schaukel und Sandkasten sind immer dicht bevölkert. Auf dem sattgrünen Rasen nördlich der ehem. Jamm'schen Villa stolzieren Flamingos vor den roten Blüten-schäften des indischen Blumenrohrs (*Canna indica*) und verbreiten ein wenig von je-

nem exotischen Zauber, den einst Jamm in seinem Lustgarten suchte. Kronenkraniche, aus dem Innern Afrikas importiert, haben sich ebenfalls an die Szenerie fremdländischer Gewächse gewöhnt, die noch mit den wohlriechenden Trichterblumen des baumartigen Stechapfels, mit dem eigenartigen Rot des Korallenstrauches, den leuchtenden Hibiscusblüten und den riesenblättrigen Bananenstauden bereichert wird. Magnolienbäume, Zedern, Schwarzkiefern, Weymouthskiefern, abendländische und morgenländische Fichten, Lärchen, Birken, deutsche und amerikanische Eichen, Kastanien, buntblättriger Ahorn, Ulmen oder Rüster, japanische Zierkirschen und ver-

schiedene Lindenarten runden als beherrschende Faktoren dieses schöne Parkbild ab.

Auf dem Stadtparkweiher tummeln sich Zierenten in bunten Farben, schwarze und weiße Schwäne, Canada-Gänse sowie ein Paar der seltenen Anden-Gänse. Unter dem Schirm eines riesenhaften Schwarznußbaumes sind in den Sommermonaten Palmen, Gummibäume und sonstige tropische Pflanzen gruppiert. Entlang des ehem. Jamm'schen Stall- und Wirtschaftsgebäudes sind in Volieren allerlei gefiederte Bewohner untergebracht: Fasanenarten aus fernöstlichen Ländern, Webevögel aus Ägypten, papageiähnliche Sittiche aus Südamerika, Schopftauben australischer Herkunft, Wachteln aus Kalifornien und Sonnenvögel aus China.

Im anschließenden Geflügelhof schlägt der stolze Pfau inmitten einer Schar blauer und weißer Artgenossen sein prächtiges Rad. Tausende bewundern immer wieder das großartige Spiel der Farben und Formen beim Liebestanz dieses königlichen Vogels. Dazwischen kreischen und gurren Zwerghühner, Perlhühner und Tauben verschiedener Rassen.

Viel Beachtung findet die artenreiche Kakteengruppe, die jedes Jahr neu aufgebaut wird. Höhepunkte im Parkjahr sind zweifellos die Rosenblüte, das Blütenwunder der „Königin der Nacht“ und die Dahlienpracht in den Herbstwochen.

Im westlichen Parkteil, in dem auch das Eichrodt-Denkmal steht, finden wir als Baumbestand den Blauglockenbaum, verschiedene Thuja-Arten, Bergahorn, grün- und rotblättriger Spitzahorn, Fächerhorn, Mammutbaum, Gleditschia oder Christusdorn, Sommerlinde, Götterbaum, schlitzblättrige Buche und großartige Exemplare von Hängebuchen. So kann der Besucher in jedem Teil des Parks und zu jeder Jahreszeit in der Pflanzen- und Tierwelt Schönes und Interessantes sehen und erleben.

C. W. Jamm hat in seinem Testament den Wunsch geäußert, daß der Park später nach Westen zu erweitert werden soll. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde an der westlichen Parkseite eine Teilfläche neu angelegt. Die endgültige Parkerweiterung wird in diesen Tagen vollzogen. Eine bisher als Sportplatz genutzte Fläche wird gärtnerisch neu gestaltet und mit in den bisherigen Park einbezogen. Von der Terrasse eines modernen Park-Cafés hat man einen herrlichen Blick über diesen neuen Parkteil.

So besitzt die Stadt Lahr ein Parkkleinod, von dem schon im Jahre 1900 der Reise-schriftsteller Robert Engelhardt schrieb: „Der Stadtgarten in Lahr ist sehenswert und wer auf seinen Reisen im Sommer in diese Gegend kommt, versäume es nicht, denselben aufzusuchen. Er wird sehr befriedigt von dannen ziehen und die Fahrt dorthin nicht bereuen.“

Die ländlichen Haus- und Siedlungsformen im Landkreis Lahr

Von Hermann Schilli, Freiburg i. Br., mit Aufnahmen des Verfassers

Die Oberfläche des Landkreises Lahr ist geologisch in drei Stufen gegliedert. Die erste Stufe wird durch die Ebene im Westen des Kreises gebildet, eine aufgeschotterte Bruchzone, durch die der Rhein in den Zeiten der einwandernden Alemannen und noch später in vielen Armen und Windungen floß. Er hat dabei die Tiefebene weithin die meiste Zeit des Jahres unter Wasser gesetzt. Es war eine amphibische Landschaft, die zunächst nur eine Siedlung auf den erhöhten Buckeln erlaubte. Erst nach Jahrhunderten, als die Alemannen Zuzug wasserbaukundiger Flamen erhielten, konnten die Überschwemmungen durch Änderung des Gewässernetzes eingedämmt werden. Weite Teile der Rheinebene wurden dadurch dem Ackerbau gewonnen, da die Überflutungen fruchtbare Ackerböden hinterließen. Jetzt erst entstanden die stattlichen Rieddörfer mit ihren großen Gemarkungen, die jedoch in der Mehrheit von Kleinbauern und in jüngerer Zeit von Arbeiterbauern bewohnt sind, denen frühzeitiger Anbau von Handelsgewächsen eine ausreichende Existenzgrundlage gesichert hat. Diese soziale Struktur wurde nicht zuletzt des weiteren durch die herrschende Erbteilung gefördert.

Die zweite Stufe umfaßt die Vorhügelzone. Soweit sie mit Löß bedeckt ist oder aus Kalkschollen besteht, ermöglicht sie arbeitsintensive Kulturen, die viele Menschen zu ernähren vermögen. Zahlreiche Dörfer, nun in kennzeichnend anderer Siedlungsform, mit dicht gedrängten Häusern zeigen dies. Die wenigen Vorberge, die aus Buntsandstein bestehen, tragen Wald und lieferten zu allen Zeiten vorzügliche Bauwerkstoffe. Diese Naturausrüstung lockte schon in frühgeschichtlichen Zeiten Siedler an.

Die oberste Stufe endlich greift weit in den Schwarzwald hinein. Sie ist erst nach der

Jahrtausendwende erschlossen worden und seitdem ein Landstrich der Einzelhöfe, der Zinken und Weiler, dessen Bewohner bei geschlossener Vererbung des Besitzes von Viehzucht und Holzwirtschaft leben.

Die unterschiedliche Ausstattung dieser drei Naturräume, der Gang der Besiedlung und die Beziehungen zum benachbarten Elsaß spiegeln sich in den Hausformen.

Die Nachkommen des ältesten Hauses haben wir im Altsiedelland, in der Vorbergzone, zu suchen. Es ist ein Firstsäulenhaus, das weiterentwickelt zusammen mit dem Halbstock- oder Kniestockhaus, das eine jüngere Hausform verkörpert, bis zur Jahrhundertwende das Dorfbild bestimmte.

Das Halbstock- oder Kniestockhaus muß nach dem Abwägen aller Herkunftsmöglichkeiten in ursächlichen Zusammenhang mit der endgültigen Kultur- und Wohnbarmachung der Bruchzone des Rheines durch wasserbaukundige Niederdeutsche¹⁾ gebracht werden. Dieses Halbstockhaus hat sich in Verbindung mit den Wirtschaftsgebäuden als außerordentlich praktisch erwiesen und hat, vom Bruchgebiet ausgehend, auch im Vorhügelland große Verbreitung gefunden.

Diese beiden Haustypen, Firstsäulen- und entwickeltes Kniestockhaus, wurden von den frühen Siedlern im Waldgebiet unter neuen Lebensbedingungen umgeformt und zu der heutigen stattlichen Gestalt des Schwarzwaldhauses weitergeführt. Diese Ausgangsformen sind auch heute noch an guterhaltenen Schwarzwaldhäusern des Hinterlandes von Lahr abzulesen.

Wir betrachten nun diese drei Hausformen nach ihren Baugedanken und ihren sachgebundenen Grundlagen im einzelnen und beginnen mit dem Firstsäulenhaus. Sein ursprüngliches Gerüst wirkt noch heute in Rest-

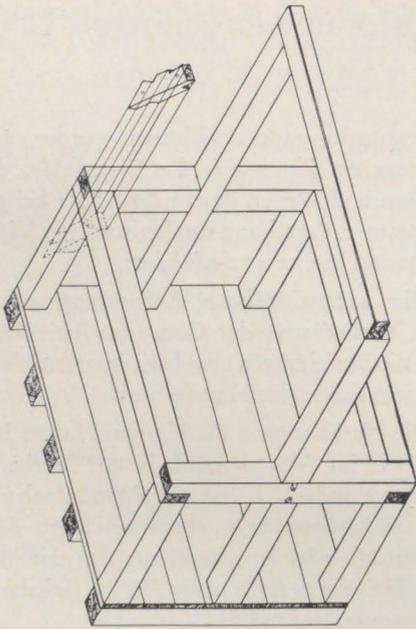


Abb. 1 Alemannisches Haus mit zwei „Gabeln“

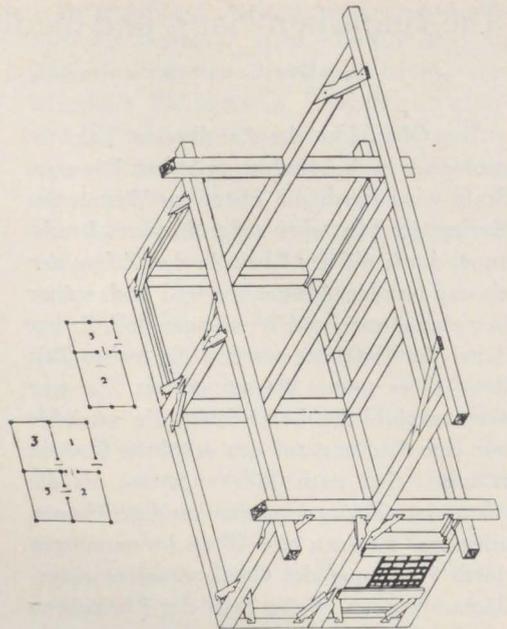


Abb. 2 Alemannisches Haus mit drei „Gabeln“

formen im Aufbau des Hauses und in der Anordnung der Räume nach.

Dieses *Firstsäulenhaus* ist im Südwesten des deutschen Sprachgebietes beheimatet: um 1300 ein einräumiges Haus, dessen Hauptelemente vier Ecksäulen und zwei Firstsäulen, „creutze“²⁾ oder „gäbell“³⁾ sind (Abb. 1). Erst im 14. und 15. Jahrhundert ist die dritte Firstsäule, eine „myttelsüle“⁴⁾ hinzugekommen. Das tragende und formbildende Hausgerüst besteht nunmehr aus drei Traggerüsten, „Bindern“, zwischen denen die „Leergespärre“ hängen (Abb. 2, 5a, 5a 1). Die Mittelsäule scheidet den ursprünglichen Einraum querfirstig in einen Wohnraum, der zugleich Schlafstätte gewesen sein wird, in dem die Hausleute bis in unser Jahrhundert hinein in einer „gehimmelten Bettlade“ geschlafen haben und in einen Herdraum (Abb. 2, Räume 1 und 2). Der Wohn-Schlafraum dürfte hierbei eine raumabschließende Decke gehabt haben, während der Küchenraum

noch im 18. Jahrhundert nach oben offen geblieben ist, wie rauchgeschwärzte Dachhölzer zur Stunde noch zeigen⁵⁾. Die Vorstellung vom alemannischen deckenlosen Haus vermitteln ferner die Scheuern der Vorhügelzone und des Riedes. Mit einer weiteren Unterteilung dieser Räume ergab sich schließlich eine Bodenaufteilung, die wir, ihre Entstehung anklingen lassend, Küchenflurgrundriß nennen (Abb. 2 mit den Räumen: 1 Hausgang, 2 Stube, 3 Küche, 5 Kammer). Die Aufteilung ist ursprünglich nach dem Schrittmaß erfolgt, denn Mensch und Raum stehen in einem bestimmten Zusammenhang und Verhältnis zueinander: in einem einfachen Maßsystem, das heute noch in Abmessungen nachwirkt. Dieser Küchenflurgrundriß ist die Regelform der Häuser in der Oberrheinebene; gelegentlich wird er noch um zwei weitere Kammern erweitert, die sich dann an die hintere Giebelwand anschließen. (Ein nachträglicher Anbau dieser beiden



Abb. 3 Alemannisches Firstsäulenhause um 1533
Aus einem Holzschnitt v. Jakob Koebel oder
Jakob Kallenberg, 1533

Kammern ist auf der Abbildung 11 sowohl am Hauskörper wie am First zu erkennen.)

Mit diesem neuerlichen Ausbau des Grundrisses, der wirtschaftlich und durch wachsende Bewohnerzahl des Hauses bedingt war, mußte auch das eigentliche Hausgerüst in seiner gestreckten Längsform weiter entwickelt werden. Dabei ergaben sich aus der ursprünglichen Hausform, die mit den in einem Zuge erstellten Dach ein einheitliches Gefüge aufwies, zwei getrennte Baueinheiten: das Haus als eigentlicher Hausraum an sich und das Dach. Beide Bauteile werden nun für sich abgezimmert und in zwei Arbeitsgängen aufeinandergesetzt. Für die von der früheren Bauform überkommenen Firstsäulen, die nun „im Wege standen“, ist künftig kein Platz mehr. Schritt für Schritt werden sie, ihrer ehemaligen bautechnischen Aufgabe enthoben, verdrängt, und am Ende dieser Entwicklung stützen sich die Dächer auf „Dachstühle“ mit stehenden (Abb. 5, b, c) und liegenden Stühlen (Abb. 5, d, e, f). Sie „sitzen“ also mit lebendig erhaltenem und einprägsamem Bild, wie auf Stühlen, auf die sie von Zimmermannskunst aufgesetzt



Abb. 4 Münchweier, Hauptstraße

worden sind. Im Verlaufe dieser Umgestaltung wurde auch das ältere Rafendach, bei dem die Dachhölzer, die „Rafen“, wie sie heute noch im südlichen Schwarzwald genannt werden, über die Längshölzer, die „Pfetten“, hängen, scheinbar zum Sparrendach umgewandelt. Beim echten Sparrendach stehen die Sparren auf den Dachbalken und spreizen sich wie die Schenkel eines Zirkels. Die statischen Verhältnisse dieser beiden Dacharten sind verschieden. Aber es entstanden keine echten Sparrendächer, denn die Dachhölzer, die man nunmehr Rafen oder Sparren nennen mag, hängen weiterhin über den Mittelpfetten, so daß ein Zwittergebilde vorliegt (Abb. 6). Eine andere, eigentümliche Folge der Umformung des Hausgerüsts zum Dachgerüst mit stehenden und liegenden Stühlen ist die Vortäuschung eines liegenden Stuhles im Schaugiebel, die wir sowohl bei den Nachfahren der Firstsäulenhäuser wie bei den Halbstockhäusern beobachten (Abb. 7, 15). Auf diese zweite Merkwürdigkeit des oberrheinischen Hauses im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert wird noch bei der Schilderung des Kniestockhauses eingegangen werden.

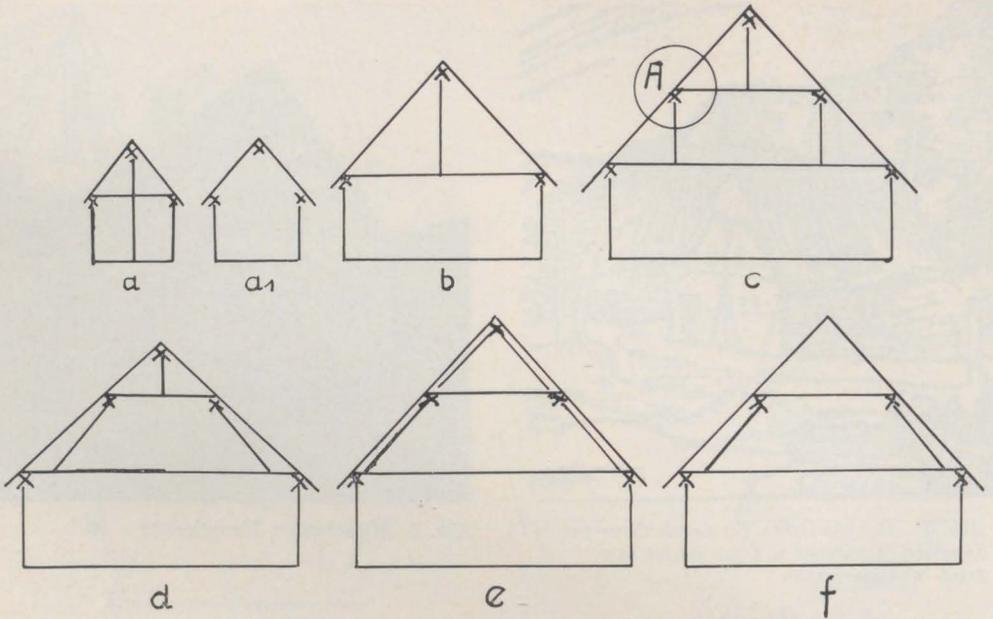


Abb. 5 Die Entwicklung der Dachgerüste

Ganz und gar jedoch konnte die Firstsäulenbauweise auch nicht vergessen werden. Dafür spielte sie im Brauchtum eine zu ehrwürdige Rolle, wie es die Häuser der bewährsam Schwarzwälder noch heute beweisen. In den alemannischen Volksrechten untersteht die Firstsäule besonderen Schutzbestimmungen. Die Erinnerung an ihre gewichtige Stelle im Gesamtgefüge des Hauses wie im Glaubensleben seiner Bewohner hat sich auch in der Vorbergzone und im Ried erhalten (Abb. 4, 5b, c, 13, 16).

Die alten Häuser in unsern Vorberggebieten sind zumeist gestelzt, d. h. sie stehen auf einem gemauerten Sockelgeschoß. Dieses Sockelgeschoß birgt den Wein- und Obstkeller. Der Weinbau in dieser Zone hat in der Vergangenheit eine große Bedeutung gehabt. Um 1700 zählte man unter 1300 Lahrer Bürgern noch 149 Reblente. Der Zugang zum tiefer gelegenen Keller liegt, wenn irgend möglich, auf der Schattenseite des Hauses, damit der Keller kühl bleibt (Abb. 8).

Freitreppen, die zum Teil aufwendig gestaltet sind, führen in das Hausinnere.

Im Ried steht das *Kniestock*-, anderthalbstöckige- oder *Halbstock-Haus*. Bei dieser Hausart liegen die Dachfüße höher als der Dachboden, so daß er eingetieft erscheint (Abb. 10). Die Dachhölzer stützen sich mit ihren unteren Enden auf die um den „halben“ Stock hochgezogenen Hauswände, so daß sie als Sparren bezeichnet werden müssen

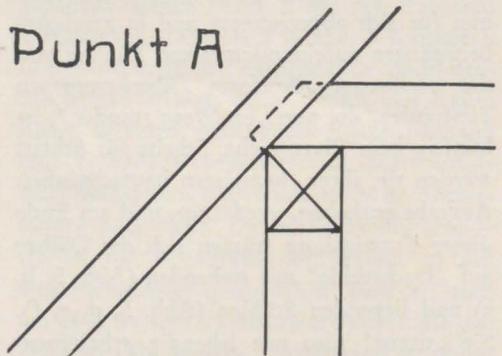


Abb. 6 Punkt A des Daches 4c



Abb. 7 Friesenheim, am Dorfbach Nr. 95 u. 97

(Abb. 12a, c). Oft hängen sie aber auch als Rafen über die Kniestockwände (Abb. 12b). In der Regel springen die Dachhölzer über die Hauseingangstraufseite weit vor, so daß die Halbstockhäuser ungleiche Dachneigungen zeigen. Die steileren Dachflächen, die der



Abb. 9 Ringsheim, Hauptstraße

Eingangsseite gegenüber liegen, haben Dachneigungen zwischen 45 und 48 Grad.

Dieser bemerkenswerte und zugleich kennzeichnende Haustyp tritt in der Rheinebene zwischen Freiburg und Karlsruhe inselartig auf und gibt der Forschung im alten Firstsäulengebiet manches Rätsel auf⁶⁾.

Seit den letzten 90 Jahren ist das Kniestockhaus auch als Kleinwohnhaus bevorzugt worden. Im Zuge der beginnenden Industrialisierung, des Maschinenwesens und der raschen Bevölkerungszunahme hat man den Dachraum besser nutzen und die wenig brauchbaren Winkel zwischen Dachboden und Dach irgendwie auswerten wollen. Diese Gesichtspunkte sind jedoch nicht zu alt. Vor allem ist es die Möglichkeit des leichten Zusammenziehens des anderthalbstockigen Wohnhauses mit der Scheuer, die einen hoch gelegenen Dachfuß für das Einfahrtstor



Abb. 8 Mahlberg, Schmiedeweg

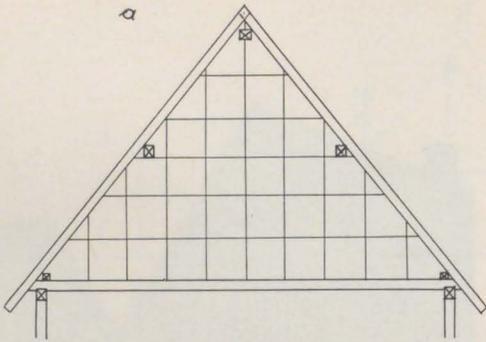
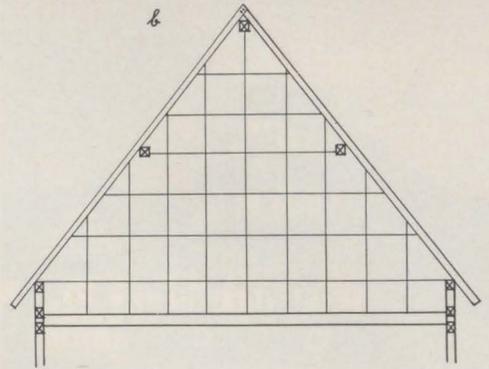


Abb. 10 a) Regelbauweise



b) Kniestockbauweise

braucht, zum Eindachhaus, das dieser Hausform auch heute noch Wertschätzung sichert.

Bauform und Aussehen des Halbstockhauses, das fremde Baukundige in unseren Raum gebracht haben werden, kennen wir freilich eindeutig nicht. Wir wissen nicht, ob dieser Haustyp eine Firstsäule besessen hat oder nicht, denn die Archäologen haben Kniestockhäuser mit und ohne Firstsäulen ergraben. Das älteste Kniestockhaus im Landkreis Lahr, das in Ringsheim steht und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, besitzt in allen drei Bindern eine Restfirstsäule (Abb. 9). Desgleichen stützt sich

das Dach des Lauben-Kniestockhauses in Allmannsweier aus dem Jahre 1696 auf Firstsäulen (Abb. 13), und ein Lauben-Kniestockhaus in Elgersweier, das 1576 erstellt wurde, hat das Dachgerüst der Abbildung 12b und damit ebenfalls Restfirstsäulen. Mit Vorbehalt kann daher angenommen werden, daß in den Kniestockhäusern die Firstsäulen, die möglicherweise ursprünglich verwendet wurden, vom Ende des 15. Jahrhunderts ab verdrängt und umgestaltet wurden, wie es die Kniestockhäuser der Abbildung 12 aufzeigen.

Die Halbstockhäuser des 18. Jahrhunderts zeigen in der Regel im Giebel einen liegenden Stuhl. Auf den Balken, der dem Balken im Giebel als nächster folgt, stehen jedoch stehende Stuhlsäulen, welche die liegenden Stühle im Giebel überflüssig machen. Diese liegenden Stuhlsäulen täuschen somit eine Tragkonstruktion mit liegenden Stühlen vor (Abb. 14, 15). Wir dürfen in dieser Anordnung wohl ein Zugeständnis an den Zeitgeschmack sehen, der liegende Stühle bevorzugt hat.

In der Raumeinteilung unterscheiden sich die Kniestockhäuser nicht von den Nachfahren der Firstsäulenhäuser, die natürlich neben den Kniestockhäusern noch immer gebaut wurden. Beide Hausarten sind in der Regel zweizonig, nur große Bauern haben dreizonige Wohnhäuser (Abb. 7, 8, 11, 13, 15). Von der Hof- und Traufseite her führt der



Abb. 11 Ottenheim, Hauptstraße

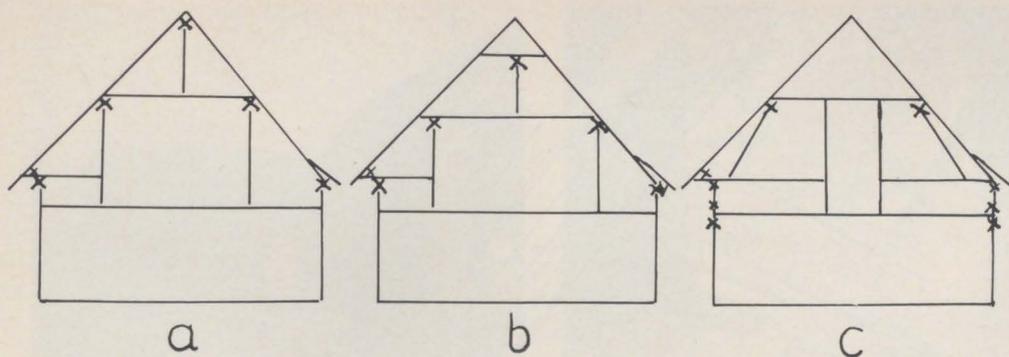


Abb. 12 Kniestöcke

Eingang in den Flurbereich mit dem Hausgang und der dahinter liegenden Küche (Abb. 2, Räume 1 und 5). Vom Hausgang aus gelangt man in den der Straße zugewandten Bereich mit der Stube und der Stubenkammer (Abb. 2, Räume 2 und 5). Die Lage der Stube ist bedingt durch die Straße und den Hof; beides will der Bauer von der Stube aus übersehen können. Die Stubenkammer ist erst in jüngster Zeit, zunächst durch einen Vorhang, dann durch eine leichte Wand, von der Stube abgetrennt worden. Auf der hinteren Giebelseite liegt bei großen Häusern der dritte Bereich mit zwei Kammern, die ebenfalls vom Hausgang aus zugänglich sind.

Firstsäulen- und Kniestockhäuser sind durchaus Fachwerkbauten, deren strukturelle Umrisse von Ständern umschrieben werden. Die Wandfelder, die durch die Ständer abgegrenzt werden, sind durch zwei waagerechte Riegel in drei Felder geteilt. Bei den wenigen Fachwerkbauten aus der Zeit vor 1500 stehen die Ständer jeweils zwei bis drei Meter auseinander. Sie sind durch kurze Streben an den unteren und an den oberen Enden in ihren Stellungen gesichert (Abb. 2). Bei den späteren Bauten stehen die Ständer enger und sind durch lange Streben abgestützt. Dabei werden die Felder unter den Fenstern und die des oberen Giebeldreieckes, also der Dachregion, sowie die Kniestockwände mit gerad-

linigen und geschweiften Andreaskreuzen, Bauernfünfern, Rauten, durchkreuzten Rauten und seltener mit Sonnenrädern ausgesetzt (Abb. 7, 11, 13). Vereinzelt tritt bei uns zu diesen schmückenden, aber doch letztlich zauberträchtigen und Unheil abwehrenden Fachwerkmustern auch die Strebenfigur des „Mannes“ in all ihren Variationen (Abb. 11, 16). Im Erdgeschoß dagegen verbleibt es in der Regel bei einem einfachen Fachwerk, das sich auf die konstruktiv notwendigen Hölzer beschränkt (Abb. 11, 15).

In diese Fachwerkmuster ist allzuviel hineingeheimnist worden. Doch steht es außer



Abb. 13 Allmannsweier

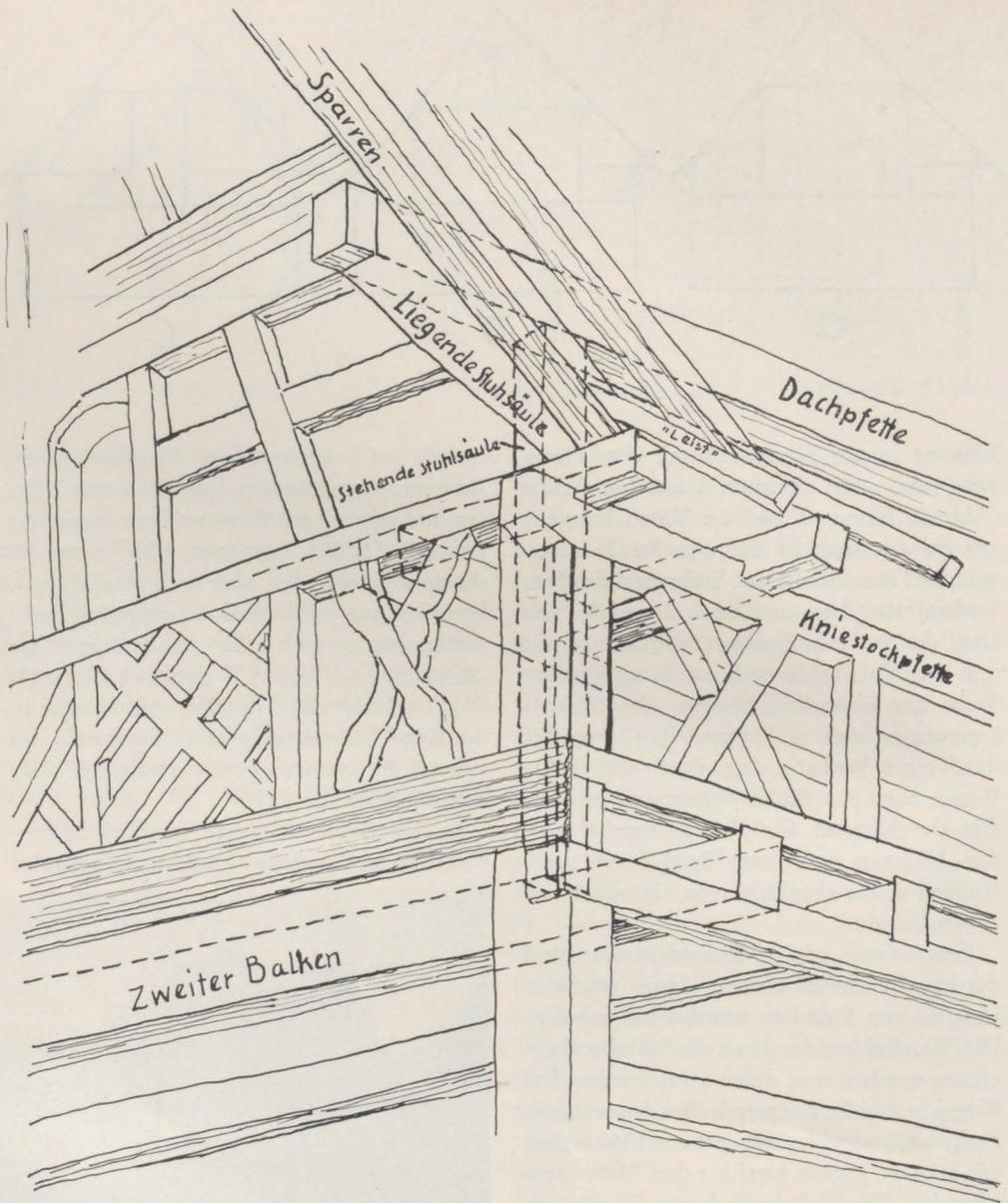


Abb. 14 Allmannsweier. Vorgetäuschter liegender Stuhl

Zweifel, daß es sich um ursprüngliche Heilszeichen handelt, die zu Schmuckformen geworden sind. Oft treten sie mit christlichen Sinnbildern zusammen auf und beweisen dadurch ihren anfänglichen Symbolgehalt. Ein

eindrucksvolles Beispiel hierfür bietet ein Haus in Kippenheim (Abb. 17). In diesen Rahmen gehören auch das Monogramm J-H-S, Jesus hominum Salvator, d. h. Jesus der Menschen Heiland, das von den Bauern



Abb. 15 Grafenhausen, Hauptstraße

jedoch: Jesus-Heiland-Seligmacher gelesen wird. Entleerte Sinnbilder mit ehemals magischem Hintergrund sind ferner das Herz, der Sechsstern, das Malkreuz und die Tulpen auf den Eckständern. Allzu gerne verweist der stolze Bauer bei dieser Gelegenheit mit Darstellungen der Pflugschar und dem Pflugsech auf seinen Stand (Abb. 18).

Die Fachwerkfelder der Häuser im Ried sind ausgestakt und mit Gemeng aus Lehm, Spreu vom Drusch des Hafers und der Gerste, „Oos“, verstrichen (Abb. 19, links). In der Vorbergzone ist die Ausriegelung vielfach mit Bruchsteinen erfolgt (Abb. 19, rechts). Um diese wetterempfindlichen Wandbildungen gegen den hierzulande häufigen Schlagregen zu schützen, tragen die Fach-



Abb. 16 Kippenheim, Poststraße

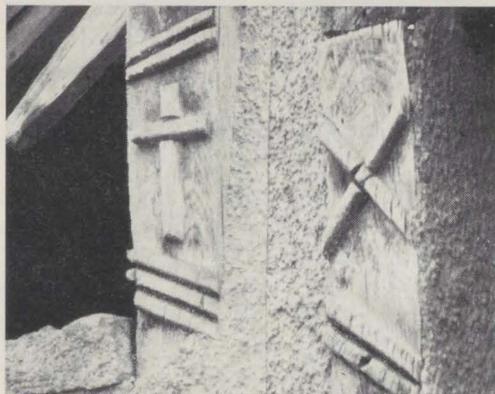


Abb. 17 Kippenheim, Poststraße

werkgiebel, soweit sie nach Westen, Süden und Südwesten gerichtet sind, Wetterdächlein, „Duwag“- oder „Welschkorndächli“ genannt. Mit ihren dunklen Flächen und tiefen Schatten auf den hellen Fachwerkwänden geben sie den Dörfern im Ried und im Hügel-land einen besonderen Reiz.

Die Deckenfelder sind mit „Leimewickel“ ausgestakt, die in ähnlicher Weise wie die Wandfüllungen hergestellt werden.

Firstsäulen- und Kniestockhaus erfahren vielfache Bereicherung durch Lauben, die das Giebelfeld zudem auflockern. Diese Lauben treten in zwei Ausformungen auf: einmal springen sie mit dem Dachgeschoß vor (Abb. 20), oder sie liegen in der Hausflucht (Abb. 21). Sie sind im 16. und 17. Jahrhun-



Abb. 18
Links u. in der Mitte: Grafenhausen, rechts: Sulz



Abb. 19 Links: Schuttern, rechts: Altdorf

dert im Elsaß aufgekommen. Die vor der Rheinkorrektion durch Tulla in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorhandenen und auch seither bis 1918 noch durch Besitz hüten und drüben, durch verwandtschaftliche Bande und regen Verkehr aufrecht erhaltenen nachbarlichen Beziehungen haben sie auf die rechte Rheinseite gebracht (Abb. 13, 20, 21). Glücklicherweise stehen im Landkreis Lahr noch zahlreiche Laubenhäuser. In den letzten Jahrzehnten freilich sind viele



Abb. 21 Kippenheim, Poststraße

Lauben zugemauert worden, weil die Schlagregen hier geschlossene Wandflächen verlangen. In ihrem Heimatland, im Elsaß, das im Regenschatten liegt, sind die Wetterverhältnisse den Lauben nicht abträglich. Die Lauben sind jedoch noch an ihren ehemaligen Öffnungen und ihren Holzgezimmerten Umrahmungen gut zu erkennen (Abb. 11). Aus dem Elsaß stammen auch die prachtvollen



Abb. 20 Mahlberg, Kromerstraße



Abb. 22 Meißenheim, Hauptstraße

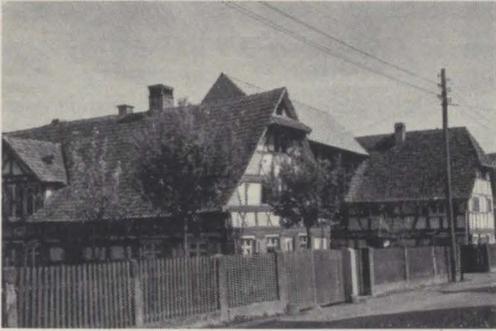


Abb. 23 Meißenheim, Hauptstraße

Schornsteinköpfe, die ebenfalls im Ried so zahlreich zu sehen sind (Abb. 22). Des weiteren gehen die abgekippften Firste, die Kleinwalme, auf den Giebelseiten der Häuser auf elsässische Anregungen zurück ⁷⁾ (Abb. 7, 11, 16, 20).

Das Ried und das Vorhügelland sind Gebiete dorfmäßiger Siedlung mit Haufendörfern und Gewannfluren. Der Kern der Dörfer ist beherrscht von Winkel- und Dreiseithöfen sowie von Wohnstallspeicherbauten. Beim Winkelgehöft stehen Wohn- und Wirtschaftsgebäude winkelrecht zueinander, wobei das Wohnhaus, allein oder gekuppelt mit dem



Abb. 25 Ottenheim



Abb. 24 Ottenheim



Abb. 26 Schuttern



Abb. 27 Seelbach Nr. 2

Stall, giebelständig zur Straße steht. Zumeist reihen sich zwei Besitztümer so aneinander, daß sie zusammen wiederum einen zur Straße hin offenen Hof, einen Dreiseithof, ergeben. Der Abschluß zur Straße erfolgt im einfachsten Falle durch einen vor dem Gärtchen gelegenen Zaun mit einem „Törli“ für die Fußgänger und einer zweiteiligen Einfahrt in den Hof. Der Zaun besteht aus Latten und Sandsteinpfeilern, deren Köpfe mitunter rokokoaemuliert gestaltet sind. Wohlhabendere Bauern haben Hofabschlüsse zur Straße durch Mauern mit hochgewölbten Einfahrten und niedrigen „Törli“ für den Personenverkehr daneben; auch diese aufwendig gestalteten



Abb. 28 Schuttertal, Sägenhof

Hofeinfahrten haben ihre Vorbilder im Elsaß. Gelegentlich findet sich auch ein Wohnhaus, das in barocker Weise traufenständig zur Straße steht (Abb. 24). Am Rande der Dörfer sind die Wohnstallspeicherhäuser der Arbeiterbauern, bei denen Wohnhaus, Stall und Scheuer unter einem First zusammengezogen sind und dann die kleinen Häuschen ohne Wirtschaftsbauten der Tagelöhner, Kleinhandwerker, Zigarrenmacher und Fischer.

Eine Erinnerung an die alte Wasserversorgung sind die Ziehbrunnen, die gelegentlich noch die Dorfbilder bereichern, aber auch in den Höfen geschützt, wohl erhalten und zahlreicher vorkommen und nun als Blumenschalen dienen (Abb. 25, 26).

Mit der wirtschaftlichen und sozialen Umschichtung — man denke nur an den Rückgang des Rebbaues, das Verschwinden vieler Handelsgewächse wie Hanf, Weid, Zichorie u. a. m. und an das Aufkommen der Fabriken in der nahen Stadt Lahr — mit zunehmender Bevölkerung sind in der Vorhügelstufe die ursprüngliche Hofform und die Wirtschaftsführung, die den Übergang zur Stallfütterung und die verbesserte Dreifelderwirtschaft mit sich brachte, weitgehend aufgelöst worden. Auf die Hofplätze sind Wohnbauten und Wohnstallspeicherbauten gestellt worden, so daß in dieser Zone eine räumliche Verdichtung der Dörfer erfolgte.

Auf der andern Seite ist mit dem anfänglich ertragreichen Anbau einer Reihe von Futter- und Handelspflanzen, wie Welschkorn, Zichorie, Krapp und der gleichzeitigen Förderung des Hanfbaues — bei der Erbauung des Bruchsaler Schlosses wurden ausdrücklich Hanfseile aus dem Hanauer Land und aus dem Ried bei Lahr verlangt⁸⁾ — und später des Tabakbaues, ist das Einkommen der Bauern im Ried von 1750 an beträchtlich gestiegen, und der neue Reichtum hat sich auch im Bauwesen ausgewirkt. Aus diesen Zeiten stammen die stattlichen zweigeschossigen Häuser und Tabakschöpfe mit

durchbrochenen Wänden, die, weithin sichtbar, zum Bild der Dörfer im Ried gehören.

Wenden wir uns zum Schluß der dritten Stufe im Landschaftsaufbau des Kreises Lahr und damit dem dritten Hausgebiet, dem des Schwarzwaldes, zu. Diesem Gebiet ist es ähnlich ergangen wie der Vorhügelzone. Es ist in den beiden letzten Jahrhunderten durchgesetzt worden mit abgewandelten Hausformen der beiden vorgelagerten Stufen, so daß selbst der unterrichtete Beschauer Mühe hat, bodenständige Häuser zu finden. Und das ist ihm wieder doppelt schwer gemacht, weil in dem Schwarzwaldanteil des Kreises Lahr, der von der Schutter durchflossen wird, noch vor 170 Jahren gleich zwei Schwarzwälder Hausformen heimisch waren. Diese sind bis auf wenige, freilich beispielhafte Reste verschwunden, und die spärlich verbliebenen Häuser sind noch dazu umgebaut.

Diese zeitlich zuletzt besiedelte Hauslandschaft beruht bis in das letzte Jahrhundert hinein in ihren Lebensgrundlagen in Viehzucht und Holzwirtschaft, damit der Einzelhöfe mit geschlossener Vererbung. Es bleibt beachtlich, daß die Viehzüchter und Waldbauern dieses kleinen Landstriches auf den Berg hinauf und hinüber in den Einfluß des Viehzuchtgebietes um die Schutterquelle und des benachbarten Kinzigtals, in denen die gleichen wirtschaftlichen Verhältnisse geherrscht haben, geraten sind. Das *Schwarzwalddhaus* der Hünersedelhochfläche und das Kinzigtäler Schwarzwalddhaus prägten daher das Gesicht der Kulturlandschaft des Schuttertales und seiner Nebentäler bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

Beide Hausformen⁹⁾ sind ebenfalls Fachwerkbauten; sie sind jedoch mit starken Bohlen ausgefacht. Die Länge der Bohlen verlangt weite Ständerstellung und diese bedingt wiederum kräftige Ständer, zwei Gegebenheiten, die das Urhige, Kraftvolle aller Schwarzwalddhäuser in sich schließen. Bei dieser Bauweise müssen die Fenster in die stärker gehaltenen Fensterumrahmungen



Abb. 29 Reichenbach, Starissenhof

eingeschoben werden. Aus diesem technischen Zwang heraus ist als bestimmendes Ergebnis des Ständer-Bohlenbaues eben das formschöne Architekturmotiv des „alemannischen Fensterbandes“ und des „alemannischen Erkers“ erwachsen, die mit dem heimeligen „Huseck“ die Landschafts- und Genremaler wie den Schilderer der Schwarzwaldlandschaft und der Schwarzwälder zu immer neuen Schöpfungen führen (Abb. 2, 29).

Alle Schwarzwalddhäuser sind Eindachhäuser, die Menschen, Tiere, Heu und Vorrat unter einem Dach bergen. Die Dächer der Schwarzwalddhäuser im Quellgebiet der Schutter sind mit Vollwalmen, das sind die schräg liegenden Dachdreiecke über den Schmalseiten, abgewalmt; die Kinzigtäler Häuser besitzen dagegen nur Halbwalme. Die Einfahrt in die Dachräume der Schuttertäler und der Kinzigtäler Schwarzwalddhäuser



Abb. 30 Seelbach, Steingraben

ser erfolgt in der Firstrichtung von der Bergseite her über die „Hocheinfahrt“ oder über eine Erdrampe hinweg. In der Art der Erntebewegung unterscheiden sich jedoch die beiden Hausformen.

Das Schwarzwaldhaus der Hünersedelhochfläche ist Nachfolgerin des „Schwarzwälder Heidenhauses“, eines sehr altertümlichen Firstsäulenhauses, dessen Zimmerung und Raumaufteilung zu dem Namen „Heidenhaus“ geführt haben. Diese Hausform hat kein Sockelgeschoß, ist zweigeschossig und dadurch raumhaltiger, zumal die liegenden Stühle, die die Schuttertäler Häuser von den Kinzigtäler Schwarzwaldhäusern übernommen haben, ein völliges Ausnützen des Dachraumes ermöglichen. Das Heu wird über der Stalldecke aufgeschichtet; die wenigen Strohbofen lagern über dem höchsten Gebälk unmittelbar unter dem First. Wohl aus diesen wirtschaftlichen Gründen haben die Schutter-

täler die Heidenhausform bevorzugt (Abb. 27, 28, 29).

Im Gegensatz wieder zu diesem Haus ist das Kinzigtäler Schwarzwaldhaus ein gänzlich anderer Haustyp. Es ist einstockig abgezimmert über einem Sockelgeschoß, das die Stallung birgt. In dem Wohngeschoß sind eine Stube, drei bis vier Kammern und eine Küche untergebracht. Die Decken der Stube und der Stubenkammer, die dem Tal zu liegen, sind gewölbt. Zwischen diese Decken und den Dachboden schiebt sich ein etwa 60 Zentimeter hohes offenes Halbgeschoß. Durch dieses Halbgeschoß entwich der Rauch der Küche ins Freie, bevor ein Schornstein erstellt wurde. In diesem offenen Halbgeschoß wurden ehemals die Nüsse zum Trocknen aufbewahrt, und so erklärt sich, rein aus der doppelten Funktion des Raumes, die Bezeichnung als „Rauch“- und „Nussbühni“, die gelegentlich auch als „Schlupfbühni“ bezeichnet wird. Diese „Bühni“ ist nichts ande-



Abb. 31 Schuttertal, Kraflishof

res als die von einer neuen wirtschaftlichen Umwelt geforderte Umbildung des alten Kniestockes, den die ersten Siedler, die im frühen Mittelalter dem Kinziglauf folgend und in die Nebentäler vordringend in die reinen Waldgebiete kamen, in ihrer alten Heimat, in der Ortenau, gekannt hatten. Auf dem Dachboden über der „Nussbühni“ stehen Wagen, Ackerwalzen, Eggen, Pflüge und manches abgestellte Gerät, das eben der bewährte Schwarzwälder immer noch einmal gut brauchen kann. Den Wohnteil mit dem Stall nennt der Bauer das „Haus“. An das „Haus“ schließt sich die „Scheuer“ an. Sie ist deckenlos und damit einräumig. In der Höhe des Gebälkes des „Hauses“ ist eine Brücke eingehängt, über die hinweg, von der Einfahrt aus, der Dachboden des „Hauses“ befahren werden kann. Das Heu wird von dieser Brücke auf den Boden der „Scheuer“ hinabgeworfen und bis unter die Dachdeckung aufgeschichtet. Dieser Haustyp ist daher bodenlastig, im Gegensatz zu den Abkömmlingen der „Heidenhäuser“, die deckenlastig sind. Das Wandgefüge zeigt sehr alte Züge: im Unterschied zu den Nachfahren der „Heidenhäuser“ besitzt es keinen Schwellenkranz.

Zum Kinzigtäler Schwarzwaldhaus gehören ferner die elsässische Giebellaube, Binder mit liegenden Stühlen und der Halbwaln. Verschiedentlich sind diese Bauteile auf die Schuttertäler Schwarzwaldhäuser übertragen worden (Abb. 27, 28, 29).

Im Schuttertal und seinen Nebentälern ist die „Rauchbühni“ zumeist zugebrettet worden (Abb. 30). In einigen Fällen verrät eine Öffnung in dieser Verbretterung die dahinter liegende „Rauchbühni“ (Abb. 31).

Derart große Häuser verlangen werkgerechte Zimmerleute mit Können und Erfahrung. Zimmerleute aus dem Hünersedelgebiet und aus dem Kinzigtal müssen den Siedlern im Schuttertal geholfen haben, ihre Häuser zu errichten. Einen solchen Wanderweg der Kinzigtäler Bauweise glauben wir im Kambachtal erkennen zu dürfen. Hier



Abb. 32 Schuttertal

reichte sich Kinzigtäler Haus an Kinzigtäler Haus; und Reste, wie „Nussbühni“, Abzimerung ohne Schwellenkranz, Halbwalme und Binder mit liegenden Stühlen, sind heute noch leicht zu erkennen.

Die Kleinform des Kinzigtäler Schwarzwaldhauses erfreut sich noch heute bei den Klein- und Arbeiterbauern großer Beliebtheit (Abb. 32).

Anmerkungen

¹⁾ Hierzu Walter Michael, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit. „Die Ortenau“. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 16/1929 und

Langenbeck, Fritz, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit. „Die Ortenau“. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 40/1960.

²⁾ Waldbrief der Gemeinde Neuershäusen im Breisgau vom 24. 12. 1461.

³⁾ Nachlaßakte aus Legelshurst vom 1. Nov. 1728.

⁴⁾ Weistum von Stollenhofen bei Rastatt.

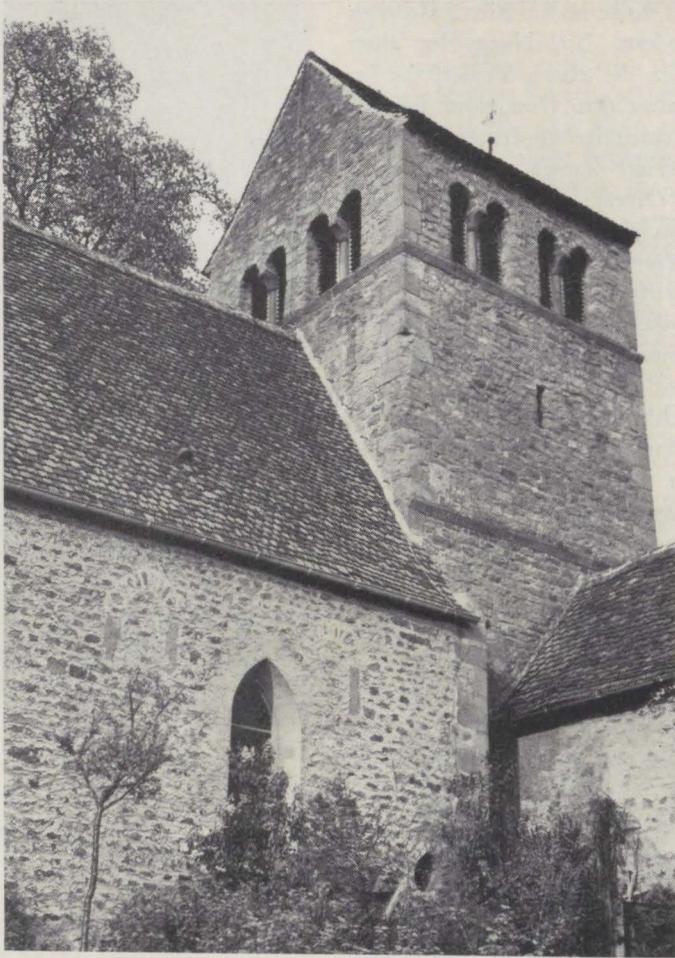
⁵⁾ Das alemannische Haus war den alemannischen Volksgesetzen zufolge deckenlos. Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Germanenrechte. Herrmannstadt 1931.

⁶⁾ Schilli Hermann, Das oberrheinische (mittelbadische) Kniestockhaus. „Badische Heimat“, 1/1957.

⁷⁾ Das Abwalmen der Giebelspitze wurde erstmals an der 1586 erbauten Großen Metzsig in Straßburg vorgenommen.

⁸⁾ Bauakten des Bruchsaler Schlosses. Generallandesarchiv Karlsruhe.

⁹⁾ Hierzu Schilli Hermann, Das Schwarzwaldhaus. 2. Auflage 1964. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.



Kirche St. Peter in Burgheim

phot. K. List

Sankt Peter in Burgheim – von der Alemannenzeit bis heute

Von Karl List, Freiburg

In einer Urkunde des Bischofs Heddo von Straßburg wird im Jahre 762 eine Kirche in Burgheim genannt. Konnte Prof. J. Sauer, als er 1910 einen umfassenderen Bericht von der Kirche gab ¹⁾, noch im Zweifel darüber sein, ob es sich nicht um ein anderes Burgheim handele, etwa Burkheim am Kaiser-

stuhl oder das elsässische Burgheim vor Barr, so dürfen wir heute aus guten Gründen die im Jahre 762 genannte Kirche auf St. Peter in Burgheim-Lahr beziehen. Denn zur Zeit des Bischofs Heddo hatte unsere Kirche schon einigen Generationen als Gotteshaus gedient. Auch die Vermutung Sauers, daß es



Abb. 2 Verstürzte römische Brunnenfassung

sich in Burgheim um eine frühe Herrenkirche aus fränkischer Zeit handeln könne, fand sich wohl bestätigt.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind viele Forscher um die Geschichte der kleinen Kirche bemüht gewesen. Hier ist außer J. Sauer vor allem F. X. Steinhart zu nennen, der im Jahre 1917 die Fundamente einer Westapsis freilegte und eine noch heute in vielem gültige Monographie der Kirche veröffentlichte²⁾.

Ein Hauptverdienst für die sehr umfassende Kenntnis, die wir inzwischen von der Kirche gewonnen haben, ist dem jüngst verstorbenen Heimatforscher W. Knausenberger zuzuschreiben. Als 1953 eine Instandsetzung der Kirche in Aussicht stand, nahm er die Gelegenheit wahr und machte sich mit seinen Söhnen, Schülern und Freunden an die Erforschung des Kircheninnern. Die Ergebnisse dieser Grabungsarbeiten standen in ihrer Bedeutung bald jedermann vor Augen. Die merowingischen Gräber, die sehr frühe Herrenkirche und die römischen Fundstücke riefen die Fachwissenschaft auf den Plan. Prof. A. Tschira, der Leiter des Instituts für Baugeschichte an der T. H. Karlsruhe, übernahm

die weitere Erforschung und Sicherung der bedeutenden Grabung³⁾. Mit geringsten Mitteln hatte W. Knausenberger die Grabung in Angriff genommen, er war sich der Schwere der Verantwortung für eine sachgerechte Arbeit wohl bewußt und lenkte in diesem Sinne seine Mitarbeiter. W. Knausenberger war ein großer „Anreger“, ohne ihn wäre vieles unterblieben, was wir heute dankbar anerkennen. Die Grabung der Jahre 1953-56 bestätigte J. Sauer Ansicht, daß die Kirche zu Burgheim „eines der interessantesten und ältesten Denkmäler in Mittelbaden“ sei.

Der Platz Burgheim ist zu römischer Zeit besiedelt gewesen, wovon die römischen Scherben und Ziegelbruchstücke ebenso zeugen, wie die durch einen günstigen Umstand zutage gekommene römische Brunnenfassung neben der Kirche (Abb. 2). Die fränkische Namensendung „heim“ deutet darauf hin, daß nach der Besitznahme des Landes durch die Franken diese hier sogleich einen Herrenhof errichteten. Der Herr mit seinem Gesinde war christlich in vermutlich noch heidnisch-alemannischer Umgebung. Eine Kirche repräsentierte somit zugleich die neue Herrschaft. Die älteste Kirche (Abb. 9) ist in ihrem Fundament nachweisbar; das sehr gedrungene rechteckige Schiff (7,60/9,00 m) mit weiter östlicher Apsis reiht sich gut ein in den Reigen entsprechend alter Kirchen, so Genf, la Madeleine um 650; Disentis, St. Peter um 700; Hersfeld, Frauenberg um 700; Kleinhöchstetten um 750 u. a. Die Fundamente ruhen auf kleinen faustgroßen Kalkbrocken, wie wir ähnliche unter der römischen Mauer in der Kirche zu Kippenheim fanden⁴⁾. Die Mauern selbst sind mit 0,50 m (Apsis) und 0,60 m (Schiff) recht schwach, aber mit kleinen Steinen gut gemauert. In der Kirche und an ihren Außenwänden wurden über zwanzig Steinkistengräber freigelegt (Abb. 4). Einige dieser Gräber können nicht nach der Erbauung der Kirche angelegt sein, weil sie in ihrer Ausrichtung keine Rücksicht auf den Kirchenraum nehmen

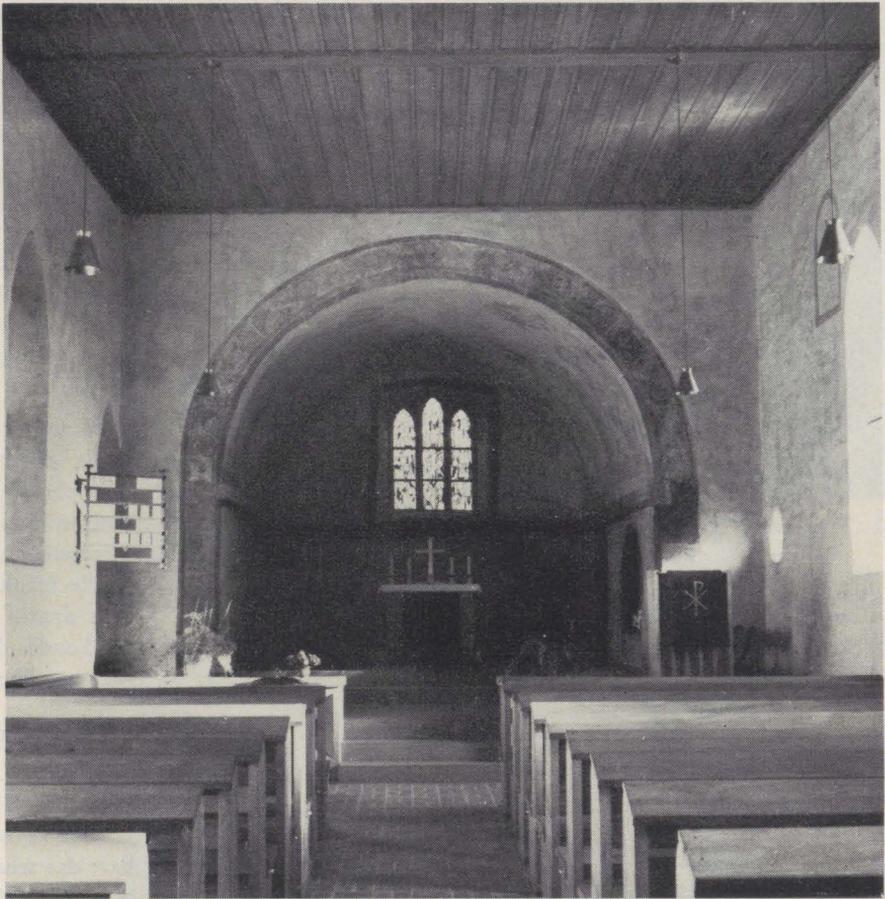


Abb. 3 Blick in den Chor

phot. K. List

(Grab 1, 2, 3 u. a.). Sie dürften älter als die Kirche sein, vermutlich alemannische Einzelgräber. Unzweifelhaft gehören aber zu dieser ältesten Kirche (Bau I) die Mehrzahl der Gräber, was wiederum ihre Lage ausweist. Von diesen sind die Gräber 4, 5, 6 und 7 bemerkenswert. So enthielt Grab 4 einen seitlichen Wangenstein, der auf seiner Innenseite tief eingehauen ein großes Kreuz zeigt⁵⁾. Die versteckte Art der Anbringung des Kreuzes und die sehr rohe Arbeit sind auffällig, denn später finden wir Kreuze ausschließlich außen sichtbar angebracht und die Fläche der Steine wenigstens geglättet. Man möchte annehmen, daß der neue Glaube eben erst Fuß gefaßt

hat im eroberten alemannischen Raum. Dafür sprechen auch die reichen Schmuckbeigaben des Grabes 7. Unter einer Kinderbestattung fand sich hier das Skelett einer Frau — zweifellos einer Dame aus edlem Geschlecht — deren Gold- und Silberschmuck von späteren Grabplünderern unter dem Kindergrab nicht vermutet worden war⁶⁾. Auch Grab 5 ließ erkennen, daß Grabräuber am Werke waren. Hier war nicht nur die Grabfassung sorgfältiger und vornehmer als bei den übrigen Steinkistengräbern, auch die Deckplatte bestand aus einem mächtigen, nach oben gewölbten und bearbeiteten Stein. In der Fußplatte war ein römisches Orna-

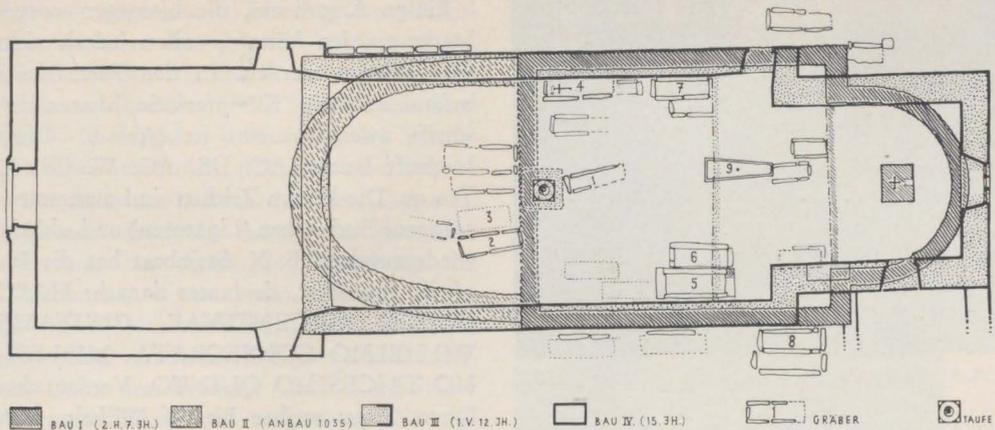


Abb. 4 St. Peter in Burgheim/Lahr, Entwicklung vom 7. bis 15. Jhd.

ment eingearbeitet; der Stein hat also zu römischer Zeit an anderer Stelle gedient und wurde an diesem Grab zum zweitenmal verwendet. Als der Verfasser vor dem soeben von Reinholt Knausenberger geöffneten Grab stand und den Wunsch äußerte, es möge doch endlich ein Schmuckstück, etwa mit Almandineinlagen, zum Vorschein kommen — wegen der leidigen Datierungsfrage —, da hatte Knausenberger es schon in der Tasche, um den Vater damit zu überraschen. Eine herrliche, 18 mm dicke Goldkugel mit sehr zierlich aufgelegter Granulation, obenauf zwischen Goldstegen eingelegte Almandine. Entsprechende Stücke aus dem 6. und 7. Jh. befinden sich im Rheinischen Landesmuseum in Bonn. Dieser Kopf einer Gewandnadel fand sich aber im Schutt des geplünderten Grabes, in dem vermutlich einst auch reiche Beigaben vorhanden waren. Im Nachbargrab 6 lag neben geringen Skeletteilen ein Schädel mit großem Schwerthieb — sicher stand dieser Tote seinem neben ihm bestatteten Herrn nahe. Da kurz nach 700 der Beigabenbrauch erlosch, darf man den ersten Kirchenbau wohl vor die Wende vom 7. zum 8. Jh. datieren, zumal um 600 die Ortenau sich längst unter fränkischer Herrschaft befand und die ersten Herrenkirchen nicht viel später gegründet worden sein können.

Der Bau I hat einige Jahrhunderte unverändert bestanden. Im Jahre 938 zerstörten die eingefallenen Ungarn das in nächster Nähe gelegene Kloster Schuttern. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie dabei Burgheim verschont haben sollten. So wäre es verständlich, daß Bischof Erchenbald von Straßburg der darniederliegenden Kirche in Burgheim den Kirchenzehnten von Dinglingen nahm. Die Grabung ergab, daß dem ersten Bau ein erneuerter und erweiterter Bau II folgte. Dieser enthielt die schon von Steinhart freigelegte Westapsis, über deren Sinn und Bedeutung Unklarheit besteht. Aus dem Jahre 1035 ist nun eine Weiheurkunde erhalten, aus welcher hervorgeht, daß Bischof Wilhelm von Straßburg die Kirche weihte⁷⁾. Er verspricht dabei, der Bitte des Erzbischofs Berthold (von Besançon) nachzukommen und den von seinem Vorgänger Erchenbald entfremdeten Zehnten an die neugeweihte Kirche zurückzugeben. Diese Bitte um Rückgabe des Zehnten hatte aber der genannte Berthold schon Bischof Werinher vorgetragen (1002—1028), der ein Verwandter Bertholds war⁸⁾. Der Erzbischof Berthold — der in Besançon vertrieben wurde — ist mit einiger Sicherheit der Sohn Becelin (Berthold) des Breisgaugrafen Birchtilo, der die Kirche in Sulzburg baute (993). Und diese Kirche ist



Abb. 5 Sarkophag, vermutlich des Stifters von 1035

neben Burgheim die einzige in unserm Ober-
rheinraum mit ebenfalls einer Westapsis —
und zwar als Grablege des Stifters⁹⁾. In
Burgheim war das Stiftergrab nicht aufzu-
finden¹⁰⁾. Dafür fand der Verfasser bei der
Grabung einen monolithischen Sarkophag,
der aber von seinem ursprünglichen Platz
entfernt, in der zerstörten romanischen Chor-
schränke — vermutlich zur Zeit des gotischen
Umbaues — deponiert worden war (Abb. 5).
Der Sarkophag war — nebst dem alten Her-
rengrab um 700 — das vornehmste Grab in
der Kirche. Der Bearbeitung nach stammt
es aus dem 10. oder 11. Jh. Das Interesse, das
der Erzbischof Berthold an der Kirche in
Burgheim nimmt, läßt auf eine Verwandt-
schaft mit den Herren in Burgheim schließen.
Damit wird wahrscheinlich, daß der im Jahre
1035 geweihte Bau der erneuerte Bau mit der
Westapsis ist (Abb. 9).



Abb. 6 Kämpferstein mit Weiheinschrift phot. K. List

Einige Argumente, die hiergegen vorge-
bracht werden können, sollen jedoch nicht
verschwiegen werden. In der Turmarkade
befand sich ein Kämpferstein, dessen In-
schrift zweifellos echt ist (Abb. 6). Diese
Inschrift lautet: AC. DS. AG. W. CS: M
Tco qo. Die letzten Zeichen sind zusammen-
gezogene Buchstaben (Ligaturen) und schlecht
wiederzugeben. F. X. Steinhart hat die In-
schrift entziffert, sie lautet danach: HAEC
DOMUS ARGENTINAE CIVITATIS
WILHELMO CONSECRATA: MILLESI-
MO TRICESIMO QUINTO. Verdeutscht:
Dieses Haus weihte Bischof Wilhelm von
Straßburg: 1035. Die Weihinschrift ist in je-
dem Falle später entstanden, als Schiff und
Chorhaus der heutigen Kirche, weil der Turm
mit seinen Arkaden als zweite Baustufe eines
völlig neuen Baues (Bau III) erkannt wurde.
Da die Turmschrift sagt: „dieses Haus“,
und die Weihe der neuen Kirche dem Stein-
metzen und seinem Kirchherrn näher liegen
mußte, als die weit zurückliegende Weihe
des Baues II, liegt es nahe, den Weihever-
merk auf das heutige Schiff, also den Bau
III, zu beziehen. Doch läßt sich damit nicht
das Vorhandensein der mit Fischgrätmuster
versehene Quadersteine vereinbaren, die in
die erste Hälfte des 12. Jh. zu datieren sind
(Abb. 8). Die Umfassung des Westportals
mit dem hochgezogenen Sockelprofil weist
auch in diese Zeit. Von dem im Jahre 1035
geweihten Bau ist danach außer dem Sarko-
phag des Stifters und den freigelegten Fun-
damenten nichts erhalten geblieben.

Der Bau III (Abb. 9), der das östliche
Schiff mit dem Chor der heutigen Kirche
umschließt, trägt alle Merkmale eines Baues
aus dem Beginn des 12. Jh. Das bereits ge-
nannte Fischgrätenmuster findet sich am
Turm, an den Quadern des Schiffes und am
Westportal, außerdem gut ausgeprägt am
Triumphbogen im Innern der Kirche. Die
Mauertechnik an den Wänden und Fenstern
paßt zeitlich dazu (Abb. 1). Später zu da-
tieren ist die Turmarkade wegen ihrer Kämp-

fer- und Säulenbasen. Die Fuge eines Chordachses an der Ostseite des Turmes bestätigt ebenso, wie der Wechsel des Mauerwerks — deutlich an der Südseite des Turmes — die spätere Vollendung des Turmes mit seiner kraftvollen Arkadenausbildung.

Der Altar der Urkirche ist schon im Bau II, verursacht durch die ca. 0,80 m hohe Abmauerung der Apsis und Erhöhung des Chorbodens, durch einen zweiten Altar (Weihe 1035) ersetzt worden. So blieb der erste Altar mit seiner Reliquiennische erhalten. Unter dem heutigen Altar ist er mit der Apsis des Baues I zu besichtigen. Die zum Bau I und Bau II gehörende Taufanlage wurde nicht gefunden, doch die des Baues III ist mit Taufstein und Piscina gesichert. In der heutigen Kirche, eingreifend in das Westfundament des Baues I (Abb. 4), fand sich der Taufsteinsockel — in der Mitte mit Abflußkanal für das geweihte Wasser —, daneben in verstürzter Lage der Taufstein. Letzterer hatte die Form einer romanischen Säulenbasis mit groben Eckbollen. In der Mitte war er schlüsselförmig vertieft und mit Abflußschacht versehen. Ähnliche Taufanlagen fand der Verfasser in Sulzburg, Höllstein, Feldbach (Elsaß) und Altenheim¹¹⁾. Durch die Auffindung des Taufsteins in Burgheim ist die Datierung dieser Taufanlage in die erste Hälfte des 12. Jh. gesichert. Als Sockel des modernen Taufsteins blieb er erhalten.

In der Mitte des 15. Jh. erhielt der Bau III des 12. Jh. den bestehenden westlich vorgeetzten Erweiterungsbau. Das alte Westportal wurde dabei übernommen mit den für die jetzt breitere Westfront allerdings nicht ausreichenden Sockelprofilsteinen. Auch der südlich dem Chor angefügte Sakristeibau entstand in dieser Zeit. Beachtlich sind die Wandmalereien, die diesen Baumaßnahmen folgten. Die Malerei des Chores ist mit der Jahreszahl 1482 ausgezeichnet. J. Sauer hat über die Wandmalerei in Burgheim ausführlich berichtet¹²⁾. Wie überall scheint auch hier die Freilegung der Malerei und ihre



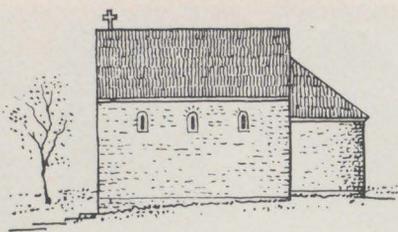
Abb. 7 St. Peter, Burgheim phot. K. List
Erstes Christenkreuz an seillicher Grabwange

Festigung ihren Verfall nicht endgültig aufzuhalten; vor Jahrzehnten war noch mehr von ihr zu sehen.

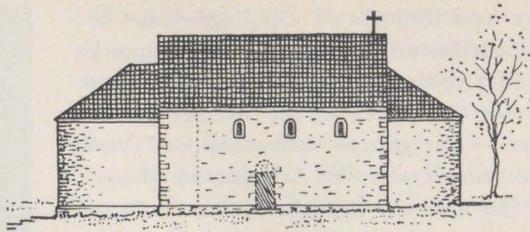
Seit dem Jahre 1492 ging es mit St. Peter zu Burgheim bergab. In diesem Jahre wurden ihre Pfarrechte dem Stift zu Lahr in-



Abb. 8 Fischgrätenmuster eines Eckquaders phot. K. List



I.



II.

Röm. Br.

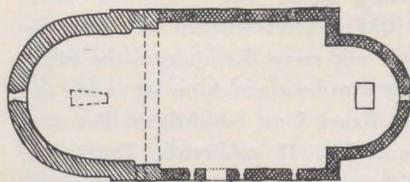
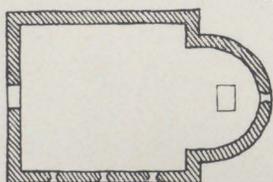
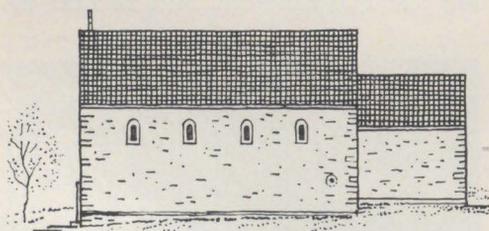


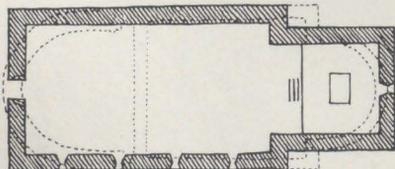
Abb. 9 Bau I, um 700, auf römischem Platz Bau II, Erweiterung mit Westchor, vermutlich 1035

korporiert. Die noch junge Stadt hatte die umliegenden Dörfer längst überholt; Pfarrkirche ihrer Bürger war für die östliche Stadt St. Peter in Burgheim, für die Bürger der Weststadt St. Martin in Dinglingen. Mit dem Taufrecht kam auch ein zweiter romanischer Taufstein von St. Peter zur Stiftskirche nach Lahr; auch er steht jetzt wieder in seiner alten Kirche unter der Emporentreppe. Das alte Gotteshaus verödete nach

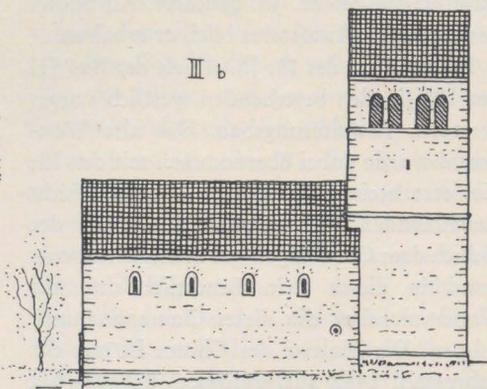
der Reformation vollends. Erst 1857 wurde der östliche Teil der Kirche wieder für den Gottesdienst eingerichtet, der westliche Teil aber als Feuerweherschuppen verwendet. Zu Beginn dieses Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen, die auf die Bedeutung der alten Kirche hinwiesen. Durch die Instandsetzung um 1958 wurde die ganze Kirche dem Gottesdienst zurückgewonnen — möge sie dem ein weiteres Jahrtausend dienen!



III a



III b



Bau III a, Neubau nach 1100, vorerst nur Chorhaus

Bau III b, nach 1150, mit vollendetem Turm

Anmerkungen zu „St. Peter in Burgheim“

¹⁾ Jos. Sauer: Die Kirche zu Burgheim bei Lahr, Ortenau 1./2. Heft 1910/11.

²⁾ F. X. Steinhart: Die Kirche zu Burgheim-Lahr und ihre Erbauungszeit. Stadt Lahr, 1927.

³⁾ A. Tschira: Ausgrabungen in der Kirche St. Peter in Lahr, Stadtteil Burgheim, in „Neue Ausgrabungen in Deutschland“, Berlin 1958.

⁴⁾ K. List: Funde in der Kirche zu Kippenheim, NB. d. Denkmalpflege in Bad.-Württ. Heft 4, 1962.

⁵⁾ Der Stein steht heute unter der Emporentreppe.

⁶⁾ A. Eckerle, Merowingische Gräber im Bereich der Kirche St. Peter in Lahr, in „Neue

Ausgrabungen in Deutschland“, Berlin 1958, S. 484.

⁷⁾ Urk. Buch St. Gallen III, 692.

⁸⁾ Reg. d. Bisch. v. Straßburg I, 268 u. 386 und K. List, Zur Frage der Stifter des Klosters Sulzburg, Schau-ins-Land 84/85, 1966/67, S. 268.

⁹⁾ K. List: St. Cyriak in Sulzburg, 993—1964, Frbg. 1964.

¹⁰⁾ A. Tschira, a. o. S. 480.

¹¹⁾ K. List: Die karolingische Kirche in Hölstein. NB. d. Denkmalpflege Heft 2, 1967.

Derselbe: Die romanische Kirche zu Feldbach, Bad. Ztg. 14./15. Januar 1967.

¹²⁾ Jos. Sauer, a. o. Die Malereien sind hier eingehend gewürdigt.

Denkmalpflege im Kreis Lahr

Von Martin Hesselbacher, Freiburg i. Br.

„Da steh ich auf dem Hügel und schau umher,
Wie alles auflebt, alles empur sich dehnt,
Und Hain und Flur und Tal und Hügel
Jauchzet im herrlichen Morgenstrahle.“

Friedrich Hölderlin.

Der wohl reinste und zugleich unglücklichste deutsche Dichter hat an den Anfang seiner Hymne an „die Unsterblichkeit der Seele“ diese Worte gesetzt. Sie kommen uns unwillkürlich in Erinnerung, wenn wir nach steilem Anstieg die Mauerkronen der Burgruine Hohengeroldseck erreicht haben und ein Ausblick sich uns plötzlich darbietet, wie er schöner kaum ein zweites Mal im Gebiet des mittleren Schwarzwaldes sein kann: Im weiten Rund die ewig grünen Waldberge mit den sich dazwischen schmiegenden, einsamen Tälern, im Westen die fruchtbare Rheinebene und jenseits des Rheines die in einen feinen Dunstschleier gehüllten Vogesen. Der großartige Landschaftsraum erhält aber seine Vollendung erst in seinen unzähligen Baudenkmalen, durch die ihm der Stempel menschlichen Geistes aufgedrückt wurde, eines Geistes, der sich hier in der Geschichte einer nahezu tausendjährigen Kultur dokumentiert. Wir dürfen es als eine dankenswerte Aufgabe betrachten, über diese Baudenkmale zu berichten, wobei wir uns allerdings mit Rücksicht auf den hier zur Verfügung stehenden Raum nur auf diejenigen Bauwerke beschränken müssen, die im Rahmen der Arbeit der Staatlichen Denkmalpflege — etwa in den letzten 15 Jahren — behandelt worden sind.

Die Kirchen des Mittelalters sollen den Anfang machen. Da die ehrwürdigste unter ihnen, St. Peter in Lahr-Burgheim, in diesem Heft an anderer Stelle beschrieben wird, beginnen wir mit der *Labrer Stiftskirche*, welche mit dem Freiburger Münster und der zerstörten Klosterkirche Allerheiligen in

Lierbachtal zu den frühesten Bauten der Gotik im deutschen Südwesten gehört. Sie wurde in der 2. Hälfte des 13. Jhs. erbaut für ein von Heilika, der Gemahlin Walters I. von Geroldseck gestiftetes Spital für Arme und Kranke, zu deren Betreuung Heilika Augustiner-Eremiten aus dem Elsaß berief. Die dreischiffige, fünfjochige Basilika, ohne Querschiff, spricht heute noch — trotz vieler baulicher Eingriffe der vergangenen Jahrhunderte — die ehrfurchtgebietende Sprache früher Gotik. Wir erleben sie am eindringlichsten beim Betrachten des fünfseitigen Chorhauptes von Osten, welches in seiner architektonischen Schönheit nur noch mit der Heiliggeist-Kirche zu Heidelberg verglichen werden kann. Die Kirche war ursprünglich — entsprechend der Ordensregel — nur mit einem Dachreiter ausgestattet. Nachdem sie im ausgehenden 15. Jh. zur Stadtkirche von Lahr erhoben wurde, bekam sie einen Westturm, der 1879 durch einen neugotischen Turm ersetzt wurde. Im Rahmen der Beseitigung von Kriegsschäden an der Westpartie der Kirche wurde durch Wegnahme stilfremder Staffelungen der historische basilikale Querschnitt des Langhauses wieder besser zur Geltung gebracht. Als Ersatz für die bei der Auslagerung 1879 durch Brand zerstörte Silbermann-Orgel wird augenblicklich eine neue, in der Disposition genau dem Silbermann'schen Klangbild nachempfundene Orgel eingebaut.

Schon dem 12. Jh. entstammt der Kernbau der Kirche in *Kippenheim*, d. h., der romanische Turmschaft (mit barockem Zwiebelhelm), dessen Untergeschoß einer früheren Kirche als Chor diente. Ende des 15. Jhs. wurde ein polygonaler Chor mit Sterngewölbe und Maßwerkfenstern angebaut. Kurz darauf erfolgte der Neubau des Kirchenschiffes in wesentlicher Erweiterung mit

reicher Ausstattung, zu welcher zwei Altarbilder in der Schongauer-Tradition gehörten. Im Zuge der Aufhebung des Simultaneums wurde die Kirche 1961/62 innen und außen instandgesetzt, bei welcher Gelegenheit die längstvermauerten romanischen Klangarkaden des Turmes wieder freigelegt worden sind. Neben Lahr-Burgheim dürfte das Kippenheimer Gotteshaus die bedeutendste unter den „Chorturmkirchen“ sein, ein Gebäudetypus, der im Kreis Lahr, d. h. in der ehem. südlichen Ortenau, besonders häufig zu finden ist. „Bei ihm ist der Turm zu einer verständlichen Akzentuierung eines Teiles der Kirche, des Altarraumes, geworden, auf den die Längsachse des Gotteshauses hinzielt und der beim Gottesdienst im Blickpunkt der Gläubigen steht“ (Wolfgang Müller). Wir dürfen hier die anderen Bauwerke dieser Art, welche in besonderer Weise von der Glaubenskraft des Mittelalters Kunde geben, kurz erwähnen, wobei die Reihenfolge sich nach den erwiesenen Daten richtet.

Im Jahre 1132 wurde vom Bischof von Konstanz den Apostelfürsten Petrus und Paulus die Kirche in *Wittelbach* geweiht. Bei ihr weist ein in das inzwischen erweiterte Kirchenschiff mit übernommenes Ornament, welches abstrahierend einen Baum zwischen Kreuz und Rad darstellt, auf die Frühzeit romanischer Kunst hin. Der mächtige Turm mit gotischem Glockengeschoß und Satteldach beherrscht in seiner Massigkeit das ganze Bauwerk. Im Verlauf der jüngst durchgeführten Maßnahmen zur Verbesserung des Verkehrs wurde der die Kirche umgebende Friedhof durch eine neue Quadermauer abgegrenzt.

Die ursprünglich dem hl. Gallus geweihte Kapelle in *Kubbach* wurde 1300 erbaut. Sie besteht aus einfachem Schiff und quadratischem Chor mit Resten einer mittelalterlichen Ausmalung: Apostel in Säulen-Scheinarchitektur. Der Turm wurde längst bis über Erdgeschoßhöhe abgetragen und durch einen Dachreiter ersetzt. Im Jahre 1962 wurden



Lahr, Stiftskirche

phot. M. Hesselbacher

Substanzerhaltungsmaßnahmen vorgenommen. Es ist beabsichtigt, das Kirchlein als Friedhofskapelle zu verwenden.

Die dem hl. *Leodegar* geweihte *Leutkirche* bei *Oberschopfheim* ist, obwohl erstmals 1343 erwähnt, wesentlich älteren Datums. Sie gilt sogar als „älteste Stätte der Gottesverehrung in der einstigen Markgenossenschaft und dem Kirchspiel Schopfheim“ (Johannes Röderer). Die kleine Chorturmkirche hat in ihrer exponierten Lage — weit draußen in der Rheinebene — die ganze Schwere der Kriegsstürme des 17. Jhs. erleben müssen. Nach Zerstörung des dazugehörigen Siechenhauses im Dreißigjährigen Krieg wurde die Kirche selbst im Pfälzischen Erbfolgekrieg schwer beschädigt. Nur der Turm wurde anschließend wieder aufgebaut und als Wallfahrtsstätte und zugleich Wohnung für einen Eremiten verwendet. Das erst 1905 nur teilweise wieder aufgebaute Kirchenschiff erhielt 1959/60 seine Gesamtwiederherstellung. Die im Zweiten Weltkrieg schwer zerstörte Chorturmkirche von *Ottenheim*, die ebenfalls dem 14. Jh. entstammt und in der Spätbarockzeit



Innenraum der Stiftskirche in Lahr

Foto-Dieterle, Lahr

erweitert wurde, ist schon 1947—1949 wiederhergestellt worden, wobei leider wegen Ersparnisgründen der vernichtete Steilhelm des Turmes — ein Charakteristikum in der weiten Landschaft der Rheinebene — durch ein gedrungenes Pyramidendach ersetzt werden mußte.

Schließlich seien noch die Chorturmkirchen von *Prinzbach* aus dem 14. Jh. und *Friesenheim* aus dem Anfang des 15. Jh. erwähnt.

Beide Kirchen haben Schiffe der Barockzeit (*Friesenheim* wurde um 1900 erweitert); doch ihre Türme bestimmen mit ihren hohen Helmen das Bild der Ortschaft. Auch diese Kirchen dürften in jüngster Zeit eine Herichtung erfahren.

Nachdem die Leidenszeit der Erbfolgekriege vorüber war, erlebte unsere Landschaft in der 2. Hälfte des 18. Jhs. einen kulturellen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg,



Kippenheim, Turm der Kirche nach der Instandsetzung 1962 phot. K. List

als dessen sichtbare Zeugen die *Barockkirchen* erkannt werden dürfen. Die bedeutendste unter ihnen, die Wallfahrtskirche St. *Landolin*, gibt den letzten Hinweis auf die vom berühmten barocken Kirchenbaumeister Peter Thumb neu erbaute Benediktinerabtei *Ettenheimmünster*, welche in der Folge der badischen Säkularisation total abgebrochen worden ist. Die Wallfahrtskirche aber blieb erhalten. Zwar schon um 1688 erbaut, erhielt sie 1765 diejenige Gestalt, wie sie bis heute geblieben ist. Architekt war der fürstenbergische Baumeister Franz Josef Salzmann. Der weite, flachgewölbte Kirchenraum wurde von Martin Morath mit Deckenmalereien geschmückt, welche Leben, Wirken und Lei-

den des hl. Landolin darstellen. Außer einer silbergetriebenen Reliquienbüste des Titelhiligen vom Jahre 1506 besitzt die Kirche mit ihrer aus der abgebrochenen Klosterkirche herübergeretteten Silbermann-Orgel, die an anderer Stelle besprochen wird, ein besonderes Kleinod. Die heute dem Domänenärar unterstehende Kirche wurde in ihrem Inneren von 1963—1965 neu hergerichtet. An höchstem Platze, das Stadtbild von *Ettenheim* beherrschend, liegt die *Stadtkirche St. Bartholomäus*. Sie wurde zwischen 1768 und 1777 von F. J. Salzmann in Zusammenarbeit mit dem Schüler Balthasar Neumanns, dem Baden-Badener Hofbaumeister Franz Ignaz Kromer, erbaut. Der



Kirche Wittelbach

phot. Fr. Roth, Lahr

hervorragenden Situation entspricht die Architektur. Über eine dreiläufige Freitreppe erreichen wir die pilastergegliederte Prachtfassade, die von einem Volutengiebel gekrönt wird. Der Turm steht seitlich. Sein oktogonales Glockengeschoß schließt mit einer aus mehrfach geschwungenen Absätzen und zwei Laternen bestehenden Welschen Haube. Das auffallend hohe Kircheninnere zeigt reiche Ausstattung mit Stuckierung und Malerei im Rokokostil, wobei auf das Hochaltarbild des Tiroler Malers Johannes Pfunner besonders hinzuweisen ist: Das Martyrium des hl. Bartholomäus. Im Chor der Kirche befindet sich das Grab des letzten Fürstbischofs von

Straßburg, des Kardinals Rohan. Substanzerhaltungsmaßnahmen sind im Vollzug. Mitten in der Altstadt steht das ehem. *Spital* mit seiner *Kapelle St. Barbara*, heute als Altersheim dienend, erbaut 1780 als Massivbau mit Fassaden-Risalit in repräsentativer Architektur. Die Kapelle mit wertvollen Barockaltären und Figuren wurde 1963 instandgesetzt.

Als dritte der großen Barockkirchen dieser Landschaft ist die ehemalige *Abteikirche* in *Schuttern* zu nennen. Zusammen mit Pfarrhaus und einigen wenigen Bürgerhäusern gibt sie Kunde von dem durch die Säkula-



Kuhbach, Kath. Kapelle, erbaut um 1300

phot. K. List

risation sonst gänzlich verschwundenen Benediktinerkloster, dessen Anfänge bis in die Merowingerzeit zurückgehen! „Das Kapitular Ludwigs des Frommen zählt das Kloster Schuttern unter die 14 bedeutendsten Reichsabteien“ (Oskar Kohler). Auch kommt diesem Kloster in der neueren Geschichte insofern Bedeutung zu, als hier der letzte Aufenthalt der Dauphine Marie Antoinette, Erzherzogin von Österreich, war, deren Lebensweg als letzte Königin von Frankreich mit dem Gang zum Schafott geendet hat. Die im Jahre 1773 erbaute Kirche fiel 1853 einem Brand zum Opfer und wurde stark verändert wieder aufgebaut. Der aus der weiten Umgebung der Rheinebene sichtbare hohe Turm blieb erhalten — mit Ausnahme der aus dem 19. Jh. stammenden Bekrönung. In der Schönheit seiner reichgliederten Sandsteinarchitektur darf er als die klassizistisch-französische Variante des europäischen Barocks gedeutet werden. Über die

Wiederherrichtung des heute dem Domänenärar unterstehenden Gotteshauses sind vorbereitende Überlegungen im Gange.

Als typische lutherische Predigtkirche ließen die Herren Wurmser von Vendenheim von dem elsässischen Baumeister Jos. Mich. Schnöller 1766 die Kirche in *Meißenheim* errichten. Ihre reiche Ausschmückung überrascht uns immer wieder, wenn wir die Kirche betreten. Der fast im Zentrum des Raumes stehende Altar und die Kanzel sind in stucco-lustro geformt, an den Wänden befinden sich drei mächtige Wappenkartuschen in Stuck und die Emporenbrüstungen sind mit Szenen aus dem Leben und Leiden Christi bemalt. Ein rd. 5 x 22 m großes Deckenbild von Joh. Pfunner zeigt die Himmelfahrt Christi. Wertvollstes Ausstattungsstück ist die Silbermann-Orgel, deren hervorragende Situation auf einer eigens für sie eingebauten Empore — hoch hinter dem Altar, also im Angesicht der ganzen Gemeinde — der ho-



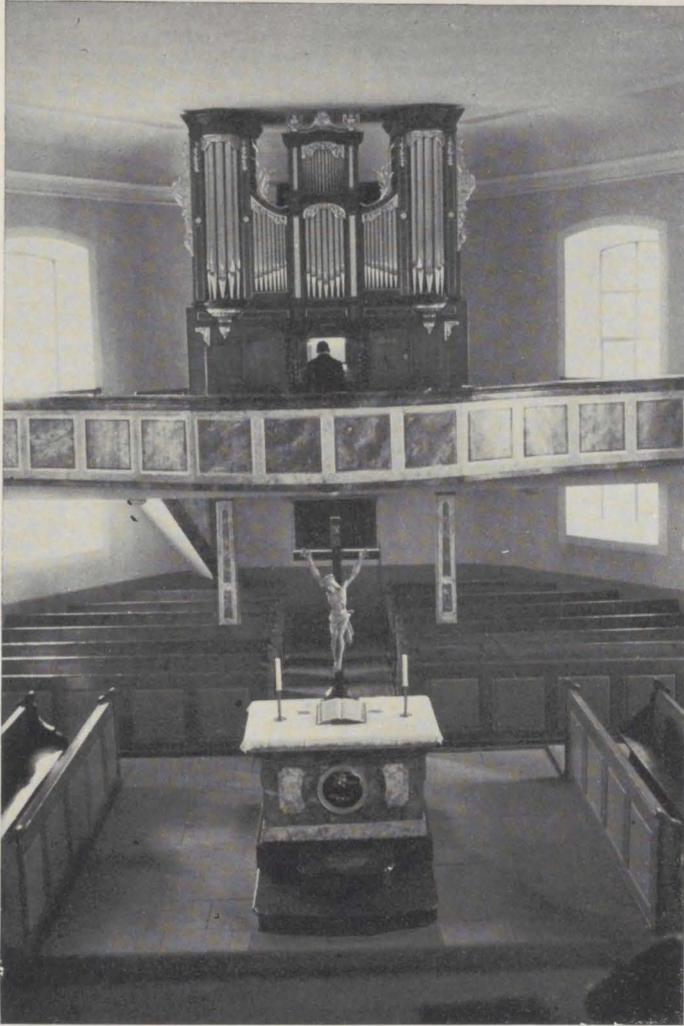
Mahlberg, Ev. Kirche, phot. Gaiser, Lahr
Decken-Medaillon d. hl. Katharina von Joh. Pfunner

hen Bedeutung entsprach, die man in jener Zeit der MUSICA SACRA im evangelischen Gottesdienst und somit der Orgel im Kirchenraum beigemessen hat. Die vielfachen Instandsetzungsmaßnahmen, auch im Rahmen der Beseitigung von Kriegsschäden, einschließlich Wiederherrichtung der Orgel, fanden ihren Abschluß mit der 200-Jahr-Feier der Kirche am 2. November 1966.

Die schon 1687 von der Baden-Badener Territorialherrschaft auf oktagonalem Grundriß erbaute *Katharinenkirche* in *Mahlberg* wurde 1804 evangelisch. Auch sie erhielt in der 2. Hälfte des 18. Jhs. eine qualitätsvolle Stuckierung und wurde von Joh. Pfunner ausgemalt mit Bildern vom Leben und Leiden der hl. Katharina. Die Kirche wurde 1957—1960 instandgesetzt, wobei man sich

zum Ziel gesetzt hat, den in klassizistischer Zeit vernüchternen Innenraum zu rebarokisieren. Deshalb erhielt der kleine Chorraum auch wieder einen originalen Barockaltar. Auf die übrigen Kirchen dürfen wir wieder in der Reihenfolge ihrer Entstehungszeit kurz hinweisen.

Die *St. Jakobskirche* in *Grafenhausen* wurde 1759 erbaut. Ihre gewölbte Decke erhielt farbigen Rokokostuck, der an den Wänden schon Motive im Übergangsstil zum Empire zeigt. Die Instandsetzung der Kirche einschließlich Herrichtung der wertvollen Orgel von den Silbermannschülern Schaxel-Kuny erfolgte 1962 bzw. 1966/67. Wegen des originellen Dachaufbaues ihres Turmes fällt die 1781—1783 erbaute Kirche von *Allmannsweier* schon beim Vorbeifahren auf



Allmannsweier, Orgel von Blasius Schaxel 1804, wiederhergestellt 1965
 phot. Ludwig, Freiburg

der nahegelegenen Autobahn auf: Zwei übereinandergesetzte Zwiebeln, ohne Laterne, nur durch ein kräftiges Gesims getrennt. Das Innere folgt — ähnlich wie in Meißenheim — der Anlage einer typischen evangelischen Predigtkirche. Auch hier sind Kanzel und Altar reich stuckiert im Übergang zum Zopfstil. Die Kirche wurde 1955 instandgesetzt; die Orgel von Blasius Schaxel erhielt 1965 wieder ihr originales Klangbild. Die

St. Nicolauskirche in Altdorf, weitem aus der Rheinebene sichtbar, entstand 1783. Dominante ist der mächtige, vor der Westfassade stehende Turm, dessen oktagonales Glockengeschloß mit einer reduzierten Welschen Haube bekrönt ist. Das einfache, saalartige Kircheninnere mit polygonalem Chor und Flachdecke ist mit einem barocken Hochaltar mit hohem Sakramenthaus, darüber Kreuzigungsgruppe zwischen Säulenarchitektur,



Burg Hohengeroldseck, Das hintere Haus

phot. Lala Aufsberg

sowie mit Nebenaltären im Übergang zum Zopfstil ausgestattet. Seine Rokoko-Kanzel hat einen reichgezierten Schalldeckel. Die Kirche erfuhr 1962/63 eine Gesamtinstandsetzung. Nahezu gleichaltrig ist die dem hl. Johannes d. Täufer geweihte Kirche in *Ringsheim*, welcher in wesentlich kleineren Abmessungen die Baugedanken von *Ettenheim* zugrunde liegen. Das Innere der 1961 wieder hergerichteten Kirche zeigt ebenfalls eine reiche Ausstuckierung an Decken und Wänden und einen über die ganze Breite des Chores ausgedehnten Hochaltar in reinem Rokoko. Die augenblicklich in Renovation

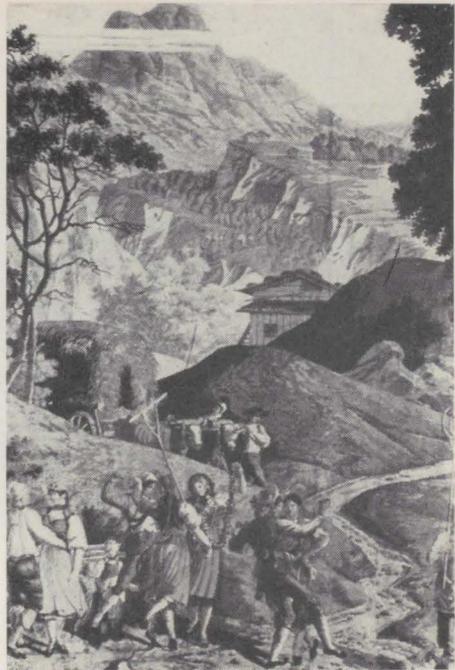
befindliche Kirche von *Hugsweier* wurde 1790 erbaut, doch bestehen die Untergeschosse ihres Turmes aus den Resten einer mittelalterlichen Chorturmkirche. Die schlichte evangelische Predigtkirche hat eine besonders reizvoll gezierte Empirekanzel mit vasenbekröntem Schalldeckel. Die 1790 in ländlichem Empirestil errichtete evangelische Kirche von *Dundenheim* mit Volutengiebel und Dachreiter erhielt 1966/67 eine Umgestaltung im Sinne der heutigen theologisch-liturgischen Erfordernisse.

Den Abschluß bilden zwei klassizistische Kirchenbauten. Die 1819 als Simultaneum

erbaute Kirche in *Ichenheim* hat mit ihrem Turm ebenfalls die Reste eines Chorturmes aus dem Mittelalter. Sie birgt mit drei Altarbildern der romantischen Malerin Marie Ellenrieder besondere Kunstwerke. Im Rahmen der Auflösung des Simultaneums und Umgestaltung allein für den katholischen Gebrauch wurde die Kirche im Inneren 1962 neu hergerichtet. Zu der 1829 erbauten Kirche zum *Hl. Kreuz* in *Münchweier* führt eine lange Freitreppe hinauf. Ihr Erbauer war der Weinbrennerschüler Johann Voss. Sie birgt das Grab des hl. Landolin. Bedeutsam sind ihre aus Ettenheimmünster stammenden Altäre, deren Retabeln mit Bildern von Johann Pfunner in reichgeschnitzter, vergoldeter Rokokoumrahmung ausgestattet sind. Auch diese Kirche wurde 1963 gründlich wieder hergerichtet.

Und nun zu den *profanen Baudenkmalen*.

Als eines der wertvollsten im Oberrheingebiet darf die *Burgruine Hohengeroldseck* bezeichnet werden, welche in der 2. Hälfte des 13. Jhs. von Walter I. von Geroldseck für sich und seine Familie als Dynastenburg nach imponierender, damals neuzeitlicher Planung, errichtet worden ist. In richtiger Erkenntnis, daß es sich hier um den geographisch günstigsten Punkt seines Herrschaftsbereiches handelte, der zugleich die beste Verteidigungsmöglichkeit bot, ließ Walter I. die immerhin 525 m hohe Bergkuppe mit „Oberburg“ und „Unterburg“ überbauen. Die erstere als der eigentliche herrschaftliche Wohnsitz bestand aus zwei mächtigen Palasgebäuden, die durch eine hohe Wehrgangmauer miteinander verbunden waren und eine Gesamtfrontlänge von rd. 50 m aufwiesen. Die „Unterburg“ umfaßte in einer Ringmauer die Ökonomiegebäude, den Tiefbrunnen usw. Die ganze umfangreiche Burganlage ist zu Lebzeiten ihres Erbauers fertig geworden. Nach ihrer Zerstörung 1689 wurde sie 150 Jahre lang als Steinbruch ausgeschlachtet. Die Ortsgruppe Lahr des



Schloß Dautenstein, Detail der 1814 hergestellten handgedruckten und kolorierten Tapeten im Eingangsraum

Schwarzwaldvereins setzte diesem Raubbau ein Ende. Die immer noch imposante Burg wurde nun gründlich instandgesetzt und zwar in engstem Zusammenwirken zwischen der Staatlichen Denkmalpflege und dem auf Initiative von Landrat Dr. Georg Wimmer im Sommer 1958 gegründeten „Verein zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck“. Die hierbei vorgenommene Sicherung des Felsensockels zur Erhaltung des daraufstehenden östlichen Palas darf als eine ingenieurtechnische Meisterleistung gewertet werden.

Als Folge der machtpolitischen Auseinandersetzungen zwischen den Geroldseckern, dem Bischof von Straßburg und den Hohenstaufen mit den Zähringischen Erben ist die *Tiefburg* in *Labr* in der ersten Hälfte des 13. Jhs. entstanden. Im Schutze dieses strategisch wichtigen Bollwerkes an der Kreuzung der



Mahlberg und sein Schloß

phot. W. Hensle, Lahr

beiden großen Heerstraßen entwickelte sich die Stadt Lahr. Diese Burg war nach einem Generalschema hohenstaufischer Wasserburgentechnik angelegt mit regelmäßigem Quadrat als Grundriß, dessen Ecken durch starke Rundtürme gesichert waren und in deren Mitte der Bergfried stand. Palas und Wirtschaftsgebäude lehnten sich von innen an die Burgmauern an. Ein von der Schutter gespeister, ringsum laufender Wassergraben machte die Burg zur uneinnehmbaren Festung. Von der großartigen, als Meisterwerk mittelalterlicher Kriegsarchitektur geltenden Anlage ist nur noch der nordöstliche Eckturm — im Volksmund „Storchenturm“ genannt — mit anschließenden Mauerresten erhalten geblieben. Der durch sein Bossenquadermauerwerk spätstaufischen Charakter verratende Turm wurde in jüngster Zeit instandgesetzt und durch Einrichtung als Museum erstmals dem Publikum zugänglich gemacht.

Nur wenig später als die Lahrer Burg ist das Schloß *Dautenstein* bei *Seelbach* errichtet worden. Es hat gegenüber jener den Vorteil, heute noch in der Gesamtanlage als Wasserburg ablesbar zu sein. Von ihren vier Eck-

türmen sind noch drei erhalten als Rundtürme mit barocken Mansarddächern; vom vierten steht noch der Sockel. Die heutigen Wohn- und Ökonomiegebäude des mehrfach Kriegs- und Brandkatastrophen zum Opfer gefallenen Schlosses entstammen dem 19. Jh. Wichtigste denkmalpflegerische Maßnahme der jüngsten Zeit war die Wiederherstellung des als singulär zu bezeichnenden Wandschmuckes im Eingangsraum des Wohnhauses: Tapeten, 1814 angefertigt, in Tempera handgedruckt und zusätzlich koloriert, welche eine Landschaft aus dem Schweizer Hochgebirge mit bäuerlichen Szenen darstellen. Sie sind das Werk des seinerzeit als Landschaftsmaler bekannten Künstlers Pierre Mongin und wurden in der heute noch bestehenden Tapetenmanufaktur Zuber in Rixheim im Elsaß hergestellt.

Eine imponierende, festungsartige Burganlage auf einem aus der Rheinebene aufragenden Berg stellt das *Schloß Mahlberg* dar. Höhepunkt der bis in das Mittelalter zurückgehenden und oft von Kriegswirren überschatteten Geschichte des Schlosses war der Aufenthalt Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen, der dort eine Schenkungsurkunde

für das Kloster Tennenbach ausgefertigt hat. Bedeutsamste, die Silhouette des Schlosses im weiten Landschaftsraum bestimmende Bauwerke sind die um 1400 erbaute Landschreiberei und die den Berg krönende, 1630 als markgräfllich baden-badisches Schloß erbaute Landvogtei, die nach Kriegszerstörungen 1677 wieder aufgebaut worden ist. Im Jahre 1958 wurde die Landschreiberei instandgesetzt. Weitere Maßnahmen stehen kurz vor der Ausführung.

Im benachbarten *Altdorf* bietet sich als vornehmer Herrensitz das 1793 erbaute *Schloß* der Freiherren von Türckheim dar. Wertvollster Raum ist der im (rechtwinklig an das Hauptgebäude anschließenden) Südflügel befindliche Bibliotheksaal mit reicher Stuckgesimsarchitektur. Eingehende Substanzerhaltungsmaßnahmen wurden 1960/62 durchgeführt. Als Musterbeispiel schöpferischer Denkmalpflege möchten wir die 1960/61 erfolgte Wiederherstellung des über



Ettenheim, Rathaus 1757 nach Wiederherstellung
phot. Stober, Freiburg



Kippenheim, Stockbrunnen (früherer Zustand)
phot. R. Stubanus, Kippenheim

ein Jahrhundert völlig verwahten und teilweise stark einsturzgefährdeten *Schlosses* in *Schmieheim* betrachten. Der im Stil der späten Renaissance 1609 erbaute mächtige, zweigeschossige Baukörper auf hohem Kellerunterbau, mit steilem Satteldach, flankiert von zwei über Eck gestellten spitzbehelmten Türmen und mit dem Hauptzugang durch einen in der Mittelachse angeordneten sechseckigen Treppenturm, wurde ganz zur Nutzung für Gemeindefürsorge wieder hergerichtet (Rathaus, Kindertagesstätte, Gemeindegartenanlage). Über ein halbes Jahrtausend lang war das *Schloß* in *Rust*, genannt die „Balthasarburg“ im Besitz der aus elsässischem Uradel hervorgegangenen Freiherren Böcklin von Böcklinsau. Im Jahre 1575 aus Resten einer im Bauernkrieg zerstörten Wasserburg, als stattliches dreigeschossiges Bauwerk errichtet, bildet das *Schloß* „als Wohnform betrachtet, die für das 16. Jh. typische Zwischenstufe zwischen mittelalterlichem



Kippenheim, Rokokohaus erb. 2. Hälfte 18. Jahrh. phot. M. Hesselbacher

Palas und barockem Herrenhaus“ (J. Schlippe). Besonders bedeutsam ist der mit reichem Portal und Wappenrelief geschmückte Wen-

deltreppenturm an der Eingangsseite. Der weite, von Elz und Elzkanal durchflossene Park mit herrlichem, altem Baumbestand gibt dem Schloß einen besonderen Reiz.



Kappel a. Rh., Gasthaus „Zur Linde“ nach der Wiederherstellung phot. M. Hesselbacher

Bürgerstolz, Wohlhabenheit und Gemeinschaftssinn fanden schon immer ihren sichtbaren Ausdruck in den *Rathäusern*, von denen es auch im Kreis Lahr einige schöne und beachtenswerte Beispiele aus vergangenen Jahrhunderten gibt. Da ist zunächst das *alte Rathhaus* der *Stadt Lahr* selbst zu nennen, welches 1608 noch in gotischen Formenelementen als zweigeschossiges Gebäude mit steilem Satteldach, Volutengiebel und Dachreiter geschaffen worden ist. Im Erdgeschoß war die Fruchthalle, deren Spitzbogenarkaden 1889 zugemauert, 1924 wieder geöffnet wurden. Der Ratssaal nahm früher den größten Teil des Obergeschosses ein und war erkennbar an der repräsentativen Gestaltung der Giebelfassade mit dreiteiligen Fenstern mit Spitzkern. Als eine hervorragende denkmalpflegerische Leistung ist der auf Betreiben von Oberbürgermeister Dr. Philipp Brucker 1963 erfolgte Wiederaufbau der 1889 entfernten Freitreppe zum Ratssaal zu bezeichnen, dem anschließend die Außeninstandsetzung des ganzen Bauwerkes



Grafenhausen, Ehemalige Gemeindestube, heute Gasthaus zum Ochsen phot. M. Hesselbacher

gefolgt ist. Nur zwei Jahre jünger ist das *Rathaus* in *Kippenheim*, eine echte Schöpfung der deutschen Renaissance. Auch dieses Bauwerk besteht aus zwei Stockwerken und steilem Satteldach, welches aber beidseitig von Staffelgiebeln eingefaßt und von einem Zwiebeltürmchen bekrönt ist. Sein besonderer Reiz liegt in den beiden schweren Eckerkern in Natursandstein, welche von reich profilierten Konsolen getragen werden und ebenfalls mit Zwiebelhauben überdeckt sind. In seiner architektonischen Sprache darf das Rathaus in *Kippenheim* als ein jüngerer Bruder des frühesten Universitätsbaues in Freiburg, des heutigen Neuen Rathauses, betrachtet werden. Die Zeitdifferenz beträgt etwa 50 Jahre. Vor kurzem erhielt das Gebäude neue Fenster in alter Form. In der Mitte des 18. Jhs. entstand als Erweiterung aus einem Kernbau des 16. Jhs. das *Rathaus* in *Ettenheim*. Das mit dem First gegen den Steilhang gerichtete Gebäude zeigt talseitig eine imponierende Giebelfassade: Drei Achsen, drei Stockwerke auf hohem Sockel, darüber zweigeschossiger Volutengiebel mit Obelisk, Glockentürmchen und Nische für den Ortspatron Etto. Die umfangreichen Instandsetzungen der vergangenen Jahre

hatten die Herauspräparierung der ehemaligen, die gesamte Grundfläche des Erdgeschosses einnehmenden Kornhalle als neuen Stadtratssaal zum Ziele. Im Zuge der Außenherrichtung erhielt das Rathaus einen neuen Dachreiter mit Zwiebelhaube, sowie ein kunstschmiedeeisernes Geländer. Als ein sehr gutes Beispiel, wie ein dem ausgehenden Mittelalter entstammendes Bauwerk, welches um die letzte Jahrhundertwende in falsch verstandenem Historizismus umgestaltet worden ist, äußerlich durch Reduktion auf seinen Urzustand wieder berichtet werden kann, ist das *Rathaus* in *Friesenheim* zu bezeichnen, dessen Herrichtung 1966/67 erfolgt ist. Auch das *Rathaus* mit *Schulhaus* in *Seelbach* erhielt in diesem Sinne 1962—1965 eine vereinfachende Herrichtung und Berichtigung. Es ist in seiner Gesamtanlage auch heute noch als das aus dem Mittelalter hervorgegangene, 1803 aufgehobene Franziskanerkloster ablesbar. Das zu Anfang des 19. Jhs. erbaute *Rathaus* in *Dundenheim*, ein zweistöckiges Haus mit einfachem, aber organisch richtigem Fachwerk-Obergeschoß und Walmdach, — wurde 1967 neu hergerichtet.



Rust, Der Schloßbau erbaut 1598, wiederhergerichtet 1961 phot. M. Hesselbacher

Aus der großen Gruppe der *Bürgerhäuser*, die in den letzten Jahren von der Staatl. Denkmalpflege betreut worden sind, möchten wir drei charakteristische, jedoch in sich völlig verschieden geartete Beispiele nennen. Als das überhaupt vornehmste Bürgerhaus darf das sog. *Stoesser'sche Anwesen* in *Lahr* bezeichnet werden. Im Jahre 1790 in spätem Zopfstil erbaut, hat es palaisartige Ausmaße, dies insbesondere an der Straßenfront: Drei Vollgeschosse, darüber Mansardgeschoß, acht Achsen. Die beiden mittleren Achsen sind, entsprechend dem ehemaligen breiten Einfahrtstor, zu einem Mittelrisalit zusammengefaßt. Das Erdgeschoß ist in Rustika-Architektur gestaltet mit Arkadenfenstern, welche 1967 zu Ladenzwecken als Durchgangsarkaden ganz geöffnet worden sind. Die Obergeschosse sind reich gegliedert mit Ecklisenen, Gurtgesimsen, Fensterumrahmungen mit Konsolen und Schlußsteinen. Vor das Mittelrisalit kragt im 1. Obergeschoß ein Balkon auf schweren Louis-XVI-Konsolen, und das ausladende Dachgesims ist von vier schweren, massiven Vasen bekrönt. Eine durchgreifende Inneninstandsetzung wurde 1963/64 vorgenommen. Ihr folgt der-

zeit eine Außenherrichtung im Sinne der Herauspräparierung der ehem. vornehm zurückhaltenden farblichen Fassung. Direkt gegenüber dem Rathaus steht in *Kippenheim* ein *Rokokohaus*, welches durch die fein abgewogenen Proportionen seiner Fassade im Straßenbild besonders auffällig in Erscheinung tritt. Dabei ist es bemerkenswert, daß die Straßenseite des Hauses, die mit ihren fünf Achsen und zwei Geschossen ganz auf Symetrie ausgerichtet ist, ausschließlich in Natursandstein aufgebaut ist. Die feine Reliefierung der einzelnen Sandsteinelemente tritt — namentlich beim morgendlichen Sonnenschein — stark plastisch hervor. Das wegen seiner Einmaligkeit und Schönheit besonders liebenswerte Gebäude, das in der 2. Hälfte des 18. Jhs. entstanden ist, erhielt 1966 mit neuer Eingangstür und Fensterläden in Rocailleschnitzerei nach historischem Vorbild seinen originalen Habitus. Als point de vue auf nahezu 500 m ist in der Kirchstraße in *Kappel a/Rhein* das *Gasthaus „Zur Linde“* zu sehen. Wir reißen dieses Bauwerk in die Gruppe der Bürgerhäuser ein, weil es als ehem. Gemeinde- und Zunftstube der Fischerzunft im Sinne eines Reprä-

sentationsbaues geschaffen worden ist. Die finanziellen Verhältnisse gestatteten den Erbauern nur einen Fachwerkbau. Das Fachwerk wurde aber von Anfang an völlig überputzt, um dem Gebäude den Habitus eines Massivbaues zu geben. Als Erweiterung einer aus dem Mittelalter stammenden burgartigen Anlage wurde das Haus 1783 erbaut und erhielt zwei Geschosse, sieben Achsen an der Straßenseite, Mansarddach mit kleinem Frontspitz und Dachreiter. Eine Generalüberholung wurde 1958 durchgeführt.

Damit sind wir zugleich bei den *Fachwerkhäusern* angelangt. Sie werden zusammen mit den *Schwarzwaldhäusern* in diesem Heft an anderer Stelle eingehend behandelt. Wir dürfen uns daher auf den Hinweis beschränken, daß im Kreis Lahr in dem eingangs erwähnten Berichtszeitraum insgesamt 40 Gebäude dieser Art instandgesetzt worden sind. Unter ihnen befinden sich historisch wertvolle Objekte, wie das alte *Zehntgebäude* in *Kippenheim* (erb. 1581), der urkundlich zu den ältesten Gasthöfen Deutschlands gehörende *Löwen* in *Schönberg*, die ehem. Gemeindestube, das heutige Gasthaus „*Zum Ochsen*“ in *Grafenhausen* (Mitte 18. Jh.), das sog. *Balzareschloßchen* in *Rust* (erb. 1598) und endlich auch das ganz in Fachwerk gebaute, aber verputzte idyllische *Gartenhäuschen* des *Kardinals Rohan* in *Ettenheim* (erb. Mitte 18. Jh.).

Als eine wichtige Maßnahme auf dem Gebiet des *Ortsbildschutzes* ist die Eintragung des Altstadtbezirks von *Ettenheim* in das Amtliche Denkmalbuch zu bezeichnen, die durch Entschließung des Stadtrates vom 20. Januar 1963 vorgenommen werden konnte. Nach der Totalzerstörung der Stadt im Pfälzischen Erbfolgekrieg wurde sie, den mittelalterlichen Straßenzügen folgend, barock wieder aufgebaut. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist das Altstadtbild in

dieser Form bis heute erhalten geblieben. Es stellt somit eine architektonische Einheit, wie auch ein städtebauliches Kunstwerk dar. Durch die mit der Eintragung verbundene gesetzliche Verankerung des Ortsbildschutzes ist die Erhaltung der wertvollen historischen Stadtanlage auch für die Zukunft gewährleistet. So konnten in *Ettenheim* u. a. auch das *untere* und das *obere* Tor wieder hergerichtet und zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse mit seitlichen Fußgängerpassagen ausgestattet werden. Beide Tore wurden 1783 im Stil wie Stadtkirche, Spital und Rathaus erbaut mit Volutengiebel und Stadtwappen in Rocaille-Kartuschen. Sie hatten also keine Wehrfunktion mehr, sondern nurmehr repräsentative Eigenschaften. Da sie aber an gleicher Stelle wie die Stadttore des Mittelalters stehen, bilden sie städtebaulich wertvolle Abschlüsse des historischen Stadtkerns. An den Verteidigungswillen der Bürger von *Lahr* erinnert ein 1965 im Rahmen der Altstadtsanierung freigelegtes und wieder herauspräpariertes Stück der *Stadtmauer*, welches ihren Anschluß an die äußere Ringmauer der Tiefburg aus dem 13. Jh. zeigt. Auch wurde zur gleichen Zeit der *Petersturm* in *Lahr* instandgesetzt, der ebenfalls zur *Stadtbefestigung* des 13. Jhs. gehörte.

Schließlich darf der neue Ostabschluß der Anlagen um die Lahrer Stiftskirche nicht unerwähnt bleiben: Es ist das *Einfriedigungsgitter* des abgebrochenen Klosters *Ettenheimmünster* in feiner barocker Schmiedearbeit mit Blechkartuschen in Gestalt von Blütenkörben. Aus der Zerstreung zusammengetragen, wurde es 1963 hinter dem Chor der Stiftskirche auf neuem Bruchsteinsockel wieder aufgestellt. Dieses Gitter ist zu jener Gruppe von Baudenkmalen zu rechnen, denen die Staatl. Denkmalpflege ihre besondere Aufmerksamkeit widmet, denn sie tragen sehr wesentlich zur



Ettenheim, Das Untere Tor nach der Instandsetzung 1957 (Nordansicht) phot. Hesselbacher

Gestaltung von Bild und Charakteristik unserer Landschaft, wie auch unserer Städte und Dörfer bei. Es sind die Wegekreuze, die kleinen Kapellen, die Bildstöcke, die Hofmauern und Einfahrtstore, die kleinen Brücken und Brunnen und vieles andere mehr. In diesem Sinne wurde 1958 das von 1763 stammende *Kruzifix* an der Altdorfer Straße in *Ettenheim* im Zuge der Verbesserung der Auffahrt zum Krankenhaus wegen Verwitterung und Baufälligkeit durch eine originalgetreue Kopie ersetzt. Auch das bei der Friedenslinde in *Sulz* stehende *Kruzifix* wurde zusammen mit der jenseits der Straße liegenden kleinen *Sandstein-Bogenbrücke* 1961 wieder hergerichtet. Als der *Stockbrunnen* in *Kippenheim* wegen Verbreiterung der Durchfahrtsstraße (B 3) 1959 versetzt werden mußte, erhielt er ein neues Becken. Dieser Brunnen, errichtet 1721, ist in seiner Bekrönung mit Madonna und Jesuskind und den darunter befindlichen Kartuschen mit Bibeltexten, die auf das „Wasser des Lebens“ Bezug nehmen, ein echtes Zeugnis konfessionellen Zusammengehens der simultanen Bevölkerung. Eine

wohlthuende neue Umgebung erhielt der wieder instandgesetzte *Stadtbrunnen* von *Seelbach*, indem die Platzanlage vor dem Rathaus, in deren Mitte der Brunnen steht, mit massiven Einfriedigungen, Differenztreppen, Bänken usw. zu einem Kurzentrum ausgestaltet wurde.

Den Abschluß unseres Berichtes soll ein *technisches Baudenkmal* bilden: Die heute noch in Betrieb befindliche *Hammerschmiede* im *Litschental*. Zwar sind Gebäude, Wasserräder, Schmiede- und Schleifeinrichtung nur noch teilweise originale Bestandteile der Anlage. Der Betrieb als solcher geht aber bis auf die Zeit der Herren von Geroldseck, d. h. bis ins 13. Jh. zurück, als an der gleichen Stelle deren Schwertfegerei in Betrieb war, woran noch der Name des danebenstehenden Gasthauses „Zum Schwert“ erinnert. Eine 1964 durchgeführte Generalüberholung des stark baufälligen Gebäudes sicherte die Aufrechterhaltung des Schmiedebetriebs.

Die hier geschilderten umfangreichen Leistungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege wären nicht möglich gewesen ohne die tatkräftige Mitwirkung der obengenannten



Ettenheim, Das Untere Tor nach der Instandsetzung 1957 (Südansicht) phot. Hesselbacher

Persönlichkeiten und des „Vereins zur Erhaltung der Hohengeroldseck“. Darüber hinaus dürfen aber der Kreisrat und Kreistag, die Gemeinden mit ihren Bürgermeistern, die Kirchenbehörden, Geistlichen, Stiftungs- und Kirchengemeinderäte und schließlich die vie-

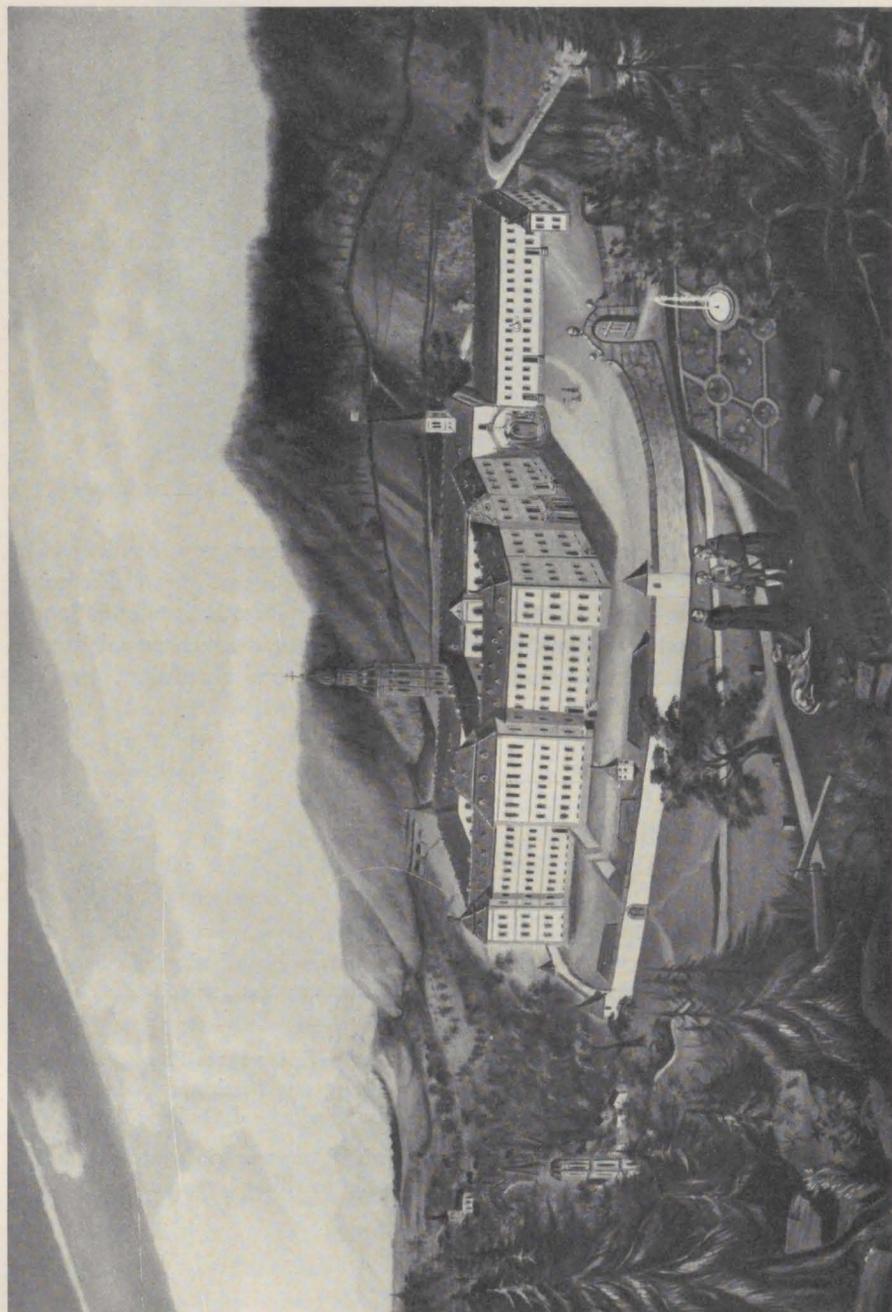
len privaten Besitzer von Baudenkmalen nicht unerwähnt bleiben. Ihnen allen sei an dieser Stelle für ihre Mühen und Sorgen, das auf sie und uns überkommene, kulturelle Erbe zu erhalten und zu pflegen, herzlichst gedankt.

Hinweis und Dank

Zu dem Aufsatz „Denkmalpflege im Kreis Lahr“ von Martin Hesselbacher, Freiburg/Br., hat das Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg uns freundlicherweise die gesamten Klischees zur Verfügung gestellt. Wir sagen dafür herzlichen Dank.

Ferner sind wir unserem langjährigen Mitglied, dem Kalender-Verlag Hans Schult zu besonderem Dank verpflichtet. In großzügiger Weise hat der Verlag zur Bereicherung des Lahrer Sonderheftes die beiden Farbdrucke gespendet. Im Namen aller Mitglieder dafür herzlichen Dank.

Auch die Kreis- und Stadtverwaltung Lahr haben uns durch Überlassung einer großen Anzahl Klischees großzügig unterstützt. Auch dafür sei an dieser Stelle herzlichst gedankt.



Kloster Ettenheimmünster, erbaut 1718—1732 von Peter Thumb

Das benediktinische Kulturzentrum von Ettenheimmünster

Von Willi Hensle, Lehr

In der Erfüllung der Bestimmungen des Friedens von Lunéville im Jahre 1801 wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß des Regensburger Reichstages auch das Benediktinerkloster Ettenheimmünster betroffen, das im hinteren Unditztal gelegen, sich in seiner mehr als tausendjährigen Geschichte zu beachtlicher Kulturhöhe und großem Ansehen entwickelt hatte.

Mit Ausnahme der dem Hause Zähringen besonders verbundenen Klosteranlagen in St. Peter im Schwarzwald und in Lichtental bei Baden-Baden, die beide dem zähringischen Geschlecht als Grablege dienten, bestand der Markgraf Karl Friedrich von Baden auf einer allgemeinen und konsequenten Säkularisation des ihm zugefallenen Klosterbesitzes. Sie hatte für Ettenheimmünster der markgräfliche Kommissar Holler durchzuführen. Die wirtschaftliche Lage und der Zustand des Klosters schienen diesem so gut, der Gesamteindruck so nachhaltig, daß er beim Abschied nach Erledigung seiner Amtsgeschäfte zum letzten Abt Arbogast Heißler, dem 51. Abt in einer ununterbrochenen Reihe seit 763, die wenig trostreichen Worte äußerte: „Wenn der Herr Markgraf die hiesige Gegend und das Kloster mit Augen gesehen hätte, würde er dasselbe niemals aufgehoben haben“.

Es hatte dies Kloster, 763 zu Ehren des Märtyrers St. Landolin gegründet und zur Pflege und Aufrechterhaltung seiner dortigen Wallfahrt errichtet, im Laufe der Jahrhunderte viel Not, Drangsal und Leiden durch Kriege und Feuersbrünste erfahren müssen. Aber immer wurden die Gebäude durch den Fleiß und Eifer der Mönche und die Arbeit der Klosterleute noch schöner als vorher wieder aufgebaut. Einen letzten Umbzw. Neubau erfuhr der Konvent 1718 bis 1732 durch den Vorarlberger Baumeister

Peter Thumb, der den Bau zu einer barocken Perle der Ortenau umgestaltete. Leider ist dieser hervorragende Bau, größer und aufwendiger als die ebenfalls von Peter Thumb errichteten Klostergebäude von St. Peter, aus Unverstand und reiner profitlicher Rechenerei der badischen Domänenverwaltung zwischen 1803 und 1866 restlos vom Erdboden verschwunden; denn nachdem die Konventsgebäude lange als Mietwohnungen, als Fabrikräume und teilweise als Lazarett gedient hatten, dabei mehr und mehr verlotterten und verkamen, wurden sie schließlich als Steinbruch meistbietend und billigst



„Musikbaron“ von Boecklin (Heimatmuseum Lehr)



Ettenheimmünster
Detail der silbernen Landolinusbüste (1506)
phot. W. Hensle, Lahr

veräußert. Und in alle Winde zerstreut sind heute die kostbaren Werte, aber auch die Baumaterialien dieser einmal bedeutenden Kulturstätte der Ortenau.

Alle Wissenschaftszweige waren einst in Ettenheimmünster von den Mönchen des heiligen Benedikt geübt und gelehrt worden. Neben der Gotteswissenschaft, Bibelkunde und Philosophie waren es gleichfalls die Disziplinen der Mathematik, Botanik und Philologie. Nicht zuletzt pflegte man in Ettenheimmünster die edle Kunst der Musik, über deren Hochstand und Blüte wir aus der Feder des nicht allzuweit entfernt beheimateten Reichsfreiherrn Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau ein zeitgenössisches Urteil besitzen. Dieser Gewährsmann aus Rust, selbst ein leidenschaftlicher Freund der Musik, sowie aktiver Musiker und Komponist, weshalb der Volksmund ihn einfach den „Musikbaron“ nannte, war nicht nur ein persönlicher Freund von Christoph Willibald Gluck und dem jungen Wolfgang Amadeus Mozart, sondern kannte als Kammerherr in württembergischen Diensten genauestens die gesamtschwäbischen musikalischen Verhältnisse. In seinen „Beyträgen zur Geschichte der Musik“, erschienen 1790, gibt er uns Aufschluß über die Wertungen des

Musiklebens in den schwäbischen und ober-rheinisch-elsässischen Klöstern. Und dieser vielgereiste, in Staatsgeschäften äußerst erfahrene Diplomat schrieb über Ettenheimmünster und seine Musik: „Hier ist die Musik in die erste Klasse der Klostermusiken zu setzen. Mit Rührung und Vergnügen hörte ich hier öfters und jedesmal die der Tonkunst zur Ehre Gottes, zur Erbauung und Erquickung geweihte Stücke so harmonisch, so sanft melodisch, so schön concertierend, und in reinem angenehmen Ausdruck spielen und absingen, auf welche Weise mir deshalb weder Herz noch Ohren irgendwo in einem andern schwäbischen Gotteshaus jemals befriedigt worden sind.“

Einen beachtlichen Aufschwung des musikalischen Lebens hatte das Kloster erfahren unter dem kunstfreudigen und musikliebenden Abt Augustin Dornblüth († 1774), der in seiner Klosterkirche durch den Straßburger Orgelbauer Johann Andreas Silbermann eine Konzertorgel erstellen ließ und für das konzertierende Spiel zeitgenössischer weltlicher Musik besonders bei Fürstenbesuchen und sonstigen festlich-feierlichen Anlässen eine Orangerie, einen Konzertraum, zu bauen veranlaßte.

Weithin kannten namhafte Musiker jener Zeit den Musikgeist und die Musikpflege in Ettenheimmünster. Erst recht wurde das Untitzkloster bekannt, als es selbst einen vortrefflichen Geiger und als Meister der Harmonielehre einen beachtlichen Komponisten mit P. Ildephons Haas († 1791) hervorbrachte, der mit dem „weltbekannten“ Musiktheoretiker Abbé Georg Vogler in brieflicher Verbindung stand und zu Mitgliedern der Musikersippe der Stamitz Verbindung aufgenommen hatte. So weilte 1755 Johann Stamitz, der Leiter der kurpfälzischen Kammer- und Hofmusik zu Mannheim und selbst ein vorzüglicher Geiger, auf der Heimfahrt von seiner großen Pariser Konzert-tournée einige Zeit in Ettenheimmünster; und sicherlich hat er dort P. Ildephons Haas

Unterricht im Violinspiel und in Kompositionslehre erteilt. Ebenso weilten zu Unterrichtszwecken im Unditzkloster Wenzel Stamitz, der Musiker und Kirchenkomponist Franz Christoph Naubauer und sein erfolgreicher Schüler Georg Westermayer, der nicht nur Komponist, sondern ebenfalls ein vorzüglicher Geigenvirtuose gewesen war. Es ist daher keineswegs verwunderlich, wenn wir bei Baron von Böcklin lesen: „Sobald ein Tonmeister durchs Land reiset oder sich darinn aufhält, so eilet fast ein jeder vor allen Dingen solcher Abtey zu, um zu hören, oder um sich hören zu lassen, weil man ihm sagt, und das mit Wahrheit versichert, daß er da vorzüglichst im Lande gut accompagnirt werde.“

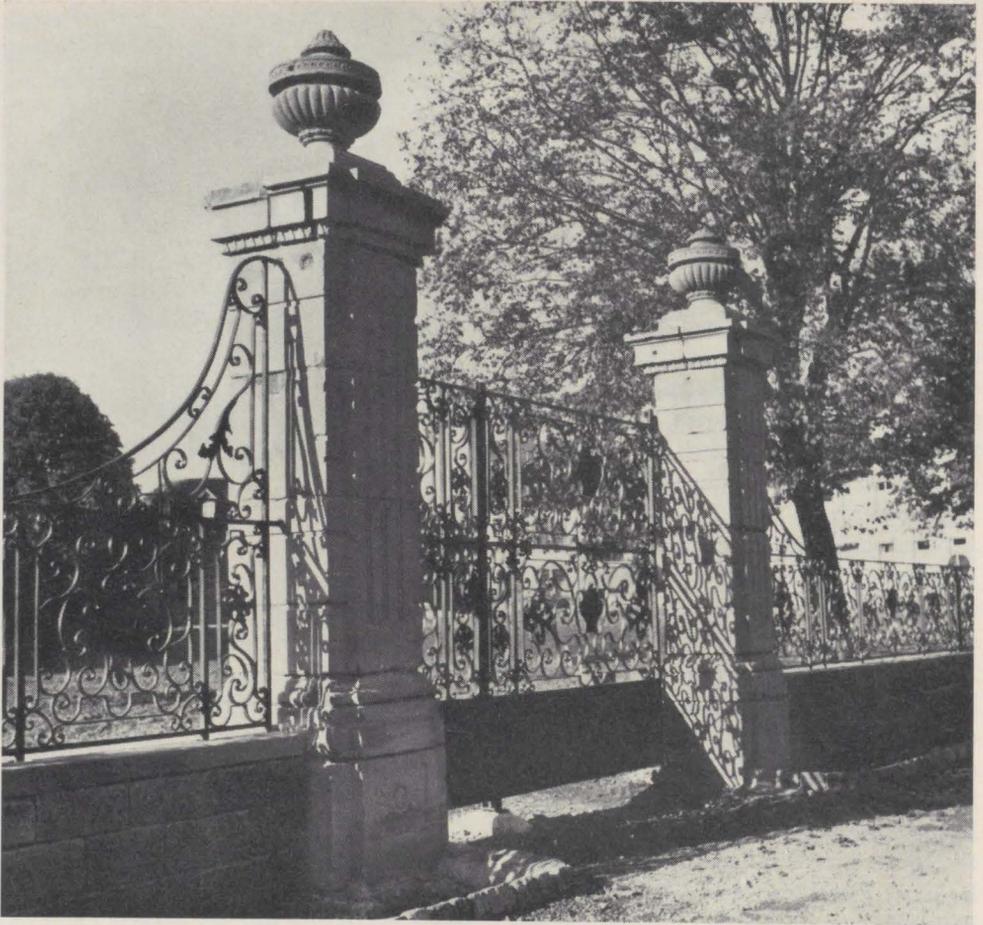
Nicht ohne Einfluß auf das Musikleben in Ettenheimmünster blieb zweifelsohne auch das nahe Straßburg. Hier erfuhr vor allem die Kirchenmusik durch die prachtliebenden Kardinalfürstbischöfe von Rohan, denen kirchenrechtlich das Kloster in St. Landolin unterstand, besondere Förderung; und bedeutende Kapellmeister wie Franz Xaver Richter († 1789), neben Joh. Stamitz ein Hauptvertreter der Mannheimer Schule, der aus Niederösterreich stammende Haydnsschüler Ignaz Pleyel und Meister Johann Philipp Schönfeld, ein Schüler von Philipp Emanuel Bach, wirkten am dortigen Münster.

Dies hohe, weithin bekannte musikalische Leben und auch das übrige geistige Streben



St. Landolin, silberne Büste in Ettenheimmünster

hörte in Ettenheimmünster mit der Aufhebung des klösterlichen Kulturzentrums schlagartig auf; und die Gemeinde hatte hernach größte Mühe, einen Orgelspieler zu finden, der auf dem geretteten vorzüglichen Instrument des Meisters Silbermann „die Orgel schlagen“ und noch psalmodieren konnte. Bald nach 1803 war dies Werk stückweise in die zur Pfarrkirche erhobene Wallfahrtskirche des heiligen Landolin umgesetzt worden, wo es noch heute, vor wenigen Jahren gewissenhaft überholt, ein seltenes Juwel unserer rechten Oberrheinlande darstellt und klingende Erinnerungen an vergangene Zeiten wachruft.



Eingangstor zum Park bei der Stiftskirche in Lahr

Foto-Dieterle, Lahr

Der „Park bei der Stiftskirche“

Von Erwin Mayer, Lahr

Auf historischem Boden wurde im Frühjahr 1963 der „Park bei der Stiftskirche“ angelegt und am 27. Juni des gleichen Jahres an die Bevölkerung übergeben.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ließ Walter I. von Geroldseck außerhalb der Befestigungsmauer, im Osten des damaligen Stadtgebietes, ein Spital für arme Bürger seiner Stadt Lahr errichten. Augustinermönche, die er aus dem Elsaß kommen

ließ, betreuten das Spital. Die Augustiner gründeten hier ein Kloster, und aus dieser Zeit ist uns die Stiftskirche erhalten.

Im Schatten dieses frühgotischen Bauwerks, auf dem Areal des ehemaligen Augustinerklosters entstand nun eine etwa 5000 qm große Grünanlage, die vor allem älteren Menschen gewidmet wurde. Die in der Nähe bestehenden Altersheime Spital (eine Stiftung, die auf die Spitalgründung vor 700

Jahren zurückgeht) und neuerdings auch „Sancta Maria“ beherbergen viele Menschen, denen ein Gang zum Stadtpark oder zum Friedrich-Maurer-Park zu beschwerlich ist. Sie haben jetzt die Möglichkeit, in den nur wenige hundert Meter entfernten „Park bei der Stiftskirche“ zu gehen, sich zu erholen oder mit Gleichgesinnten ein Plauderstündchen zu verbringen. Auch von der Innenstadt sind es nur wenige Minuten bis zu diesem Park.

Mit Rücksicht auf die Benutzer dieser Anlage wurden bei der Gestaltung dieses kleinen Parks jegliche Bodenerhebungen und Treppen vermieden, so daß diese Grünanlage auch mit dem Rollstuhl besucht werden kann. Breite Wege führen vorbei an Blumenrabatten und Rosenpflanzungen. Über die weiten Rasenflächen geht der Blick zu einer Brunnenanlage, deren Fontänen mit ihrem tanzenden Spiel Bewegung in diese ruhige, grüne Insel bringen.

Der Park ist an drei Seiten mit einer Hainbuchenhecke eingefriedet. Nach Südosten ist er abgeschlossen mit einem prächtigen schmiedeeisernen Barocktor und seitlichem Gitterwerk. Dieses handgeschmiedete Tor mit den dazugehörigen Zaunteilen stammt von einer früheren Einfriedigung des Klosters Ettenheimmünster. Wie es nach Lahr kam, ist nicht genau bekannt. Es ist anzunehmen, daß es bei der Niederlegung des Ostflügels des Klo-

sters im Jahre 1865 seinen Standort gewechselt hat. Bis zum Jahre 1955 stand das Tor als Einfahrt zu einem Grundstück an der Ecke Burghheimer-Friedrichstraße. Dort mußte es dann dem Neubau einer Tankstelle weichen und wurde auf den städtischen Lagerplatz genommen. Hier schien es in Vergessenheit zu geraten und zu verrotten. Oberbürgermeister Dr. Brucker nahm sich des Tores wieder an und veranlaßte seine Wiederaufstellung. Nach verschiedenen Vorschlägen einigte man sich auf den jetzigen Standort als Eingang zum „Park bei der Stiftskirche“. Die dazugehörigen seitlichen Gitterteile waren als Gartenzaun an der Schillerstraße verwendet. Dank dem großzügigen Entgegenkommen der Familie Schauenburg konnten diese Teile ebenfalls bei der Stiftskirche wieder aufgestellt werden.

So hat der Park mit diesem handwerklichen Schmuckstück einen Eingang bekommen, wie man sich ihn nicht schöner hätte wünschen können.

Die Schaffung des „Park bei der Stiftskirche“ als Grünanlage für betagte Menschen, die auf der Suche nach Stille und Beschaulichkeit gerne und zahlreich hierherkommen, ist ein Beispiel dafür, daß sich Gemeinderat und Stadtverwaltung trotz der vielfältigen und unaufschiebbaren Aufgaben ihrer Verpflichtung gegenüber den älteren Mitbürgern durchaus bewußt sind.

Der Friedrich-Maurer-Park

Von Erwin Mayer, Lahr

Neben dem Stadtpark besitzt Lahr noch eine weitere größere Parkanlage. Es ist der „Friedrich-Maurer-Park“ an der Tramplerstraße. So wie der Stadtpark ursprünglich durch die Initiative eines Privatmannes geschaffen wurde, ist auch der Friedrich-Maurer-Park bis vor wenigen Jahren ein Privatbesitz gewesen.

In den Jahren 1806 und 1807 kaufte der bekannte Lahrer Cichorien-Fabrikant Christian Trampler etwa 7 Morgen Land am Spierlinsrain, um dort ein Fabrikgebäude zu errichten. Später entschloß er sich, hier einen größeren Landsitz mit einem Park anzulegen. Im Jahre 1819 wurde mit dem Bau des Wohnhauses begonnen. Zwei Jahre später konnte der im Weinbrenner-Stil errichtete ländliche Sommersitz von dem Fabrikherrn und seiner Familie bezogen werden. Ein etwa 2 ha großer Park, der sich vom rechten Ufer des Sulzbaches über einen Hügel hinzieht, wurde angelegt. Mit großem Interesse und unermüdlichem Fleiß arbeitete Christian Trampler bis zu seinem Tode im Jahre 1849 an dieser schönen Parkanlage. Etwa 20 Jahre nach dem Ableben von Chr. Trampler ging der Besitz an den Zigarrenfabrikanten A. F. Bader über. Auch der neue Besitzer ließ mit viel Liebe und Sorgfalt den Park pflegen und ausgestalten. Die Tochter Frieda von A. F. Bader verheiratete sich mit dem Lahrer Roßhaarfabrikanten Ernst Maurer, und so kam der „Spierlinsrain“ in den Besitz des Patriziergeschlechts Maurer. Der letzte Besitzer, Friedrich Maurer, Fabrikant in Wuppertal-Elberfeld, starb am 24. März 1958.

Schon vor dessen Tode trat die Stadtverwaltung Lahr mit der Familie Maurer in Verhandlungen über den Erwerb des Anwesens an der Tramplerstraße. Am 25. Feb-

ruar 1959 verkaufte Frau Paula Maurer den gesamten Besitz an die Stadt Lahr.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war der Park in einem sehr gepflegten Zustand erhalten worden. Der Gärtner Walz, der heute im Altersheim Spital seinen Lebensabend verbringt, betreute die Anlage. In den Wirren des Zusammenbruchs von 1945 wurde vieles im Park vernichtet und auch wertvolles Gut im Hauptgebäude demoliert. Notdürftig konnte in den Nachkriegsjahren ein Teil der Schäden wieder behoben werden, doch schien unter den mächtigen Bäumen des Parks das „freudige Genießen und das frohe Gartenleben“, von dem Chr. Trampler einst begeistert schwärmte, für immer verstummt zu sein. Efeu rankte sich um die halbvermoderten Stämme, und die einstigen Gartenwege waren überwuchert von wildem Pflanzenwuchs.

Nach der Übernahme durch die Stadt Lahr wurde der Park unter größter Schonung des wertvollen Baumbestandes neu gestaltet. Zunächst mußte man alles, was die künftigen Besucher gefährdete, beseitigen. Treppen und Mauern wurden niedergedrückt und an anderer Stelle wieder neu errichtet. Wo früher schmale Gartenpfade waren, wurden breite Wege angelegt. Neue Eingänge wurden geschaffen. Es galt, den Park von den Bedürfnissen eines Familienbesitzes auf die Erfordernisse einer öffentlichen Grünanlage umzustellen. Mit der Anfuhr von etwa 4000 Kubikmeter Boden wurden besonders im Südtel umfangreiche Erdauffüllungen vorgenommen. Dort, wo das Gelände durch Böschungen und Mauern stark terrassiert war, entstanden große Rasenflächen und Blumenrabatten. Von einer Aussichtsplatte auf der Anhöhe hat man einen herrlichen Blick ins Sulzbachtal und über die Weststadt

zum Schutterlindenberg. Ein Sandspielplatz für Kleinkinder, ein Brunnen und zahlreiche Sitzbänke für die Parkbesucher gehören zur weiteren Ausstattung. Entlang des Sulzbaches baute man im Jahre 1962 eine Miniatur-Golf-Anlage, die sich harmonisch in das gesamte Parkgelände einfügt.

Der Baumbestand des Friedrich-Maurer-Parks ist sehr artenreich, ja, für einen Dendrologen eine wahre Fundgrube. Der beherrschende Baum in diesem Park war bis vor kurzem ein ca. 40 m hoher Mammutbaum (*Sequoia gigantea*). Mit einem Stammumfang (in Manneshöhe über dem Boden gemessen) von 6 m ist er schon ein Riese unter seinen anderen Baumgenossen. Leider hat er bei dem schweren Unwetter am 23. 3. 67 seinen Wipfel in einer Länge von 11 m verloren und damit seine markante pyramidale Form eingebüßt.

Als weitere Gehölzarten seien genannt: Zürgelbaum, Tulpenbaum, Sumpfyzypresse, Gleditschia, Sommerlinden, Winterlinden, Scheinzypressen, weiß- und rotblühende Kastanien, Hängebuchen, Ulmen, Bergahorn, Spitzahorn, Weymouthskiefer, Platanen, Akazien, Erlen, Tannen, Eiben, Thujen, Trompetenbaum, Rotbuchen, Eichen, Eschen usw.

Im Kaufvertrag verpflichtete sich die Stadt, die Anlage im Gedenken an den früheren Besitzer, den Fabrikanten Friedrich Maurer in Wuppertal-Elberfeld, „Friedrich-Maurer-Park“ zu nennen.

Durch das Entgegenkommen der Familie Maurer hat die Bürgerschaft von Lahr eine Grünanlage erhalten, in welcher jährlich viele Tausende von Menschen Erholung und Entspannung finden.

Die Barockstadt Ettenheim

Von Philipp Harden-Rauch, Ettenheim

Im Süden der historischen Landschaft ‚Ortenau‘ liegt die Stadt Ettenheim, eingebettet in die Rebenhänge an den Lößhügeln der Vorbergzone. Von ihnen geht der Blick weit ins Land, ostwärts öffnet sich das Münstertal mit den Wäldern und Bergen des mittleren Schwarzwalds, im Hintergrund als höchster der Hünersedel (Hünensessel). Die Straße führt über den Streitberg hinüber ins Schutter- und Kinzigtal. Nach Westen weitet sich der Blick ins Elsaß und auf die Kette der Vogesen. Draußen in der Oberreinebene ziehen nord- und südwärts die Bundesstraße 3, die Bundesbahn und die Autobahn Hamburg-Basel, an die Ettenheim eigenen Anschluß hat. Über den Rhein führt die Schiffsbrücke beim nahen Kappel.

Das Christentum brachte der irische Mönch aus königlichem Geschlecht, St. Landolin, in die Landschaft um Ettenheim. Hier im Münstertal erlitt er um das Jahr 640 den Märtyrertod. Am Ort dieses Geschehens, bei Ettenheimmünster im Tal, entsprangen damals fünf Quellen. Sie sind gefaßt in der Brunnenkapelle der schönen Barockkirche „St. Landolin“, die auch das silberne Kopfreliquiar des Heiligen birgt und als weitere Kostbarkeit eine Silbermannorgel besitzt. Der Leib St. Landolins ruht hinter dem Alter der Kirche von Münchweier am Eingang des Tales. Im Mittelpunkt dieses Dorfes steht die Kirche im Weinbrennerstil, umgeben von einer Gruppe schöner, alter Fachwerkhäuser. Nahebei am Nordhang, im „Brudergarten“, entstand um 725 eine Mönchszelle als Vorläufer des späteren Benediktinerklosters Ettenheimmünster. Boden und Wald dazu schenkte Herzog Ruthard mit Wisegard, seiner Gemahlin, die „in großer Ehre geglänzt hat“.

Wechselvoll war das Schicksal der Stadt Ettenheim in ihrer über 1200jährigen Ge-

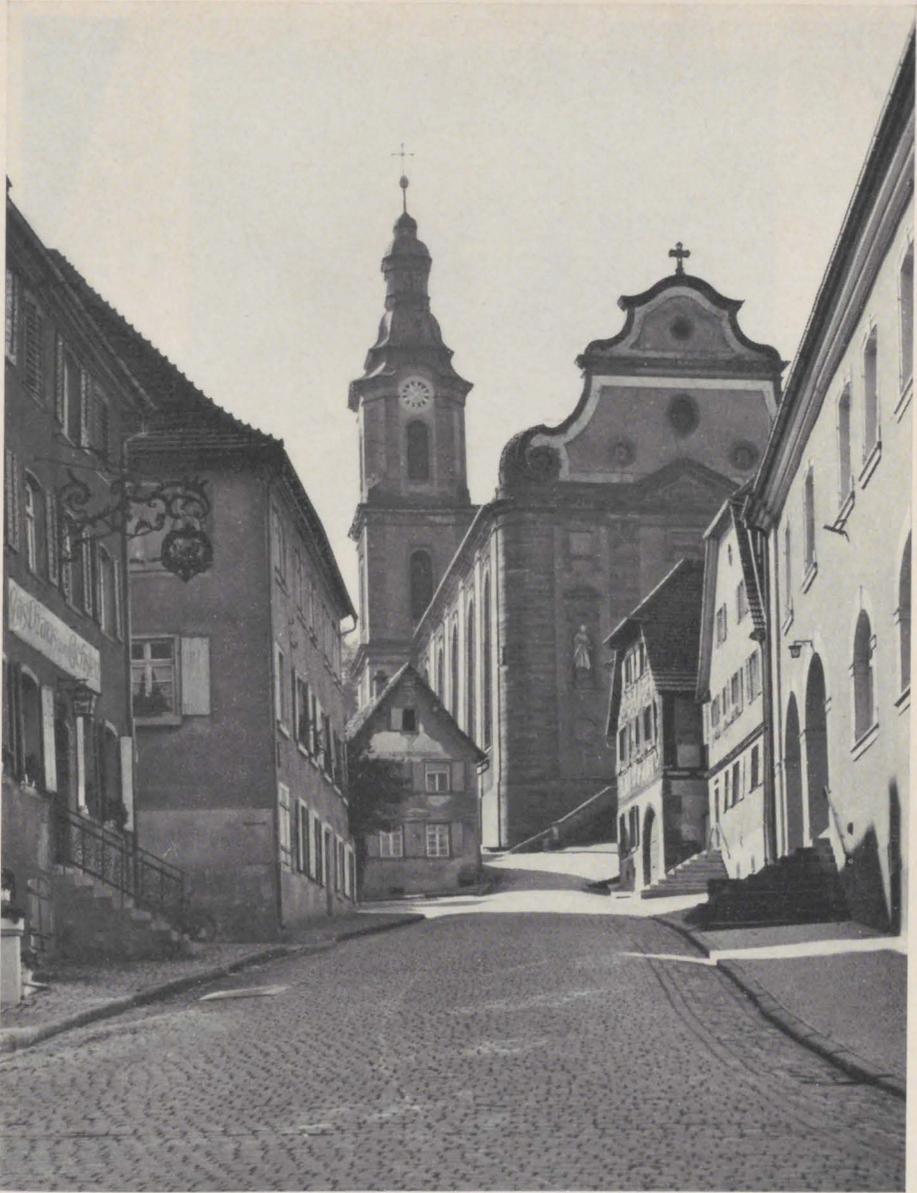
schichte. Ihr Gründer ist „nach allgemeiner Meinung“ (Gervasius Bulffer, 1714—1792) Herzog Ettiko II. aus elsässisch-alemannischem Geschlecht, der im Jahr 712 starb. Den Namen gab er ihr nach seinem Sohn, dem Bischof Etto von Straßburg, vordem Abt des Klosters Reichenau. Dieser Bischof Etto hat im Jahr 763 die Benediktinerabtei Ettenheimmünster gegründet und reich beschenkt. — Urkundlich erstmals erscheint die Stadt Ettenheim im „Verbrüderungsbuch“ aus den Jahren 810—900, das im Kloster St. Gallen aufbewahrt ist. Die Mark Ettenheim als Teil des Stammesherzogtums Alemannien, ist in einer Urkunde vom Jahr 926, „aufgenommen auf der Malstätte in Kinzigdorf (Offenburg)“, genannt. Im Jahr 1100 kam die Stadt unter die Botmäßigkeit des Bistums Straßburg und bald darauf in seinen weltlichen Besitz, zu dem dann noch auf rechtsrheinischer Seite die Herrschaft Oberkirch geriet. Die Fürstbischöfe wurden Landesherren und blieben es bis zur Säkularisation im Jahr 1803.

Es war das Schicksal von Stadt und Gemarkung Ettenheim, daß sie von allen Kriegen und Fehden überzogen wurden, die im Lauf der Jahrhunderte den Fürstbischöfen von Straßburg galten. Die stete Folge waren Brandschatzung und Plünderung für Ettenheim, Not und Elend für seine Einwohner. Das größte Mißgeschick brachte der Dreißigjährige Krieg, als die Schweden unter dem Herzog Bernhard von Weimar bei Kappel und Rheinau über den Rhein herübergekommen waren, um gegen die kaiserlichen Truppen unter Johann von Werth zu ziehen. Am 25. August 1637 kam es an der Unditz bei Ettenheim zur Schlacht. Bernhard von Weimar brannte, um seinen rechten Flügel zu decken, die Stadt völlig nieder; er zerstörte ihre Mauern und Befestigungen und



*Schloß Schmieheim, als Landsitz in ländlichem Renaissancestil
1607–1609 von Claus Friedrich v. Böcklinsau erbaut; renoviert und Rathaus seit 1961*

Foto: Hans Schult, 763 Lahr (Schwarzwald). Bildmotiv aus dem Schwarzwald-Heimatland-Kalender



Ettenheim, am Kirchberg

Foto-Dieterle, Lahr

zog seine Geschütze auf dem heutigen Kirchberg zusammen. In fünfstündiger Schlacht, die bis in die Nacht hinein dauerte, schlug er die kaiserlichen Truppen, die sich „in greulicher Unordnung zurückzogen“. Für Et-

tenheim, das in Schutt und Asche gesunken war, blieb es die schwerste Heimsuchung in seiner langen Geschichte. „Lange lag die Stadt öde.“ Erst im 18. Jahrhundert wurde die Verwüstung und größte Not allmählich



Ettenheim, Rathaus erbaut 1757

Foto-Oehler, Ettenheim

überwunden. Aus dem Lebensgefühl des Barock erstand Ettenheim neu und diese Eigenart hat es sich bis heute erhalten. Eine kurze Blütezeit kam für die Stadt, als im Gefolge der ‚Französischen Revolution‘ von 1789 der

letzte Landesherr aus dem Geschlecht der Rohans, Kardinal Ludwig Renatus Eduard, Prinz von Rohan-Guémenée (1735—1803), mit seinem Hofstaat und dem Domkapitel 1790 über den Rhein flüchtete und Etten-



Kardinal Rohan-Guéméné, Fürstbischof von Straßburg, † 1803
Marmorbüste im Rathaus zu Ettenheim

heim zu seiner Zuflucht und Residenz machte. Er starb hier 1803 und wurde in der Stadtpfarrkirche beigesetzt.

In die Annalen der Weltgeschichte ging Ettenheim durch den jungen Prinzen Ludwig Anton Heinrich aus dem Königsgeschlecht der Bourbonen, dem Herzog von Enghien, ein. Er war ein Sproß der französischen Adelsfamilie der Condés und im Jahr 1772 geboren. Im Jahr 1789 floh er aus Frankreich in das Emigrantenkorps, in dem er mit seinem Vater und Großvater kämpfte, bis es nach dem Frieden von Lunéville aufgelöst wurde. Er ließ sich in Graz in der Steiermark nieder, und dort besuchte ihn die Nichte des Kardinals, Charlotte Luise Dorothea von Rohan-Rochefort, geboren 1767, mit der ihn ein herzliches Verhältnis ver-

band. Dieses war auch der Anlaß für ihn selbst zu wiederholten Besuchen in Ettenheim, bis er im August 1801 endgültig nach Ettenheim zog, wo er sich im Ichtratzheimischen Haus, nahe dem Palais Rohan einmietete. Im Jahr 1802 wurde das Paar in Anwesenheit des Kardinals ohne Wissen der Eltern getraut.

Der junge Herzog lebte sehr zurückgezogen; er war ein fleißiger Gärtner und leidenschaftlicher Jäger. Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte ihm ein wildreiches Jagdgebiet zur Verfügung gestellt. Napoleon I. aber sah in ihm einen gefährlichen Gegner, so ließ er ihn mitten im Frieden, in der Nacht vom 14. auf den 15. März 1804 durch seine Dragoner ausheben und in aller Eile nach Paris verbringen, wo er nach einem



Ettenheim, am Oberen Tor

phot. Fr. Roth, Lahr

vorausbestimmten Kriegsgerichtsurteil in der Frühe des 21. März 1804 in den Wällen von Vincennes erschossen wurde. — Im Jahr 1803 war die fürstbischöflich-straßburgische Herrschaft Ettenheim an die badische Markgrafschaft übergegangen, aus der Residenz wurde eine badische Amtsstadt. Diese Funktion verlor sie aber im Jahr 1924 wieder. Heute steht Ettenheim unter Denkmalschutz, und das alte Stadtbild wird gepflegt, der Bevölkerung wie den Besuchern zur Freude.

Zu ihren großen Söhnen rechnet Ettenheim den Historiker Johann Baptist von Weiß (1820—1899), der in seiner 22bändigen Weltgeschichte der Heimatstadt nicht vergaß in der Schilderung des Lebens und Schicksals des Herzogs von Enghien; ein an-

derer ist der „tief und allseitig gebildete“ Freund Heinrich Hansjakobs, der Oberbürgermeister Dr. Otto Winterer (1846 bis 1915), der sich um „seine“ Stadt Freiburg i. B. hohe Verdienste erworben hat. Ehrenbürger der Stadt ist ihr Sohn Fritz Broßmer (1891—1963), der humorvolle Dichter, ein allzeit Liebender seines „Schtädtli“, dem er das „Goldene Buch“ geschaffen und geschenkt hat. Zu den Ehrenbürgern der Stadt zählt auch Landgerichtsdirektor Dr. Johann Baptist Ferdinand (1880—1967), der als ihr Chronist in langen Jahren mit Sorgfalt gesammelt und bewahrt hat, was aus ihrer Geschichte mündlich und schriftlich überliefert ist.



Hans Herbstreit 1771

phot. Fr. Roth, Lahr

Ein Rundgang durch die Barockstadt

Mitten im Geviert der Straßen und Gassen der Ettenheimer Altstadt, die vom Oval der ehemaligen Befestigung mit Wall, Graben und Toren umschlossen war, steht das Rathaus mit seinem barocken Schnecken giebel; ihn zieren das Standbild Bischofs Etto, von dem die Stadt den Namen hat, und das Stadtwappen. An der Westseite läuft noch die lange Treppe dem Bau entlang, an der Ostseite wurde sie später verkürzt. Im alten Rathaus, das an der gleichen Stelle stand, fanden einst in der „Oberen Amtsstube“ die schändlichen Hexenprozesse statt. Nach dem Brand durch die Schweden (1637), bei dem nur drei Häuser übrig blieben, wurden 1757 das Rathaus wie die Bürgerhäuser der Stadt im gemäßigten Barock-

stil neu erbaut. Im Unterstock, dem alten Marktplatz zu, ist das „Hypocaustum“, ein schöner Raum mit mächtiger Balkendecke. Er diente einst dem Hanf-, Garn- und Buttermarkt, während dem Bau der Kirche auf dem Berg als Notkirche. Im Geschoß darüber war ehemals eine offene Halle mit weitem Tor für den Frucht- und Getreidemarkt, „allwo man mit einem Heywagen kan hinauseinfahren, umkören und widerum hinausfahren“. Der erneuerte Raum ist heute Bürgersaal; ihn schmücken die Gemälde der einstigen Landesherren, der Kardinäle aus dem Geschlecht der Rohans, des Markgrafen und späteren Großherzog Karl Friedrich von Baden, ebenso des Herzogs von Enghien und seines Vaters, sowie die Büste des letzten Fürstbischofs L. R. E., Prinz von Rohan-



Garten-Pavillon des Herzogs von Enghien phot. Fr. Roth, Lahr

Guémenée, des „Kardinals Collier“, der in die Halsbandaffäre mit Königin Marie-Antoinette verstrickt war. An der Rückwand des schönen Raumes hängt ein Idealgemälde der Benediktinerabtei Ettenheimmünster von der Hand des Baumeisters Peter Thumb aus Vorarlberg.

Eng gedrängt klettern die alten Häuser den Kirchberg hinauf zur Pfarrkirche „St. Bartholomäus“, die weithin sichtbar die Stadt überragt. Es ist ein hoher, lichter und edler Barockbau, den die damals kaum 1600 Einwohner in den Jahren 1768—1772 bei aller Last an Fronen und Kosten errichtet haben. Der äußere Schmuck ist die Giebelseite über der dreiläufigen, geschwungenen Treppe. Die Brüstung zieren die bewegten Plastiken St. Benedikt und St. Scholastika.

In den Wandnischen der Portalfront stehen die großen Gestalten der Apostel Petrus und Paulus nach den Entwürfen des Barockbaumeisters Christian Wenzinger. Das Innere der Kirche ist ein saalartiger Raum mit flachgewölbter Decke. Beim Eintreten wird der Blick auf den Hochaltar gelenkt, der den Chorraum in Höhe und Breite füllt. Das barocke Raumgefühl ist in einer fast spröden Schlichtheit verwirklicht. Die hochgestellten Fenster spenden eine Fülle Licht. Die Seitenaltäre stören das Ebenmaß von Wand, Pfeilern und Decke nicht. Altäre und Kanzel schuf Meister Antoni Fuchs von Herbolzheim. Die Gestalten St. Martinus und St. Erasmus in den Seiten des Hochaltars sind ebenfalls nach Entwürfen von Christian Wenzinger geschaffen. In einer Nische der

linken Seitenwand des Schiffes steht eine spätgotische Pietà, die wohl aus dem Brand von 1637 gerettet wurde. Der Kanzel gegenüber hängt eine schöne Kreuzigungsgruppe vom alten Beinhaus. Das Hochaltargemälde zeigt das Martyrium von St. Bartholomäus, dem Patron der Gerber, die früher in Ettenheim zahlreich tätig waren. Geschaffen hat das Gemälde der Tiroler Anton Pfunner, von dem auch das Bild ‚St. Sebastian‘ im rechten Seitenaltar stammt, der einst der Zunftbruderschaft gehörte. Die Deckengemälde im Chor schuf der Tiroler Joseph Stöber, die im Langhaus Antoni Morath aus St. Blasien. Im Blick auf die Orgelempore zeigt sich die schöne Weiträumigkeit der Kirche. Ein kurzer Gang durch den Friedhof hinter der Kirche bis zum Kreuz unter den mächtigen Platanen vermittelt lohnende Ausblicke in die Landschaft. Bei der Rückkehr in die Stadt entlang der Westseite der Kirche führt der Weg an der Biegung der alten Mauer am Ichtrazheim'schen Haus vorbei, dem ‚Prinzenschlößle‘. Hier wohnte der junge Herzog von Enghien im Oberstock, bis ihn Napoleon I. im März 1804 verhaften und in den Wällen von Vincennes erschießen ließ. Das Wappen über der Türe mit der Jahreszahl 1626 gehört der elsässischen Familie Zorn von Bulach, es stammt von einem 1637 abgegangenen Haus. Die Diele im Erdgeschoß des Hauses bewahrt einige Andenken an den jungen Herzog. Am Ende der Straße steht gegenüber dem Rathaus das alte Schloß, das ‚Rohan-Palais‘. Es umfaßt die Baustile von der Gotik über die Renaissance bis zum Barock. Im Innern ist im Erdgeschoß rechts ein schöner Saal mit alter Balkendecke. Über dem Portal ist das Wappen des Franz Egon von Fürstenberg; 1663—1682 war er Fürstbischof von Straßburg und so

auch Landesherr. Der Weg zum Unteren Tor führt am Nepomukbrunnen vorbei, für dessen Standbild „anno 1736 aufgerichtet und mit allen Ohnkosten 20 Gulden bezahlt worden seyn“. Hinter dem Brunnen ist das „Vennemannsche Haus“, ein alter Fachwerkbau mit der Jahreszahl 1731 auf dem Türsturz. Hier wohnte Charlotte von Rohan, dem Herzog von Enghien angetraut, nach dessen gewaltsamen Tod bis zum Jahr 1816.

Die Tore der Stadt, das Obere und das Untere Tor stehen am Ort der Tortürme der alten Stadtbefestigung. Diese wurden im vergangenen Jahrhundert abgebrochen; ihre Schlußsteine aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg tragen die neuen Torbogen. Das dritte, das Ringsheimer Tor, ist noch nicht ersetzt. Ein Idyll sind die Ringstraßen innerhalb der ehemaligen Stadtmauer; sie umschließen die Altstadt. Beim Oberen Tor ziehen sich schmucke kleine Häuser den Gaisberg zur Kirche hinauf. Sie wurden von den Maurern und Steinhauern errichtet, die 1768—72 am Kirchbau tätig waren und sich ansiedelten. Vor dem Ringsheimer Tor ist in einem ummauerten Garten der Pavillon des Herzogs von Enghien. Den Garten pflegte er selbst, die Diener durften nur das Wasser herbeitragen. Nebenan, im Pfaffenbach, steht etwas zurück der Gartenpavillon des Kardinals. Den Platz vor dem Unteren Tor ziert der schöne Marienbrunnen. Von hier erstreckt sich die Vorstadt hinaus zum Gymnasium und hinauf zum Krankenhaus, von dem sich ein weiter Blick auf die Altstadt und über die Kirche auf der Höhe zum ‚Hausberg‘, dem Kahlenberg bietet. Die guten und gemütlichen Gasthöfe Ettenheimschenken dem Einkehrenden noch echte Gastlichkeit, in der er sich behaglich und geborgen fühlt.

Silbermannorgeln in der Ortenau

Von Bernd Sulzmann, Ettenheim

Es ist als erfreuliches Zeichen unserer Zeit zu werten, daß im Oberrheingebiet sowohl im Elsaß als auch in Baden, ein moderner Orgelbau betrieben wird, den man als „Rückbesinnung auf eine Orgel Silbermannscher Klangprägung“ charakterisieren könnte. Unter diesem Begriff soll nicht so sehr die minutiös genaue Rekonstruktion neuer Orgeln nach dem Vorbild (noch) bestehender Instrumente Silbermannscher Provenienz verstanden werden, sondern ausdrücklich ein Klंगाufbau moderner Werke, der in Registerauswahl und Pfeifenmensuration dem Usus der Silbermann selbst und ihrer Zeitgenossen entspricht.

Seit etwa 40 Jahren hat man erkannt, daß klangliche und auch technische Anlage des Instruments zur Zeit Silbermanns, ein in historischer Sicht als „Spätbarockorgel“ zu bezeichnendes Werk, die eigentlich klassische Orgel am Oberrhein darstellte. Mit voller Absicht wird hier nicht von *der* „Silbermannorgel“ gesprochen, da wir historischen Gegebenheiten verpflichtet sind und anmerken müssen, daß auch die Konkurrenten Silbermanns demselben Orgelideal verpflichtet waren — eine Tatsache, der bis heute äußerst selten Rechnung getragen wurde¹⁾. Der Instrumentenbauerfamilie Silbermann kommt jedoch das unbestreitbare Verdienst zu, diese, ihrer Grundkonzeption nach französisch orientierte Orgel, im oberrheinischen Raum eingeführt zu haben. Daher erschöpft sich die Bedeutung des Hauses Silbermann gewiß nicht ausschließlich in seiner eigenen Produktion, sondern wird durch eine anhaltende Ausstrahlung auf nachfolgende Orgelbauergenerationen relevant.

Als Andreas Silbermann um 1700 in Straßburg sesshaft wurde, hatten die Lande

am Oberrhein durch den Holländischen Krieg und den Spanischen Erbfolgekrieg bis 1714 eine Katastrophe erlebt, von der sich die Bevölkerung erst nach Dezennien erholen sollte. Mißernten und Hungersnöte hatten Gemeinden und Bürger ihrer letzten Rücklagen beraubt, der Orgelbau konnte mangels Aufträgen seinen Mann kaum ernähren. Erst ab etwa 1720 begann in Südbaden dieses Gewerbe wieder aufzublühen, nicht zuletzt dank der schulebildenden Tätigkeit der Silbermann in Straßburg.

Andreas Silbermann, der Gründer der berühmten Straßburger Orgelbauwerkstätte am Finkweiler, wurde am 16. 5. 1678 in Kleinbobritzsch/Sachsen als vierter Sohn des Frauensteinischen „Hof- und Schloßzimmermanns“ Michael Silbermann geboren²⁾. 1697 arbeitete er als Schreiner mit Eugenio Casparini an der „Sonnenorgel“ in Görlitz, zwei Jahre später tauchte er im Elsaß auf. Seine erste Arbeit als Orgelbauer war die Reparatur der Orgel zu Buchweiler (1699³⁾). 1701 hatte er sich endgültig in Straßburg niedergelassen und wohnte bei dem Schreiner Michael Tanninger in der Rue Barbale⁴⁾. Straßburg hatte zu jener Zeit außer dem Orgelmacher Baldner und dem Küfer Joh. Conrad Besthorn⁵⁾ keinen Mann aufzuweisen, der sich auf den Orgelbau verstanden hätte. A. Silbermann schloß somit eine empfindliche Lücke, „arbeitete gemächlich in Instrumenten“⁶⁾ und wurde am 13. 3. 1702 Straßburger Bürger. Um aber für seine Kunst durch Mitarbeit bei anerkannten Orgelbauern zu profitieren, weilte er während der Jahre 1704/1706 — wohl bei François Thierry — in Paris. Sein Bruder, Gottfried Silbermann (14. 1. 1683 — 4. 8. 1753), der wahrscheinlich 1702 nach Straßburg gekommen war, führte zwischenzeitlich den Straßburger Betrieb. Am 13. 6. 1708 verhei-

ratete sich Andreas mit der Straßburger Bürgerstochter Anna Maria Schmid. Gottfried verließ Straßburg 1709, um sich in seiner sächsischen Heimat selbständig zu machen. Andreas hatte bis zu seinem Tode am 16. 3. 1734 34 Orgeln 7) gefertigt.

Johann Andreas (26. 6. 1717 — 11. 2. 1783), der begabteste Sohn, schrieb über des Vaters Tod in den Tagebüchern 8):

„Der liebe Gott gab ihm Feyerabend und forderte ihn von dieser Welt ab, da er sein Leben in beständiger Mühe und Arbeit nicht höher als auf 55 Jahr 9 Monate und 21 Tage gebracht hat. Sein Ehren-Gedächtnis wird inzwischen so lange während, als seine taurhaftig verfertigten Arbeiten zum Lobe Gottes erschallen werden. Da hingegen seine Verfolger mit ihrer Arbeit gleichsam verschwinden werden.“

Daß Johann Andreas neben seinem eigentlichen Beruf, seiner „Profession“ als Orgelbauer, noch als Heimatforscher und Ratsherr tätig war, spricht für seinen überragenden Geist und seine außerordentliche Bildung. In fünf handgeschriebenen Bänden 9) hat er etwa 30 eigene 10) und die 34 Orgeln seines Vaters beschrieben, dazu Einzelheiten über Orgeln, die er auf seinen Reisen sah, festgehalten und biographische Notizen über seine Zeitgenossen überliefert. 1783 trat sein Sohn, Johann Josias (1765 — 3. 6. 1786) die Nachfolge in der Werkstatt an. Bis 1827 blieb der Betrieb unter Leitung der Nachkommen des ehe-

maligen Silbermannschen Werkmeisters Conrad Sauer 11), um dann von Martin Wetzel (1794—1888) 12) übernommen zu werden.

Bei seinem Aufenthalt in Paris hatte Andreas Silbermann eine klanglich sehr farbige und — weil zungenreich — sehr obertönige französische Orgel kennengelernt. Dieser prachtvolle Orgeltypus hatte dennoch in den Augen des jungen Deutschen einen Mangel: Das Hauptmanual (Grand Orgue) diente mit seinen 32'- und 16'-Registern als Baßklavier, das Pedal, dem in Deutschland Baßfunktion (neben Cantus firmus-Registrierungen) zukam, war in seiner 8'-Besetzung allenfalls als Tenorpedal zu gebrauchen. Silbermann übernahm für seine eigene Produktion die klassische französische Hauptwerks-, Positiv- und Récitdisposition (ein viertes Manual gibt es bei Silbermann nicht), stattete jedoch das Pedal mit 16'-Registern aus und wies ihm so Baßfunktion zu. Somit sind die Orgeln der Silbermann eine Synthese zwischen zwei hervorragenden klassischen Orgelbautraditionen, der französischen und der deutschen. Die einzelnen Manualwerke jedoch tendieren in ihrer klanglichen Konzeption zur zeitlosen französischen Klangauffassung.

Der Klangaufbau Silbermannscher Instrumente sei durch einige Dispositionen aufgezeigt:

Colmar/St. Martin; 1753/5 14)
seit 1792 in Eschentzwiller

M: Montre	8'	Fourniture	3 f.	Tierce	1 3/5'
Prestant	4'	Trompette	8'	Cromorne	8'
Cornet	5 f.			Réc: Bourdon	8'
Bourdon	8'	Rp: Prestant	4'	Cornet	4 f.
Flutte	4'	Bourdon	8'	Tromp. de Récit	8'
Nazard	3'	Flutte	4'	Ped: Subbaß	16'
Doublette	2'	Nazard	3'	Octavbaß	8'
Tierce	1 3/5'	Doublette	2'	Trompette	8'

Colmar/Unterlindenkloster, 1738 15)

M: Montre	8'	Bourdon	8'	Siflet	1'
Prestant	4'	Nazard	3'	Fourniture	3 f.
Cornet	5 f.	Doublette	2'	Cymbale	3 f.
Bourdon	16'	Tierce	1 3/5'	Trompette	8' B/D

Clairon	4' B/D	Tierce	1 3/5'	Pedal: Subbaß	16'
Voix humaine	8'	Larigot	1 1/3'	Octavbaß	8'
Rp: Montre	8'	Carillon	3 f. ab c'	Prestant	4'
Prestant	4'	Fourniture	3 f.	Bombarde	16'
Bourdon	8'	Cromorne	8'	Trompette	8'
Flutte	4'	Réc: Cornet	5 f.	Clairon	4'
Nazard	3'	Trompette	8'	Tremblant doux	
Doublette	2'	Voix humaine	8'		

Châtenois; 1765

M: Montre	8'	Tierce	1 3/5'	Pedal: Subbaß	16'
Prestant	4'	Siflet	B/D 1'	Octavbaß	8'
Cornet	5 f.	Fourniture	3 f. 2/3'	Trompette	8'
Bourdon	8'	Trompette	B/D 8'	Tremblant fort	
Nazard	3'	Réc: Bourdon	8' ab c'		
Doublette	2'	Cornet d'echo	4 f.		

Basel/St. Theodor; 1767/70¹⁵⁾

M: Montre	8'	Fourniture	3 f.	Fourniture	3 f.
Prestant	4'	Cimbale	2 f.	Cromorne	8'
Cornet	5 f.	Trompette	8' B/D	Pedal: Supbaß	16'
Bourdon	16'	Voix humaine	8'	Octavenbaß	8'
Bourdon	8'	Rp: Prestant	4'	Bompartte	16'
Nazard	3'	Bourdon	8'	Trompette	8'
Doublette	2'	Nazard	3'	Tremblant fort	
Tierce	1 3/5'	Doublette	2'	Tremblant doux	
Siflet	1'	Tierce	1 3/5'		

St. Blasien; 1772/5¹⁶⁾

M: Montre	16'	Floete	4'	Cornet	5 f.
Montre	8'	Nazard	3'	Fourniture	3 f.
Prestant	4'	Doublette	2'	Tromp. de Récit	8'
Bourdon	8'	Tertz aus	2'	Fagot-Baß	8'
Quinte	6'	Larigot	1 1/2'	Vox humana	8'
Quinte	3'	Carillon	D 2 f.	Pedal: Principal-Baß	16'
Große Tierce	4'	Fourniture	3 f.	Supbaß	16'
Tertz aus	2'	Cromhorne	8'	Octavenbaß	8'
Doublette	2'	OW: Montre	8'	Prestant	4'
Cornet	5 f.	Bourdon	16'	Bompartte	16'
Fourniture	4 f.	Bourdon	8'	Trompetten-Baß	8'
Cymbal	3 f.	Quintathoen	8'	Clairon	4'
Trompette	8'	Prestant	4'	Cornetto	2'
Clairon	4'	Nazard	3'	Tremblant forte	
Rp: Montre	8'	Doublette	2'	Tremblant doux	
Bourdon	8'	Tertz aus	2'	Schwebung zur Vox humana	
Prestant	4'	Siflet	1'		

St. Märgen; 1776/7¹⁷⁾

Man: Montre	8'	Tertia	1 3/5'	Pedal: Montre	8'
Prestant	4'	Larigot	1 1/2'	Bourdon	8'
Cornet	5 f.	Mixtur	3 f.	Prestant	4'
Bourdon	8'	Trompet disc.	8'	Fagotbaß	8'
Flöte	4'	Fagot-Baß	8'	1 Tremulant	
Nazard	3'			(aus dem Manual	
Doublette	2'			transmittiert)	

Die Dispositionen gleichen sich, dennoch sind die Orgeln grundverschieden. Die größte, in St. Blasien, besitzt zwei Hauptwerke mit Positiv, St. Märgen hat nur ein Manual, das Pedal ist dem Manual entnommen; Silbermann selbst äußert sich darüber am 28. 2. 1776 ¹⁸⁾:

„das Pedal Clavier Ziehet die Manual = Claves nicht mit hinab, dann wann dieses wäre so müßten alle im Manual befindlichen Register /: wann sie alle gezogen wären /: mit spielen. So aber laßen sich durch das Pedal = Clavier nur 4. Manual Register hören welche für ein Pedal schücklich sind, die wo nichts dazu taugen, geben mit dem Pedal = Clavier Keinen laut. Diese einrichtung wodurch man große Kösten erspahrt, ist meine Erfindung, daher glaube, daß sie in Ihrer Gegend noch unbekant ist.“ Vermutlich hatte Silbermann einige seiner kleineren Klosterorgeln auf diese Weise mit einem Pedal ausgestattet, 1779 wandte er die Transmission in Blodelsheim wiederum an.

Die Orgel zu Châtenois hat als zweites Werk ein Récit mit zerlegtem 5 f. Cornet ohne Zunge, Colmar/Unterlinden ist der Typ der Klosterorgel mit zwei Récits, wobei das eine als Rückpositiv mit Quintprospekt in Erscheinung tritt; Colmar vertritt die großen dreimanualigen Orgeln; Basel stellt ein reiches zweimanualiges Werk dar.

Johann Andreas mensurierte die Pfeifen enger als sein Vater und fügte ab etwa 1750 das „Siflet 1^{re}“, bisweilen in Baß und Diskant geteilt, als 1'-Principal dem Hauptwerk zu. Ab 1777 (St. Märgen) ersetzte Larigot 1 1/3' im Hauptwerk mitunter das Siflet 1' (so in Straßburg/Prot. Jung St. Peter 1780 und Lahr 1781/3). Bei Rückpositiven mit 8'- bzw. 4'-Principal kam in vier Fällen (Straßburg — Temple neuf 1747/9, Sultz 1750 — hier war das Rückpositiv vierfüßig —, Colmar — St. Martin 1753/5 und St. Blasien 1772/5) Carillon zur Anwendung. Silbermann schreibt in seinem Angebot vom 20. 1. 1772 nach St. Blasien ¹⁹⁾:

„Wegen Zweyen im aufsatz von mir inventirten Registern dient Zur Nachricht.

das Carillon im Rück werck mit zuziehung Coppel und Nazard, Wan die Claves nur gedupft oder geschneht werden, macht den Effect, als wan ein streich an ein Stück Stahl oder ein Glöcklein geschehe.

der Fagot Baß laßt sich zu Vielen Veränderungen gebrauchen, sonderlich dienet er Zur Music.“

Hauptwerkszungen wurden bis auf die Voix humaine in der Regel in Baß und Diskant geteilt. Register der Streicherfamilie sind seltene Ausnahmen und lassen sich nur zweimal belegen: Eine Viola da Gamba 8' für das Oberwerk in Straßburg/Temple Neuf und eine „Quintathoen“ 8' für das Oberwerk zu St. Blasien.

Die Barockorgel — und nicht nur die oberrheinische — sollte neben optimalen klanglichen Möglichkeiten auch äußerlich der übrigen Kirchengestaltung entsprechen und somit ein architektonisches Schmuckstück des Raumes darstellen. Die Silbermann verleugnen bei ihrer Gehäusegestaltung die französischen Einflüsse nicht, durch gut ausgewogene Proportionen wird eine vornehme Eleganz erreicht. Allein für die Hauptwerksgehäuse lassen sich sieben Typen belegen ²⁰⁾:

1. Kleine Form:
Drei Rundtürme, der kleine in der Mitte, mit je 5 Pfeifen in 4' Tonhöhe (Barr, Offendordorf, Hipsheim, Blodelsheim, Gries).
Dazu 2 Varianten:
1a) Zwei Außentürme à 5 Pfeifen (St. Leonhard).
1b) Zwei Außentürme je sieben 8'-Pfeifen, kleiner Mittelsturm mit fünf Pfeifen (Rosheim/St. Stephan).
2. Dreiteiliger Mittelsturm mit zwei seitlichen Flachfeldern, in gewisser Ähnlichkeit zur Prospektaufteilung der Straßburger Münsterorgel (Krebs 1489) in Guémar und St. Quirin.
3. Dreitürmiges 8'-Gehäuse: Großer Mittelsturm, zwei kleinere seitliche Türme à 5, 7 oder 9 Pfeifen (z. B. Colmar — Dominikaner, Straßburg — St. Wilhelm, Straßburg — Aurelien, Altdorf, Colmar — Spitalkirche, Châtenois, Schlettstadt — Münster, Buchsweiler, Straßburg — Prot. Jung St. Peter, Molsheim).
4. Große Gehäuse mit Oberwerk (Straßburg — Temple Neuf, St. Blasien) ²¹⁾.
5. Fünftürmige Anlage nach dem Vorbild Paris, St. Germain — des-Près in Ebersmünster, Marbach, Guebweiler — Dominikaner, Arlesheim.
6. Fünftürmige Anlage mit niedrigem, dreiteiligem Mittelsturm (Straßburg — St. Thomas, Colmar — St. Martin).
7. Dreitürmiges Gehäuse mit niedrigem, dreiteiligem Mittelsturm. In den Außentürmen 5 bzw. 7 Pfeifen, im Mittelsturm 4 — 5 — 4. Dieser Gehäusotyp kommt sowohl in 4'- als auch in 8'-Höhe vor, so in Colmar — Unterlinden, Sultz, Schlettstadt — Kloster Sylo, Baden-Baden, Ettenheimmünster, Meißenheim.
Bei den Rückpositiven sind 3 Typen feststellbar:
1. Zweitürmige Anlage gemäß Möglichkeit 1a) der Hauptwerksgehäuse, z. B. in Oberehnheim — St. Peter u. Paul, Straßburg — Aurelien und St. Wilhelm, Colmar — Spitalkirche

- (vor der Erweiterung durch Stiehr), Colmar — Unterlinden, Schlettstadt — Kloster Sylo (mit 3'-Prospekt), Mülhausen — St. Stephan.
2. Dreitürmige Anlage gemäß Möglichkeit 1. der Hauptgehäuse in Ebersmünster, Marmoutier, Pairis, Schlettstadt — St. Georg, Buchweiler.
 3. Analogie zu Form 7. des „Orgelkastens“ (Straßburg — St. Thomas, Marbach, Sultz, Colmar — St. Martin, Arlesheim).

Die Anordnung des dreiteiligen Mittelturms, die auch den beiden einzigen erhaltenen badischen Silbermannorgeln in Ettenheimmünster und Meissenheim eigen ist, geht ausschließlich auf Johann Andreas zurück und hat ihre Geschichte:

Schon für die erste große Orgel, die Johann Andreas nach seines Vaters Tod mit Vertrag vom 31. 12. 1736 für die Abtei Marbach zu liefern hatte, wurde ausbedungen, daß diese „in der äußerlichen Arbeit, in Zierlichkeit die zu Ebersmünster übertreffen muß“²²⁾. Die Auswirkung dieser Verpflichtung war hier das Rückpositiv mit dem schwungvollen Mittelurm. Bei den beiden nachfolgenden größeren Orgeln zu Straßburg — St. Thomas und Colmar — Unterlinden wurden sogar die Hauptwerksgehäuse nach dieser neuen Manier gestaltet, in Colmar blieb jedoch das Positiv, im Unterschied zu St. Thomas, im Rahmen der seit Andreas Silbermann gewohnten Proportionen. Blieben die kleinen Orgeln zunächst der überlieferten Positivform treu, so ist doch seit Guémar (1742/3) und St. Quirin (1745/6) eine Hinwendung zur neu entwickelten „eleganten“ Anlage spürbar. In Sultz wird 1750 erstmals die „neue“ dreitürmige Gestaltung für Hauptwerk und Positiv evident. Straßburg — Kath. Jung St. Peter, 1762, erbrachte jenen Gehäusetyp, allerdings noch mit je fünf Pfeifen in den Außentürmen, der ab 1769 für die badischen Silbermannorgeln gewissermaßen verbindlich wurde. Die Orgeln zu Riegel, Meissenheim und St. Märgen standen äußerlich in Abhängigkeit zu Ettenheimmünster, diese Klosterorgel wiederum hatte ihr Vorbild in Straßburg — Kath. Jung St. Peter.

Silbermann Vater und Sohn hatten seit 1722 zwölf Orgeln nach Baden geliefert, sechs Werke fanden in der Ortenau Aufstellung, drei hiervon im heutigen Landkreis Lahr. Drei weitere Verhandlungen (St. Ulrich 1762, Schopfheim 1763 und Schuttern 1775) führten nicht zu einem Accord mit Johann Andreas Silbermann. Gerade die gescheiterten Verhandlungen in Schuttern, wo man seinem ehemaligen Schüler Joseph Rabiny²³⁾ den Vorzug gab, hatten den Meister veranlaßt, am 19. 12. 1775 nach St. Blasien zu schreiben²⁴⁾:

„Die Orgel nach St. Mergen anzunehmen hat mir bis her Viele Mühe gemacht, weil ich auf das gnädigste Ansuchen Ihrer hochfürstl. Gnaden, als auch Ihre hochwürd. und Gnaden Von Villingen mich nicht habe resolviren können, solche anzunehmen; daran war aber wie sie wissen mehrentheils die projectirte Orgel nach Schuttern schulde. Hätte ich mir einbilden können, daß man daselbst mehr auf die Wohlfeile als auf die Güte und Dauerhaftigkeit einer Orgel reflexion macht /: welche sparsamkeit an einer Arbeit, die mehr als 100. Jahre daueren soll, übel angebracht ist /: so hätte ich das gütige Anbieten Ihrer hochfürstl. Gnaden angenommen mich nach St. Mergen führen zu lassen . . .“

Die Rabiny-Orgel zu Schuttern verbrannte, so wie die meisten Silbermannorgeln in Baden: Die Villinger Klosterorgel verbrannte mit ihrer Schwester aus St. Blasien 1944 in Karlsruhe, die Nonnenorgel aus Amtenhausen hatte 1852 in Neudingen²⁵⁾ ein ähnliches Schicksal, Riegel wurde 1936 das Opfer eines verheerenden Kirchenbrandes, die Orgel zu St. Märgen ging 1907 bei einer Brandkatastrophe verloren, nachdem die Stiftskirchenorgel zu Lahr genau 30 Jahre früher eingäschert worden war. Wenigstens das Hauptgehäuse der Stiftskirchenorgel zu Baden-Baden hat sich in Karlsruhe-Bulach erhalten. Die Instrumente in Ettenheimmünster und Meissenheim haben ganz einfach Glück gehabt, obgleich auch sie in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts ihrer Zungenstimmen beraubt wurden.

Die Schicksale Silbermannscher Werke in der Ortenau sind erschütternd:

Altenheim

1721/1722 erbaute Andreas Silbermann sein erstes Werk auf „übrerrheinischem“ Gebiet. Für 1600 fl. lieferte er nachfolgende Register²⁶⁾:

Manual: Copel 8' — Octav 4' — Flött gedeckt 4' — Nazard 3' — Doublette 2' — Mixtur 3 f. — Cimbel 2 f. — Tremulant

Pedal: Octavbaß 8'²⁷⁾

möglicherweise war im Manual noch Terz 1 3/5' vorhanden, zumal das Cornet fehlte.

Aus einem Gutachten des Lahrer Cantors Baumeyer²⁸⁾ vom 2. 4. 1810 ist zu erfahren, „daß der Vorrath an ächtem Zinn, Metal und



Silbermannorgel in Arlesheim

phot. Sulzmann

Blei sehr gering und dazu 90 Jahr alt ist. Die 2 Bälgen sind wenig oder gar nichts werth... Der alte 8 füßige, durch Deckung zu 16 fußtthon gemachte Subbaß, muß geöffnet, und wenn man findet, daß er noch brauchbar ist, zu 8 fußtthon umgeändert werden; weil er da er allein das Pedal ausmacht, nicht angibt... Es ist mir daher unmöglich, dieses Werkchen, so wie es da stehet, höher, und zwar im höchsten Werth, anzuschlagen, als für f. 400.—“

In den Rechnungslegungen der Gemeinde ist für das Jahr 1760 vermerkt: „Vor Abbrechung und Wiederaufsetzung und stimmung der Orgel. 38 fl. 1 ß. 6 (= Pfennig)“, diese Summe wurde an J. A. Silbermann ausbezahlt, der nach dem Kirchenneubau die Orgel seines Vaters neu aufsetzte. Bereits 50 Jahre später wußte offensichtlich niemand mehr, daß „dieses Werkchen“ von den Silbermann stammte. Blasius Schaxel aus Herbolzheim²⁹⁾ erbaute 1811 für 2200 fl. und Dreingabe der alten Orgel ein neues Instrument mit 26 Registern.

Kehl

1758, bei Aufstellung dieser Orgel in der Dorfkirche, treffen wir Johann Andreas zum ersten Male mit einem Neubau in der Ortenau an. Das Instrument besaß 9 Register³⁰⁾ und dürfte äußerlich dem „Typ Barr“ entsprochen haben.

Manual: Cornet 5 f. — Prestant 4' — Bourdon 8' — Nazard 3' — Doublette 2' — Tierce 1 3/5' — Mixtur (?) — Tremblant doux
Pedal: Octavbaß 8' — Prestant 4' (?)

Während der Belagerung von Kehl 1796 wurde diese Orgel wohl zerstört.

Ettenheimmünster

Über die Aufstellung dieser Orgel sind wir durch J. A. Silbermanns Aufzeichnungen gut unterrichtet³¹⁾. Vom 17. 7. bis 19. 8. 1769 war Silbermann mit der Aufstellung und Intonation der Pfeifen in Ettenheimmünster beschäftigt, unterstützt von seinem Sohn Johann Daniel (2. 9. 1746



Ettenheimmünster

phot. Fr. Roth

bis 2. 8. 1770) und den drei Gesellen Conrad Sauer, Philipp Reeb und Christian. Das Gehäuse wurde nach Silbermanns Entwurf in Ettenheimmünster durch Schreiner Götz erbaut, die Verzierungen schuf der „Closterbruder“ Egidius Butz. Ihm ist das an Verzierungen reichste aller Silbermanngehäuse zuzuschreiben — ein wahrhaft meisterlicher Bildhauer, der Vergleichen mit berühmten Zeitgenossen standhält.

Nach den Aufzeichnungen des Johann Andreas Silbermann war die Orgel wie folgt disponiert:

Manual: Montre 8' — Prestant 4' — Cornet 5 f.
— Bourdon 8' — Nazard 3' — Doublette 2'
— Tierce 1 3/5' — Siflet B/D 1' — Fourniture 3 f. 2/3' — Basson 8' / Trompette de Récit 8'

Positiv: Prestant 4' — Flutte 4' — Bourdon 8'
— Nazard 3' — Doublette 2' — Tierce 1 3/5' — Fourniture 3 f. — Cromhorne 8'
Pedal: Supbaß 16' — Octavenbaß 8' — Trompette pedal 8'
Tremblant doux et Tremblant fort

Das Positiv war diesmal kein Rückpositiv, sondern stand zwischen der C- und der Cislade des Pedals.

1804 wurde diese Orgel durch den Waldkircher Orgelmacher Mathias Martin ³²⁾ in die Wallfahrtskirche Ettenheimmünster transferiert, nachdem sie ursprünglich für das Zisterzienserinnenkloster Lichtental bei Baden-Baden vorgesehen war.

Seit der Renovation durch Orgelbaumeister E. Muhleisen, Straßburg (1964), unter Leitung von P. Albert Hohn OSB, Abtei Neuburg, zählt dieses Instrument zu den besten der noch erhaltenen Silbermannorgeln.



Silbermannorgel Meissenheim

phot. Sulzmann

Meissenheim

Auch diese Silbermannorgel aus den Jahren 1772/1776 besteht noch. In seinem Kostenvoranschlag vom 27. 2. 1772³³⁾ nennt Johann Andreas 13 Register, die er für 1800 fl. liefern wollte:

Manual: Montre 8' — Prestant 4' — Cornet 5 f.
 — Bourdon 8' — Flutte 4' — Nazard 3' —
 Doublette 2' — Tierce 1 3/5' — Fourniture
 3 f. — Cimbale 2 f.
 Pedal: Supbaß 16' — Octavenbaß 8' — Pre-
 stant 4'
 Tremblant forte und Tremblant doux

Am 21. 5. 1776 quittierte Johann Andreas den Erhalt der letzten Abschlagszahlung in Höhe von 1200 fl.

Über die Orgel zu Meissenheim berichtete Silbermann am 30. 5. 1776 nach St. Mär-
 gen³⁴⁾:

„Vor acht Tügen bin von Meissenheim einem dorf am Rhein widerum Zu ruck gekommen, woselbst ich in die neuerbaute schöne Kirche eine Orgel Verfertigt hatte. dieselbe wurde mir schon vor 4 1/2 Jahren Zu machen Verdungen. diese

aber welche ich in das Gotteshaus St: blaßien in Arbeit nehmen muste, hat gemelde Arbeit biß daher verzögert...“

Die 1961/1962 auf Empfehlung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege und seines damaligen Orgelsachverständigen, Herrn Stud.-Rat H. P. Eisenmann durch Muhl-eisen/Straßburg durchgeführte Restauration erbrachte die Anlage eines Positivs (Bourdon 8' - Prestant 4' - Nazard 3' - Doublette 2' - Tierce 1 3/5' - Fourniture 3 f. - Cromorne 8') und die Einfügung sowohl einer Manual- als auch Pedaltrompette 8'.

Johann Andreas Silbermann hatte nach Verfertigung der Orgel zu Meissenheim ein Alter von 64 Jahren erreicht. Als verantwortungsvoller Familienvater hatte er bereits die Möglichkeit eines überraschenden Todes in Betracht gezogen und das Möglichste dazu getan, um auch im Todesfall früher abgeschlossenen Verträgen entsprechen zu können, damit den Gemeinden kein Schaden entstehen möge.

In diesem Zusammenhang wandte sich der Orgelbauer am 9. 12. 1771 nach St. Blasien ³⁵⁾:

„Auf dero mir jüngst Zu geschücktes Viel geEhrtestes Schreiben Wegen einer neuen Orgel in das Hochlöbl. GottesHauß St: blaßi, will nicht Widerhohlen Was schon ehemahlen Zu melden die Ehre hatte, als mir dieselben Wegen einer neuen Orgel nach Zwyfalden meldung Zu thun beliebt hatten. Auf dieses aber dermalen keine Reflexion Zu machen . . .

Was die Zeit betrifft welche Zu Verfertigung eines solchen Werks erforderlich ist, so melde, daß weilen ich jederZeit vor sehr nötig gefunden habe imerfort selbstn Hand anzulegen, und daher eine solche Arbeit nicht Wie es bey andren Profesionen angehet, durch viele leute beschleuniget werden kan, so giengen Weniger nicht als drey Jahre darauf.

Allein was wäre daZuthun, Wan ich in Währender Arbeit mit tödt abgehen solte, auf was Art könnte ein hochfürstl. Stift St: blaßi befriediget, und meine hinterlassene außer schaden gesetzt werden. dan Weilen mir einfiel, daß man mir, als ich die Orgel in dem Stift Arlesheim machen solte, diesen Artikel in den Accord rückte: daß Wan ich allenfalls Vor Verfertigung der Orgel mit tödt abgienge meine Erben schuldig seyn solten, dießes Werck in Vollkommen stand stellen Zu laßen; so habe vor nöthig crachtet wegen diesem Artikel erWernung zuThun. Nun hatte damalen meinen Bruder Daniel ³⁶⁾ der in Sachsen war, meldung deß Wegen gethan, der sich auch in diesem fall an erboten als dan daVor Zu sorgen, so ferne ich meine gedanken Wegen dem ganzen Mechanismo deutlich in Zeichnungen hinterlaßen wolte ³⁷⁾. Ich redete auch Wegen eben diesem Artikel mit meinem jüngsten Bruder Heinrich ³⁸⁾, der als die Orgel in dem Gotteshaus Zu Villingen aufgesetzt wurde, mitarbeitete. Er gab mir aber Zur antwort, daß weilen er das Orgelwesen quittiret, und Wegen Verfertigung imer bestelter Instrumenten, als Piano et forte, Clavcins, Spineten und Clavicordien beschäftigt, und daVor weit und breyt bekant ist, so Würde ihm die unterlaßung dieser Arbeiten, Zum schaden gereichen, besonders da er in ein paar Jahren hin seinen ältesten Sohn ³⁹⁾ auch daZu anZu Ziehen im sinne hat . . .

Sonsten bin dermalen mit einem Kleinen 8. Füßigen Orgelwerck vor die WohlEhrwürdige ClosterFrauen Zu St: Catharinen in Colmar beschäftigt, mehrere Arbeit habe Zur Zeit nicht annehmen wollen, aus eben Vorgemelter Ursache . . .

Was vor ein Vergnügen wäre es mir vor etWan Zehen Jahren gewesen, Wan gelegenheit gehabt hätte, ein so ansehnliches Orgel Werck machen Zu dörfffen . . .“

Unterm 20. 1. 1772 schrieb er nochmals an Abt Martin Gerbert in St. Blasien ⁴⁰⁾:

„Was schließlichen Wegen einer Neuen Orgel in das hochlöbl. Gotteshaus Zwyfalten Zu melden beliebt worden, so erkenne mich so wohl Ew: hochWürdten Und Gnaden, als dem dortigen Genädigen Herrn Reichs Präladen Vor die besondere GeWogenheit verbunden. da aber diese sache Wegen etWan beforstehendem Werck (Anmkg: St. Blasien) zu Weit aus sehend ist, so könnte mich dermalen Zu nichts entschließen . . .“

Diese vorsichtige Auftrags-Disposition hatte also seit 1761 die Anlage von genauen Werkskizzen, Mensurtafeln und Modellen im Gefolge. Es ist sehr interessant, festzustellen, daß Silbermann im Alter verlockende Angebote ablehnte.

Johann Andreas Silbermann hat sich zeit-lebens davor gescheut, ältere Gehäuse oder gar ältere Pfeifen für seine Neubauten zu verwerten. Das brachte er ganz deutlich am 15. 9. 1775 in einem Brief nach Schuttern zum Ausdruck ⁴¹⁾, wo man ihn gebeten hatte, das alte, 1768/1770 von Ambrosius Ronzoni ⁴²⁾ erbaute Gehäuse samt einem Teil des Pfeifenwerks im Falle eines Neubaus zu übernehmen:

„Was das erste als das Pfeiffenwerck anlangt, so will von den unschücklichen Mensuren, der Intonation, auch der Arbeit selbstn nichts erinnern, dann es bleibt daran weiter nichts übrig, als das daran befindliche Zinn und Bley; und dieses pflege niemalen von andern Orgeln zu den meinigen anzuwenden, dann es ist entweder das Zinn zuviel mit Bley, oder das Bley zu viel mit Zinn versetzt, Zudem so weiß ich daß die meisten sehr unbehutsam mit dem Gießen umgehen, so, daß öfters die Matherie zu heiß gemacht, und daher spröt wird, welches bey Orgelpfeiffen sehr schädlich ist . . .“

Offenburg — Franziskanerkirche

J. A. Silbermann hat wohl gegen Ende seines Lebens einige seiner Prinzipien aufgegeben, anders können wir es uns nicht erklären, daß er in Offenburg 1778/1779 das 1702 erbaute Gehäuse für seine neue Orgel einplante.

Die Disposition der Orgel ist nicht vollständig überliefert, vermutlich hatte das Instrument 17 Register ⁴³⁾:

Manual: Montre 8' — Prestant 4' — Cornet 5 f.
— Bourdon 8' — Nazard 3' — Doublette
2' — Tierce 1 3/5' — Siflet 1' — Fourni-
ture — Basson 8' / Trompette de Récit 8'
Positiv: Bourdon 8' — Flutte 4' — (Quinte 3' —
Doublette 2' (?))
Pedal: Subbaß 16' — Octavenbaß 8' — Trom-
pettenbaß 8'

Hinsichtlich der Orgel zu Schuttern, die 1777/1779 durch Joseph Rabiny und Louis Web(er) erbaut wurde, gab Silbermann in seinen Tagebüchern zarte Andeutungen ⁴⁴⁾:

„Als 1779, den 29. Juni, H. Rabini von Schuttern aus zu mir nach Offenburg kam, sagte er von Veb, daß er sich so mit ihm abgefunden, er arbeitet wann er will.

Da mein Gesell Conrad Sauer von Offenburg aus den 18. Juli nach Schuttern ging, traf er diesen Veb an. Als H. Rabini den Sauer fragte, warum ich nicht nach Schuttern gekommen wäre, so gab er vor, ich könnte nicht wohl abkommen, weil ich mich verenkelt hätte, worüber Veb sagte: das sind finessen!“

In Offenburg sind Gehäuse samt Prospekt-
pfeifen und einzelne Register aus der Hand
Silbermanns erhalten, die Positivlade befand
sich unter derjenigen des Manuals. Zur Zeit
wird die Orgel durch J. Klais/Bonn restauri-
ert.

Lahr — Stiftskirche

Auch bei seiner letzten Orgel, und damit gleichzeitig der letzten der Orgelbauer-
dynastie Silbermann, hatte sich Johann An-
dreas entschlossen, das 1717 durch seinen
Konkurrenten Georg Friedrich Merckel ⁴⁵⁾
gelieferte Gehäuse ⁴⁶⁾ zu übernehmen. Der
Meister schrieb am 24. 5. 1781 in Molsheim,
wo er gerade an der neuen Orgel für die
dortige Kollegiatskirche arbeitete, eine „Dis-
position für eine große Kirche“ auf. 26 Re-
gister, einschließlich dreifachem „Pleinjeu“
(Siflet 1', Mixtur 4 f., Cymbale 3 f.), sollten
für 4600 fl. ausgeführt werden. Der endgül-
tige Vertrag vom 1. 10. 1781 ⁴⁷⁾ überstieg
den Voranschlag um 100 fl.

Manual: Montre 8' — Prestant 4' — Cornet 5 f.
— Bourdon 16' — Bourdon 8' — Nazard
3' — Doublette 2' — Tierce 1 3/5' — Lari-
got 1 1/2' — Fourniture 4 f. — Cimal 3 f.
— Fagot — Baß 8' / Trompette de Récit 8'
— Voix humaine 8'

Positiv: Prestant 4' — Bourdon 8' — Flutte 4'
— Nazard 3' — Doublette 2' — Tierce
1 3/5' — Fourniture 4 f. — Cromorne 8'
Pedal: Subbaß 16' — Octavbaß 8' — Prestant 4'
— Bomparte 16' — Trompette 8' — Clai-
ron 4'
Tremblant doux und Tremblant fort.

Johann Andreas verstarb während der
Arbeit, jedoch hatte er, wie schon oben dar-
gestellt, alle Vorkehrungen getroffen, da-
mit sein Sohn Josias und Conrad Sauer die
Arbeit in seinem Sinne zu Ende führen
konnten.

1877 verbrannte das Instrument auf dem
Speicher der Lahrer Luisenschule, dorthin
war es wegen des Turmbaus ausgelagert
worden.

Fürstabt Martin Gerbert richtete am
18. 12. 1771 ein eigenhändiges Schreiben
an Silbermann und entsprach darin — viel-
leicht ohne es zu ahnen — genau Silber-
manns Vorstellung von einer guten Orgel ⁴⁸⁾:

„... daß schon in amtenhausen meine eben-
mäßige Meynung geäußeret, wider eine gar
große und zu Vielerley Register, welche natür-
licher weiß das gehör Verthumen, daß man
nichts recht unterscheiden kan.“

Bei den Silbermann gab es nichts Über-
flüssiges, das ist das einzige „Arcanum“
ihrer Orgeln. Die Disposition Silbermann-
scher Instrumente, charakterisiert durch opti-
male klangliche Möglichkeiten, verbunden
mit bester handwerklicher Arbeit, war das
eigentlich schulebildende Element für den
Orgelbau am Oberrhein. Ein so gearteter,
damals für unsere Lande völlig neuer, ratio-
neller Orgeltyp kam der Finanzkraft der
Gemeinden entgegen und war Anreiz zur
Kopie. So ist es erklärlich, daß ab etwa
1720 alle oberrheinischen Orgelbauer klang-
lich französisch orientierte Orgeln erstellten.
Wir können sogar noch weitergehen und
feststellen, daß die oberrheinischen Orgel-
bauer bis etwa 1860 als direkte bzw. in-
direkte Schüler des Hauses Silbermann an-
zusprechen sind.

Die Alffermann, Bernauer, Besançon,
Birgäntzel, Boulay, Cuny, Dubois, Martin,

Merkel, Langes, Pottier, Rabiny, Rohrer, Ronzoni, Sauer, Schaxel, Schäfer, Seuffert, Stein, Stiehr, Toussaint und Waltrin, die alle im Oberrheingebiet wirkten, lediglich als „Silbermannepigonen“ zu bezeichnen, hieß, an der historischen Wirklichkeit vorbeizusehen. Es gab Unterschiede, nicht nur qualitative, sondern auch technische. Jeder dieser Orgelbauer hat auf seine Weise versucht, sei es durch Mensuration, Intonation, Gehäuse- und Windladenbau, der Pfeifenanstellung und nicht zuletzt durch die Zusammensetzung der Disposition, das durch die Silbermann geprägte französische Instrument zu variieren und falls möglich, zu vervollkommen. Daß sie auf dem rechten Wege waren, beweisen einmal J. A. Silbermanns abfällige Äußerungen über seine Konkurrenten (Pfuscher, Stümbler, Orgelwolf, Erzpfuscher), zum anderen der gute Geschäftsgang der Beschimpften. Es ist verständlich, daß Johann Andreas aus gewisser Verärgerung über seine Konkurrenten heftig werden konnte, in einem Punkte jedoch hatte er ihnen unrecht getan. Er konnte damals nicht ahnen, was uns heute durch die Forschung zur Gewißheit geworden ist, daß nämlich seine Zeitgenossen und deren Schüler die Richtigkeit seiner Klangauffassung bestätigten, dadurch, daß sie dem „Silbermannstil“ huldigten und damit bewiesen, daß sie das gute Erbe, welches sie angetreten hatten, schätzten und sich ihm verpflichtet fühlten. Die Silbermann waren nicht die einzigen Meister ihrer Zeit am Oberrhein, das verdeutlichen die Arbeiten der Rastatter Orgelbauerfamilie Stieffell, die „Straßburger Silbermänner“ waren jedoch die Meister, die der französischen Orgelbautradition auch in deutschen Landen Anhänger erwarben.

Addenda

¹⁾ Paul Meyer — Siat: „La facture d'orgues en Alsace au XIX^e siècle“ in „Artisans et ouvriers d'Alsace“ — Strasbourg, 1965, S. 237 und

238. Er ist unseres Wissens der erste Forscher, der auf diesen Tatbestand verwiesen hat.

²⁾ Biographische Angaben zur Familie Silbermann in F. X. Mathias und Jos. Wörsching „Die Orgelbauer-Familie Silbermann in Straßburg i. E.“, 1. und 2. Lieferung, Mainz, ohne Jahrgang (1952?).

³⁾ Diese Orgel, 1668 von Joh. Georg Baldner/ Straßburg erbaut, befindet sich heute in der kath. Kirche zu Buchweiler.

⁴⁾ Brief Gottfried Silbermanns vom 7. 2. 1747 in Mathias — Wörsching, S. 27.

⁵⁾ Best(e)horn reparierte 1702 die Orgel zu Straßburg — St. Wilhelm und Buchweiler 1704.

⁶⁾ Vgl. Anm. 4.

⁷⁾ 1702/03 Straßburg — St. Margarethen; 1706/07 Straßburg — St. Nikolaus; 1707 Straßburg — Wilhelmitanum; 1708/09 Straßburg — Prot. Alt.-St. Peter; 1709/10 Marmoutier; 1710 Andlau — Positiv; 1710/11 Basel — Münster; 1711/12 Basel — St. Peter; 1712/13 Oberehnheim — St. Peter und Paul (Gehäuse in Niederelnheim); 1713/16 Straßburg — Münster; 1715 Geudertheim; 1716 Straßburg — St. Stephan; 1717/18 Straßburg — St. Aurelien; 1718 Positiv (Straßburg); 1716/18 Straßburg — St. Maria Magdalena; 1718 Positiv (Mülhausen); 1719 Marmoutier — Positiv (soll im Musée Rohan — Strasbourg aufgestellt werden); 1720 Vigera — Positiv (Straßburg); 1717/20 Weissenburg/St. Johann; 1720 Weingarten (Projekt); 1721 St. Leonhard (in Ottrott); 1721/22 Kolbsheim — Schloß; 1721/22 Altenheim; 1723/29 Bischweiler; 1725 Straßburg — Allerheiligen; 1726 Bern — Münster (Projekt); 1726 Colmar — Dominikaner (seit 1803 in Niedermorschwihr); 1726/28 Straßburg — St. Wilhelm; 1728/30 Altdorf — Benediktinerabtei; 1729 Althann; 1728/32 Ebersmünster; 1729/32 Colmar — Spitalkirche; 1730 Frauenalb (Projekt); 1732 Königsbrück (in Wintzenbach); 1733 Positiv (Zabern); 1731/33 Rosheim — St. Peter und Paul (Gehäuse in Waldolwisheim); 1731 Weissenburg (Verhandlungen).

⁸⁾ Mathias — Wörsching, S. 160.

⁹⁾ Das sog. „Silbermannarchiv“; 5 Bände:

A I: „Bericht derer von meinem lieben Vatter Andreas Silbermann neben seinen vielen Instrumenten-Arbeiten verfertigten Orgeln“

A II: Konstruktionsangaben zu ca. 30 Orgeln des J. A. Silbermann

B I: „Elsässische Orgeln“

B II: „Auswärtige Orgeln“

B III: „Von Orgelmachern — auch Organisten, welche sich auf Orgeln verstanden oder vielmehr haben verstehen wollen“

¹⁰⁾ Die Orgeln des J. A. Silbermann: 1736 Positiv; 1736 Muhlbad; 1736/39 Abtei Marbach (seit 1791 in St. Pilt); 1737/39 Barr (seit 1852 in St. Pierre); 1737/40 Straßburg — St. Thomas; 1738 Colmar — Unterlindenkloster (in Eschentzwiller); 1740/42 Ensisheim; 1742/43 Guémar (seit 1843 in Griesheim-sur-Souffle); 1743 Straßburg — Allerheiligen; 1745 Guebweiler — Do-

minikar (Gehäuseteile seit 1805 in Erstein; 1745/47 Guebweiler — St. Leodegar (in Wasse-lonne); 1746 Bischofsheim; 1746 St. Quirin; 1746/47 St. Johann b. Zabern; 1747 Balbronn; 1747/49 Straßburg — Temple Neuf; 1750 Soultz; 1750 Schlettstadt — Kloster Sylo (seit 1888 in Sundhouse); 1751 Schlettstadt — Franziskaner; 1751 Muttersholtz; 1751 Alspach (seit 1792 in Katzenthal); 1751/52 Villingen — Abtei St. Georgen; 1752 Zabern (Projekt); um 1752 Baden-Baden (Positiv); 1752/55 Baden-Baden — Stiftskirche (Hauptgehäuse in Karlsruhe-Bulach — St. Cyriak); 1753/55 Colmar — St. Martin; 1754 Wörth; ? Herbsheim; ? Rumersheim; 1755/56 Abtei Pairis (seit 1791 in Turckheim); 1756 Offendorf (Teile in Saulxures); 1757/58 Kehl; 1758 Kloster Amtenhausen/Baden; 1759 Scherweiler; 1760 Hipsheim — St. Ludan; 1760 Rosheim — St. Stephan (in Hessenheim); 1759/61 Arlesheim; 1762 Priorat St. Ulrich/Baden (Projekt für 600 fl.); 1762 Straßburg — Kath. Jung St. Peter (seit 1865 in Soultz-les-Bains); 1763 Straßburg — St. Johann (1800—1943 in Mannheim — Konkordien); 1765 Châtenois; 1765 Weissenburg — St. Michael; 1765/66 Mülhausen — St. Stephan (in der Franz. Reform. Kirche); 1766/68 Schlettstadt — Münster (seit 1897 in Colmar — Dominikaner); 1767 Basel — St. Johann; 1767 Gamsheim — Bettenhofen; 1767/70 Basel — St. Theodor; 1768/69 Ettenheimmünster; 1768/70 Riegel; 1771 Basel — St. Leonhard (Lieferung des Rückpositivs); 1771 Guebweiler — Dominikanerinnen (1792 nach Walbach); 1771/72 Colmar — St. Catharinen (nach Morschwiller-le-Bas); 1771 Zwiefalten (abgelehntes Projekt); 1772/75 St. Blasien; 1772/76 Meißenheim; 1775 Schuttern (Projekt); 1776/77 St. Märgen; 1776/77 Morteau b. Neuenburg (abgelehntes Projekt); 1778 Buchweiler/Prot. Kirche; 1778/79 Offenbourg — Franziskaner; 1779 Erstein (Projekt); 1779 Blodelsheim; 1779/80 Straßburg — Prot. Jung St. Peter; 1780/81 Molsheim; 1779/81 Gries; 1781/83 Lahr — Stiftskirche. (58 Instrumente).

¹¹ Johann Conrad Sauer (I) war Werkmeister bei J. A. Silbermann und erscheint in Aufzeichnungen erstmals 1772 bei einer Balgpreparatur in Marmoutier. 1789 erbaute er eine Orgel mit 16 Registern für die Reformierte Kirche in Straßburg; 1790 reichte er in Hugsweiler einen Kostenvoranschlag ein, der im Registerbestand genau Silbermannscher Gepflogenheit entsprach: Manual: Montre 8' — Prestant 4' — Bourdon 8' — Nazard 3' — Doublette 2' — Tierce 1 3/5' — Larigot 1 1/2' — Flutte 4' — Fourniture 3 f. — Cornet 5 f. — Trompette 8' Zwei Tremulanten
Pedal: Supbaß 16' — Octavenbaß 8' — Trompette 8'

Sauers Werk sollte 2100 fl. kosten, im Verhältnis zu seinem Lehrmeister J. A. Silbermann im Preis etwas überhöht. Die Orgel wurde von

Mathias Martin aus Münchweiler gebaut (GLA 229/47383). 1829 starb Sohn Conrad (II), Theodor Sauer arbeitete noch 1830 in Lièpvre.

¹² Über Wetzel vgl. Meyer — Siat „La facture d'orgues“, S. 242 und 243.

¹³ „L'orgue“ — Revue Trimestrielle, Paris; No. 95/1961, p. 70.

¹⁴ Meyer — Siat „Les Callinet“, Straßburg, 1965; S. 137.

¹⁵ Gemeindearchiv Lahr; Abt. VI, 1, Fach 118, Fasz. 13: „Die Orgel in der Stiftskirche 1712—1912“.

¹⁶ GLA, Karlsruhe, Abt. 99: „Pfarrei S. Blasien — Acta betref. den accord mit H. Johann Andreas Silbermann orgelmachern von Straßburg wegen Einer neu zu machenden Orgel in hießige Stifts Kirche ab Anno 1771 biß 1775. samt quittungen über Bezahlungen“. Disposition nach Vertrag vom 25. 5. 1772.

¹⁷ GLA, Karlsruhe, Abt. 101/36: Orgelakten St. Märgen. Disposition nach Vertrag vom 29. 4. 1776.

¹⁸ GLA: St. Märgen, 101/36.

¹⁹ GLA: St. Blasien, 99.

²⁰ Positive (Hausorgeln) mit 4 Registern nicht berücksichtigt, desgl. Varianten, die durch Flachfeldaufteilungen bedingt sind. Gehäuse zumeist Eichenholz.

²¹ Stich der Orgel Straßburg — Temple Neuf im dortigen Rohanmuseum; Abb. der Orgel St. Blasien in P. Albert Hohn OSB: „Die Orgel der Gebrüder Stieffell in der Stadtkirche zu Rastatt“ — Rastatt, 1964; S. 11.

²² Médard Barth: „Elsaß, das Land der Orgeln im 19. Jahrhundert“ — Haguenau, 1966; S. 404: Schreiben vom 2. 11. 1736.

²³ Joseph Rabiny (18. 3. 1732 Ottoheuren — 16. 5. 1813 Rufach) seit 1754 bei Karl Riepp, Dijon, in der Lehre, 1770 Schüler bei J. A. Silbermann. Erbaute 1777/79 zusammen mit Louis Weber (Veb) die Orgel in Schuttern, 1778/81 diejenige zu Friesenheim/Lahr. Vgl. Anm. 41 und 44.

²⁴ Dieser Brief findet sich in Kopie bei den Orgelakten St. Märgen, GLA 101/36.

²⁵ P. Albert Hohn OSB: „Die Orgel des Johann Andreas Silbermann in der Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Landolin zu Ettenheimmünster“ in „Instrumentenbau Zeitschrift“, Jahrgang 1963, Heft 12, S. 392—407.

²⁶ Mathias — Wörsching a. a. O. S. 129 f. mit teilweise abgedruckten des Accords vom 30. 9. 1721.

²⁷ Im Vertrag ist „Subpaß von Holtz 8 schuh gedeckt 16 schuh thon“ angegeben. Dazu vgl. Anm. 28.

²⁸ GLA, Karlsruhe: Abt. 368/152: „Die Anschaffung und Unterhaltung der Orgel für die Kirche in Altenheim betr. 1805—1828“.

²⁹ Zu Schaxel vgl. B. Sulzmann: „Die Orgel- und Klavierbauerfamilie Schaxel in Herbolzheim und ihr Werk in Grafenhausen/Lahr“ in „In-

strumentenbau Zeitschrift“, Jahrgang 1966, Heft 6, S. 293—298.

³⁰⁾ Freundliche Mitteilung P. Albert Hohn vom 13. 8. 1964.

³¹⁾ P. A. Hohn: „Ettenheimmünster“, S. 394.

³²⁾ Über die Orgelbauerfamilie Martin in Münchweier und Waldkirch/Brsg. vgl. B. Sulzmann: „Die Mathias-Martin-Orgel der St. Romanuskirche zu Schweighausen/Baden“ in „Instrumentenbau Zeitschrift“, Jahrgang 1965, Heft 12, S. 506—511.

³³⁾ Vgl. dazu Martin Hesselbacher: „Die Silbermann-Orgel in Meißenheim“ in „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, Jahrgang 1966, Heft 3/4, S. 69—76. Fotografische Wiedergabe des Accords auf S. 71.

³⁴⁾ GLA: St. Märgen, 101/36.

³⁵⁾ GLA: St. Blasien, 99, fol. 40.

³⁶⁾ Johann Daniel Silbermann (31. 3. 1717 bis 9. 5. 1766), seit 1753 Erbe Gottfried Silbermanns in Freiberg/Sachsen.

³⁷⁾ Vgl. in diesem Zusammenhang das Schreiben nach St. Märgen vom 30. 4. 1776 (GLA, 101/36):

„Dero gechrtes Schreiben vom 26te März mit bey geschlossenem accord habe wohl erhalten, und so gleich die bey komende abriße mit dem Modell verfertiget . . . Morgen werde dem St. blaßien Fuhrmann ein Kästlein mit den Zum OrgelKasten gehörigen Rißen und Modell, nebst meinem Accord Zu stellen, um solches unter dero adresse in der Probstey Allerheiligen in Freyburg abZu geben . . .“

³⁸⁾ Johann Heinrich Silbermann (24. 9. 1727 bis 15. 1. 1799).

³⁹⁾ Johann Friedrich Silbermann (21. 6. 1762 bis 9. 3. 1805).

⁴⁰⁾ GLA: St. Blasien, 99, fol. 37 r^o.

⁴¹⁾ J. Wörsching: „Der Orgelbauer Karl Riipp“; Mainz, 1940, S. 165; Vgl. Anm. 23 und 44.

⁴²⁾ Ambrosius Ronzoni „ein Italiener“, war um 1765 Orgelbauer in Burckheim am Kaiserstuhl. Arbeiten: 1766 Rheinau, 1768 Rust, 1767/68 Köndringen, 1768/70 Lahr — Stiftskirche, 1768/70 Schuttern (Orgel mit 40 Registern), 1778 Allmannsweier, 1793 Stockach u. a. Taucht kurz vor 1800 in Wischau/Mähren als Ambros Romzeny auf.

⁴³⁾ Freundliche Mitteilung P. Albert Hohn vom 13. 8. 1964.

⁴⁴⁾ Silbermann-Archiv B III, S. 212. Vgl. Anm. 23 und 41.

⁴⁵⁾ Georg Friedrich Merckel (gest. 1766 in Straßburg) wird als „Pfuscher“ bei J. A. Silbermann öfters erwähnt. Einige seiner Arbeiten: 1720 St. Johann b. Zabern, 1720 Dambach-laville, 1723 Straßburg — Kath. Alt St. Peter, 1727 Katzenthal, 1729/30 Willstätt/Kehl, 1735 Benfeld, 1717 Zell a. H. — Maria zur Ketten, 1717 Lahr — Stiftskirche, 1730 (?) Gengenbach — Abtei, 1739 Geispolsheim, 1744 Meistratzheim, 1748 Illkirch, 1750 Pfaffenhofen, um 1750 Berstett, 1758 Hindisheim, um 1765 Meyenheim.

⁴⁶⁾ Erkennbar auf einem Stich (1736) des Stiftungsschaffners Dreyspring — Lahr. Abb. in „Geroldseckerland“, Jahrgang 1966/67, Nr. 9, S. 55.

⁴⁷⁾ Vgl. Anm. 15.

⁴⁸⁾ GLA: St. Blasien, 99.

Aus der Geschichte des geistig-kulturellen Lebens der Stadt Lahr

Von Hermann Wiedtemann, Köln

Die Quellen über die Frühzeit Lahrs fließen schon im allgemeinen spärlich. Noch schwieriger ist es, über die Anfänge des geistig-kulturellen Lebens Bestimmtes auszusagen. Dafür kann nur aus einigen historischen Fakten Wahrscheinliches vermutet werden. Es sei dies: Zwischen 1215, als der Ritter Henricus de Lare urkundlich erwähnt wird, und 1259, als Walter I. von Geroldseck nach dem letzten Willen seiner Gemahlin Heilika ein Spital stiftet, ist hier eine Burg entstanden. Nach ihren Resten, dem Storchenturm und den Teilen der anstoßenden Palaswände, sowie dem erhaltenen Grundriß aus späterer Zeit hat der Kenner hohenstaufischer Schlösser und Burgen, Hubert Graf Waldburg-Wolfegg, geurteilt, daß „eine Burg von derart regelmäßiger Anlage auf deutschem Boden ohne Vergleich“ sei. Sie wiederhole in ihrem Grundriß die Schlösser von Catania und Syrakus. Besonders verweist er auf einen der schönsten Bauten Kaiser Friedrichs II., auf Maniace in Syrakus von 1235. Das gilt auch für ein anderes dieser Schlösser: Wenn wir nämlich in Eberhard Orthbands „Bildbuch deutscher Geschichte“ die Wiedergabe des Kastells Orsino in Catania (S. 123), das Friedrich dort in den Jahren 1232 bis 1240 erbauen ließ, mit der Lahrer Tiefburg in ihrer ehemaligen Gestalt vergleichen, sind wir von der Ähnlichkeit beider überrascht. Graf Waldburg-Wolfegg rühmt die Lahrer Burg geradezu als „Höhepunkt der Schlösser im Nordreich der Hohenstaufen“. Wo nun aber ein solcher Bau errichtet wurde, dürfen wir doch wohl einen Kunstsinn voraussetzen, der auch das Leben in ihm bestimmte. Und dann ist nicht von der Hand zu weisen, daß in diesem Palas nicht selten Lieder der Minnesänger erklingen sind und die darin Versammelten dem Vortrag von Epen jener Zeit gelauscht

haben könnten — vielleicht solchen Gottfrieds von Straßburg oder Hartmanns von der Aue, des Wolfram von Eschenbach oder den Aventiuren des Nibelungenliedes und anderem. Das ist für die ritterliche Gesellschaft, die in Lare zusammenkam, möglich. Wir brauchen nicht nur an Gelage und Turniere zu denken.

Und nun ein anderes. Die Betreuung des Spitals übertrug Walter Augustiner-Chorherren, deren erste aus dem elsässischen Kloster Steiga kamen. Es entstand alsbald auf dem in der Nähe der Burg geschenkten Boden das Lahrer Kloster und seine Kirche mit ihrem beachtenswerten frühgotischen Chor. „Ecclesia“ und „Gotteshaus“ der Brüder von Lare sind in Schenkungsurkunden von 1267 und 1275 bereits erwähnt. Über das geistige Leben im Kloster erfahren wir nichts. Aber wahrscheinlich haben sich Priore und Chorherren nicht nur der Krankenpflege und der bezugten Mehrung des Klostervermögens gewidmet, sondern doch wie die Augustiner sonst auch theologischen Studien. Hervorgetreten ist freilich keiner von ihnen in der Weise, daß er einen Platz in der Geistesgeschichte errungen hätte. Das schließt aber nicht aus, daß die scholastische Schule oder die mystische Bewegung sie nicht etwa von Straßburg her berührt hätte. Blicken wir auch noch in die Spätzeit dieser Institution. Wie in den anderen Klöstern des Steiger Ordens, verminderte sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Zahl der Mönche so sehr, daß 1482 die Umwandlung in ein weltgeistliches Stift erfolgte, der Prior Stiftsdekan, etliche der Fratres Stiftsherren, andere Vikare wurden. Und drei Jahre später gingen die Rechte der Pfarrei Burgheim, bis dahin für Lahr zuständig, auf die Stiftskirche über. Einer der letzten Stiftsdekan aber an der Wende zum 16. Jahrhundert,



*Minnesänger Konrad von 'Wissenlo' um 1300
Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift*

Jakob Boll, war geistig sehr rührig. Das ist der Tatsache zu entnehmen, daß er mit dem elsässischen Humanisten Jakob Wimpfeling in Briefwechsel stand. Boll war ein Mann, der von der Reformbedürftigkeit der damaligen kirchlichen Zustände überzeugt war und bei der Lahrer Bürgerschaft besonderes Ansehen genoß. Das wirft auf beide, den Dekan und die Bürger, ein bezeichnendes Licht.

Und wie nun mag es in kultureller Hinsicht um die Lahrer selbst bestellt gewesen sein? Auch darüber schweigen die Quellen. 1267 war aus der Siedlung nördlich der Burg das Dorf Lare geworden, und dieses wurde nach 1277 zur Stadt erhoben, deren Begrenzung nach Norden zunächst bei der heutigen Kirch- und Metzgerstraße zu suchen ist. Das Wachstum verlangte im 14. und

15. Jahrhundert Erweiterungen des Mauerringes, und vor den Toren entstanden nach ihnen benannte Vorstädte — die Vogts-, die Rappen- und die Dinglinger Vorstadt. Das kulturelle Leben? Es ist nicht anders gewesen als in vergleichbaren Landstädten — gewesen also wie wir es den Kulturgeschichten für diese Zeiten entnehmen können.

Zu beachten ist dafür, daß auch die Ortenau jahrhundertlang unter der wirtschaftlichen wie kulturellen Vorherrschaft Straßburgs stand. Keine ihrer Städte erhob sich da über die Rolle einer bloßen Handwerker-, Bauern- und Amtsstadt mit einem verhältnismäßig engen Wirkungskreis. So auch Lahr. Und es bestanden mancherlei Bindungen an Straßburg, auch wenn es keine direkt politischen waren. Aber die Reichsstadt über dem Rhein wurde als Garant der städtischen Rechte Lahrs bestellt, als die Bürgerschaft 1377 mit ihrer Landesherrschaft den Freiheitsbrief aushandelte. Dieses Dokument beweist, daß sich schon früh innerhalb der Stadtmauern ein rühriges und selbstbewußtes, auf das Seine stark bedachtes Bürgertum gebildet hatte. Und das 21 Jahre zuvor angelegte Bürgerbuch gibt einen Einblick in die Zusammensetzung der Einwohnerschaft. Gleichzeitig bezeugt es, daß auch über hundert „Ausbürger“ den Schutz der Stadtmauern und die hier geltenden bürgerlichen Rechte erworben hatten. Wie hartnäckig die Lahrer auf ihren Privilegien bestanden, zeigt ein zwanzigjähriger Rechtsstreit der Stadt mit den Nassauer Landesherrn am Ende des 18. Jahrhunderts, der „Lahrer Prozeß“, den man sich sehr viel kosten ließ. Und noch 1803 beim Übergang an Baden versuchte Lahr, sich die alten Rechte zu erhalten. Das bezeugt, daß die Lahrer von altersher, selbst wenn sie es nicht vermochten, die Landesherrschaft abzuschütteln und reichsfrei zu werden, doch auf einen beträchtlichen Spielraum städtischer Selbstverwaltung bedacht

waren und ihn lange zu wahren wußten. Auch das muß in dieser Skizze hervorgehoben werden.

Verwunderlich aber ist, daß die Reformation nicht stürmischer eingeführt wurde als es geschah. Und das trotz der Nähe Straßburgs. Von dort her mußte man in Lahr ja besonderen Kontakt mit der kirchlichen Bewegung und Wandlung besitzen. Aber vermutlich wirkte sich hier aus, daß ein eigenes geistiges Zentrum in der Stadt selbst nicht bestand und die Haltung der damals zwei Landesherrschaften, Nassau und Baden-Baden, verschieden und schwankend war. Aus den sicher vorhandenen Anhängern der reformatorischen Bewegung erwuchs keine geistig führende Persönlichkeit. Als dann die obrigkeitliche Entscheidung gefallen war, wurde man protestantisch und blieb es, dabei auch gegenreformatorischen Versuchen Widerstand leistend. Wirtschaftliche und politische Aktivität scheint zu allen Zeiten stärker gewesen zu sein. Das zeigt sich sowohl in dem unbeirrbaren Aufbauwillen nach kriegerischen Zerstörungen, die die Stadt im Dreißigjährigen Krieg oder im September 1677 heimsuchten, wie in den Sympathien, die teilweise der Bauernkrieg, später allgemeiner die Französische Revolution und die liberale Bewegung des 19. Jahrhunderts hier fanden. Daß aber sehr wohl mit dem vorwiegend merkantilen Geist sich zuzeiten auch Kunstsinn paarte, davon kündeten noch heute das repräsentative Alte Rathaus von 1608 und eine Reihe privater Bauten vor allem des späten 18. Jahrhunderts, als Lahr einen solchen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, daß es für einige Zeit die bedeutendste Industrie- und Handelsstadt zwischen Frankfurt und Basel wurde.

Damals war auch der gesellschaftliche Boden für ein stärkeres kulturelles Interesse bereitet. Wir gedenken dabei der Tätigkeit des dichtenden Dekans Christian Heinrich Müller, der 1760 in Lahr geboren wurde,

1835 da starb, und dessen poetisches Werk, von seinem Nachfolger Fecht herausgegeben, gedruckt erhalten blieb: Gedichte, Lieder zu festlichen Anlässen, Epigramme, Charaden und — eine Besonderheit — gereimte Reden zu den Schuljahrsschlüssen des Pädagogiums eineinhalb Jahrzehnte hin, 1824 auch eine solche Predigt zum Ernte-, Herbst- und Dankfest. Daß das möglich war, sagt auch etwas über seine Zuhörer aus. Etwas vom Geist des deutschen Idealismus und der Klassiker hatte diese Bürger des 19. Jahrhunderts berührt und aufgeschlossen. Zeugnis dafür ist auch ihre zahlreiche Teilnahme an jenen Feiern auf dem Schutterlindenberg zum Gedenken an die Leipziger Schlacht mit den zündenden Reden des Oberamtmanns von Liebenstein oder an der denkwürdigen Schillerfeier von 1859. Und dasselbe gilt für den herzlichen Empfang, den im Vormärz Hoffmann von Fallersleben hier fand oder später die Verehrung Bismarcks in Lahr.

Gerade im frühen 19. Jahrhundert legte man in Lahr ganz besonderen Wert auf gute Schulbildung. Man war bestrebt, den Kinder „einen tüchtigen Schulsack zu verschaffen“. So wurde neben den städtischen Elementar-, den ersten und zweiten Knaben- und Mädchenschulen, wie sie damals benannt waren, der Burgheimer und der Armen-Schule, anstelle der älteren Lateinschule 1804 das Pädagogium errichtet. An ihm wurden die Schüler zunächst etwa bis Obertertiapensum in den Fächern Deutsch, Französisch, Latein, Griechisch, Religion, Geographie, Geschichte, Mythologie, Naturgeschichte, Rechnen, Mathematik, Maschinenlehre, Schönschreiben, architektonischem und Handzeichnen unterrichtet. Jährlich fand eine öffentliche Prüfung mit Preisverteilung statt. Die Schule besaß ein Naturalienkabinett, Modelle, etwa 2000 Bände aus der Bibliothek des ehemaligen Klosters Ettenheimmünster, dazu eine besondere Jugendbibliothek, die laufend aus Gebühniserträgen und

Schenkungen vergrößert wurde. Verbunden war mit diesem Pädagogium eine Töchterschule, zeitweise waren auch Realklassen angeschlossen. 1840 wurde diese Lehranstalt als (Pro-) Gymnasium bis zur Obersekunda und 1882 zum Vollgymnasium erweitert. Es ist die bis heute erhaltene höhere Schule Lahr, das jetzige Scheffel-Gymnasium. Andere höhere und sonstige Lehranstalten kamen im Laufe der Jahrzehnte hinzu.

Schwieriger war es um eine Institution für Erwachsenenbildung bestellt. So berichtet Amtmann Ferdinand Stein in seiner „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr.“ von 1827, daß 1816 ein „Museum“ gegründet worden war. Zu verstehen ist darunter ein Leseverein mit Lesezimmer. Es lagen dort u. a. politische und literarische Blätter auf. Aber bereits vor 1827 war diese Einrichtung wieder aufgehoben worden, hatte sich also offenbar keines allzu großen Zuspruchs erfreut. Die Männer trafen sich nach Steins Aussage am Abend lieber in den Brauereien und Bierkellern, „da der Geschäftsmann abends sich unterhalten, aber nicht lesen will“, und die Frauen fanden sich in Tee- und Spielkränzchen zusammen. Auch stärkeres Theaterinteresse scheint erst später erwacht zu sein. Um diese Zeit, also im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und auch noch darüber hinaus, schlugen nur hin und wieder Schauspieltruppen ihre Bühne in einem Wirtshaussaal auf.

Die Mitte des Jahrhunderts war kulturellem Leben nicht sehr hold. Das Politische fesselte die Lahrer mehr. Die badische Verfassung und der Landtag in Karlsruhe, zu dem man Abgeordnete mit freiheitlicher Einstellung entsandte, fand stärkeres Interesse als das Musische. Aus Lahr stammte einer der Redner auf dem Hambacher Fest, Philipp Jakob Siebenpfeiffer. Und 1848/49 engagierte sich ein Teil der Bürgerschaft stark. Als danach 1859 Schillers 100. Geburtstag gefeiert wurde, da war es gerade

hier in der Erkenntnis seiner gesamtdeutschen Geltung Aufruf zum Zusammenschluß der Länder und Bekenntnis zu deutscher Einheit wie zuvor schon nach 1815 und zur Zeit der Paulskirchenversammlung. Das Jahr 1871 sollte die Erfüllung bringen. Darauf aber gründete in dem so liberal bestimmten Lahr die hohe Verehrung des Reichsgründers auch über seine Entlassung hinaus.

Auf seine ganze Geschichte hin gesehen, hatte Lahr das regste kulturelle Leben im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Und damals prägte Joseph Viktor von Scheffel für die Stadt die Bezeichnung „Schutter-Athen“. Nicht daß in dieser Zeitspanne hier Philosophenschulen oder mit der Antike wetteifernde Architektur- und Bildwerke entstanden wären. So etwas gilt schon eher für „Spree-Athen“, was Scheffel vermutlich Anstoß für seine Wortschöpfung war. Aber ein paar Männer, mit denen er freundschaftlich verbunden war, wirkten dichterisch in der Amtsstadt an der Schutter. Das veranlaßte ihn, wohl mit einer Prise Ironie, sie so zu benennen.

Da war einmal und zunächst der Oberamtsrichter Ludwig Eichrodt, der zwar in Durlach geboren war, aber eine Lahrerin, Lisette Jost, zur Mutter hatte. Er war, nachdem schon mancherlei, vor allem Humoristisches, von ihm veröffentlicht war — so in den „Fliegenden Blättern“, dann die „Gesänge Biedermaiers und Schartenmaiers“, schließlich die mittelbadischen Dialektgedichte „Rheinschwäbisch“ — 1859 mit dem Lahrer Verleger Schauenburg in Verbindung getreten. Bei diesen erschienen Eichrods dramatisches Bild „Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf Heidelbergs Gassen“ und seine politische Broschüre. „Die natürlichen Grenzen und Deutschlands Herstellung nebst einem Blick auf Europas Gleichgewicht von einem Deutschen“, außerdem Beiträge im „Hinkenden“ und in der „Dorfzeitung“, dann 1869 seine bis dahin gesam-

melten humoristischen Dichtungen unter dem Titel „Lyrische Karikaturen und Kehraus“. Im selben Jahre übernahm Eichrodt die Redaktion des in der Hauptsache humoristischen Anhangs zum „Lahrer Kommersbuch“, in den neben Liedern Scheffels auch solche von ihm selbst Aufnahme fanden. Und um dem näher zu sein, ließ Eichrodt sich von Bühl nach Lahr versetzen. Vielfach beteiligte er sich da auch am geselligen und kulturellen Leben in der Stadt. Eng verbunden war er u. a. der Kasinogesellschaft wie der in seiner Lahrer Zeit aus der testamentarischen Stiftung Jamms entstandenen Stadtbibliothek. Als er 1892 starb und seine noch heute erhaltene Ruhestätte auf dem Friedhof an der Stiftskirche fand, sang ihm die „Concordia“ das Grablied und ein Nachruf bezeugte die Wertschätzung, deren er sich hier erfreute. Es heißt darin: „Eichrodt war hier im höchsten Maße beliebt, man wußte, daß er mit der Schutterstadt nach und nach völlig verwachsen sei, jeder sah und sprach ihn gern.“



Der andere, der mithilfe, Lahr das Prädikat „Schutter-Athen“ zu erwerben, war Friedrich Geßler (1844—91). Aus alter Lahrer Familie, im Bankfach, zuletzt in leitender Stellung, tätig, war er schon in jungen Jahren mit Dramen („Friedrich Staps“ und „Reinhold Lenz“) hervorgetreten. Er hatte in Meißenheim das Grab Friederike Brions wieder aufgefunden und half ihr Denkmal schaffen. Die Verse auf dem Denkmal Grimmelshausens in Renchen stammen von ihm. Ein Zeugnis seines autodidaktischen Einlebens in die klassische Welt ist seine „Cassandra“-Tragödie. Mit den Verserzählungen „Dieter und Waldheide“ und „Hohengeroldseck“ wandte er sich in den achtziger Jahren heimatlichen Stoffen zu. Und gleichermaßen alemannische Volksdichtung wurden seine humoristischen Epen „Der Röhrle von Häfner-Neuhausen“ und „Romejas, der Riese von Villingen“. In den

1899 herausgegebenen „Gesammelten Dichtungen“ Geßlers finden sich auch seine Gedichte und eine Anzahl von Prosaarbeiten — Novellen, Erzählungen, Plaudereien.

Und einen Dritten hatten die beiden ins Schuttertal gezogen: Ludwig Auerbach, den Dichter von „O Schwarzwald, o Heimat . . .“, der eine Zeitlang im nahen Seelbach lebte.

Zu „Schutter-Athen“ gehört außer diesem Triumvirat ihr Verlag. Von dem ursprünglichen Buchbinder Johann Heinrich Geiger unter mancherlei Schwierigkeiten gegründet, war er schon einige Jahrzehnte alt, als 1854 der aus dem westfälischen Herford stammende Moritz Schauenburg eine Enkelin des Begründers heiratete und den Verlag weiterführte, zu dessen bedeutendsten Publikationen der „Hinkende Bote“ gehörte, der auch heute noch Jahr um Jahr einen Weg weit in die Welt hinaus nimmt.

Schauenburg fügte dem unternehmungs-
freudig vielerlei hinzu, darunter eben das
im Zusammenhang mit Ludwig Eichrodt ge-
nannte Kommersbuch.

Noch in den letzten Lebensjahren der
„Schutter-Athener“ Dichter bekam Lahr ein
festes Stadttheater. Für die große Gewerbe-
ausstellung im Jahre 1884 war im Hof der
Luisenschule eine Maschinenhalle errichtet
worden. Sie blieb danach stehen und diente
bis 1890 als Turnhalle. Dann wechselte sie
ihre Bestimmung abermals. Sie wurde zum
Theater ausgebaut, das ungefähr vierhundert
Personen faßte. Und sie war vollbesetzt, als
am 4. Oktober die Eröffnungsvorstellung
über die Bühne ging. Es spielte das fest
engagierte Ensemble von August Axtmann.
Nach einiger Zeit urteilte kein geringerer
als der später bekanntgewordene Literar-
historiker Adolf Bartels, der zu dieser Zeit
Redakteur der „Lahrer Zeitung“ war: „Der
Theaterbesuch ist den Lahrern, wenn nicht
alles täuscht, bereits Bedürfnis geworden.
Abend für Abend versammelt sich vor den
weltbedeutenden Brettern eine empfängliche
Gemeinde und folgt den Vorgängen auf der
Bühne mit einer Hingebung und Spannung,
wie sie sich kein Theaterdirektor, kein Schau-
spieler größer wünschen kann. Nicht nur die
Sperrsitze unten, auch die Plätze der höheren
Regionen sind stets besetzt, und es ist schwer
zu entscheiden, woher der wärmste Beifall
kommt, überall begegnet man dem regsten
Interesse.“ Auch die Schauspieler wurden
von ihm gelobt, zumal wenn sie sich an
schwierigen Stücken mit Erfolg versuchten.
Als vortreffliche Aufführungen bezeichnete
Bartels beispielsweise die von Schillers „Ka-
bale und Liebe“, vom „Raub der Sabinerin-
nen“ und von Laubes „Karlsschülern“. Mit-

unter wurden auch berühmte Gastspieler
herangezogen, so etwa Wilhelm Kratt und
Bassermann. Viele Lahrer hatten hier fast
drei Jahrzehnte ihre eindrucksvolle Begeg-
nung mit der Theaterwelt, und das stetig,
nicht nur hin und wieder. Doch im Novem-
ber 1919 brannte dieses Gebäude ab und
wurde nicht erneuert. Erst 1936 wurde da-
für in der Stadthalle ein Ersatz geschaffen.
Ein eigenes Ensemble erhielt Lahr freilich
nicht mehr, sondern es werden die verschie-
densten Gastbühnen herangezogen.

Blicken wir von daher abschließend weiter
auf das gegenwärtige geistig-kulturelle Le-
ben in der Schutterstadt, so wollen wir auf
das Wirken der zum Teil schon alten Ge-
sangvereine hinweisen, auf die von der
Stadtverwaltung getragenen beachtlichen
Konzertreihen und vielfältigen Kunstaus-
stellungen, auf Vortragsreihen, die seit Jah-
ren die Volkshochschule bringt, auf mancher-
lei Veranstaltungen des „Lahrer Jugend-
prisma“ und anderer Vereine und Verbände.
Es soll die Stadtbibliothek genannt sein
und das jetzt über ein Jahrzehnt erschei-
nende Jahrbuch des Landkreises Lahr „Ge-
roldsecker Land“, von Landrat Dr. Wimmer
ins Leben gerufen, von dem in der Stadt
lebenden Dramatiker Friedrich Roth hervor-
ragend betreut. Und endlich darf in diesem
Heft nicht versäumt werden, der Tätigkeit
der Lahrer Ortsgruppe des Landesvereins
„Badische Heimat“ zu gedenken, wie sie sich
aus der Initiative des im vorigen Jahre von
uns gegangenen Emil Baader entfaltet hat,
mit ihren Vortragsabenden, Dichterlesungen,
Fahrten und — jährliche Höhepunkte —
den Langenharder Hebelschoppen. Sie wurde
damit zu einem festen Faktor im geistig-
kulturellen Leben Lahrs, dessen Geschichte
hier skizziert werden sollte.

Das Friederiken-Grab in Meißenheim

Von Friedrich Schwärzel, Karlsruhe

Lage der Briongräber

Auf dem mauerumsäumten alten Kirchhof in Meißenheim ist an der Ostwand der Kirche Friederike *Brion*, Goethes Jugendliebe, zur letzten Ruhe gebettet. Ein schlichter Denkstein, den begeisterte Freunde des großen Dichters im Jahre 1866 stifteten, schmückt das ehemals vergessene Grab. Daneben liegen die Gräber ihrer Schwester Maria Salome *Marx*, geborene *Brion*, und ihres Schwagers, des Pfarrers und Magisters Gottfried *Marx*. Dieser stille Kirchhofswinkel ist alljährlich das Ziel vieler Besucher, die dann auch die schöne Barockkirche, das stattliche Pfarrhaus und das freundliche Dorf, in dem Friederike von 1805 bis 1813 ihre letzten Lebensjahre verbrachte, kennen lernen wollen.

In Diersburg und Meißenheim

Als Pfarrer Marx am 18. Februar 1805 von dem Senior der Grundherrschaft Meißenheim, dem französischen General Freiherr Friedrich von *Wurmser*, die Pfarrei Meißenheim übertragen wurde, hatte er bereits 22½ Jahre lang im Schwarzwalddorf Diersburg das evangelische Pfarramt bekleidet. Seinen Bemühungen verdankt die dortige Kirchengemeinde die 1789/1790 erbaute und heute noch benutzte einfache Kirche, für die er selbst im Lande milde Gaben gesammelt hatte. Auf Bitten der erkrankten Schwester war Friederike im Jahre 1801 von Rothau im Elsaß in das Pfarrhaus nach Diersburg gekommen, um ihr den Haushalt zu führen. Eine an dem bescheidenen Gebäude angebrachte Gedenktafel mit dem Spruch aus Goethes *Tasso* I, 1: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht“, weist noch auf den damaligen Aufenthalt Friederikens, von 1801 bis 1805, hin. Sie, die hilfsbereite Tante der Pfarrfamilie, war nun im Rieddorf Meißenheim, mit nahezu 650 Einwohnern, einem



Friederike Brion

geräumigen Pfarrhaus, zu dem eine große Scheune, Stallungen und landwirtschaftlich genutzte Güter gehörten, zur Unterstützung in der Leitung und der Seelsorge unentbehrlich. Die kranke Schwester starb trotz aufopfernder Pflege bereits am 15. Januar 1807. Der Arbeit des Pfarrers *Marx* stellt ein Visitationsbericht des Dekanats Mahlberg im Jahre 1808 das lobende Zeugnis aus, „daß er seine Pflichten aufs strengste erfülle. Er nütze auch durch einen freundlichen Umgang mit den Leuten. Er seye ein Wittwer, habe seine Kinder gut erzogen, gehe in der Häuslichkeit seiner Gemeinde mit gutem Beispiel voran und seye überhaupt ein rechtes Vorbild seiner Herde.“

Friederikes Wohltätigkeit

Von der „Danten“, wie sie in einer Meißenheimer Familienbibel genannt wird, liegen ebenfalls rühmende Zeugnisse der Ortsbewohner vor. Der als junger Mann oft im Pfarrhaus beschäftigte Totengräber Andreas Hockenjos berichtet im hohen Alter von ihr: „Oft hat sie nächtlicherweile heimlich Kuchen



Meißenheim

Foto-Dieterle, Lahr

und sonstige Dinge gebacken und hat sie am Morgen in die Hütten der Armen gebracht. Die Kranken hatten an ihr eine treue Wärterin, und an manchem Lager hat sie gewacht und Gutes getan.“ Sie wurde als eine schlanke, hochgewachsene Gestalt mit reichem blondlockigem Haar geschildert. Ihr heiteres Gemüt, ihre große Güte und ein herzliches Verhältnis zu den Verwandten geht aus zwei Briefen hervor, die Friederike in den Jahren 1811 und 1812 von Meißenheim aus an ihren Neffen Fritz, den Sohn ihres Bruders, des Pfarrers Christian Brion in Niederbronn, gerichtet hat. Sie erscheint als eine abgeklärte Persönlichkeit, die fest im Leben stand, frei von jeder Bitterkeit und elegischer Stimmung. Am 3. April 1813 starb sie „gottergebenen Sinnes“, wie Johannes Velz, der in der letzten Nacht an ihrem Krankenlager gewacht hatte, als hochbetagter Mann erzählte.

Das vergessene Grab

Die Verwandten im Meißenheimer Pfarrhaus, Pfarrer Fischer und seine Gattin Friederike

derike Karoline, die Nichte von Friederike, waren 1859, bzw. 1860 gestorben. So kam es, daß im Jahre 1865 der jugendliche Dichter Friedrich Geßler von Lahr alle drei Briongräber in einem ungepflegten Zustand vorfand. Er ließ sich von dem alten Totengräber Hockenjos das Grab Friederikens zeigen und brachte mit seinem Freunde Hugo Oelbermann durch Aufrufe in Zeitungen die Mittel zusammen, mit denen der Denkstein von dem Mannheimer Bildhauer Wilhelm Hornberger erstellt werden konnte.

Das Grabmal

Am 19. August 1866 wurde das Grabmal feierlich enthüllt, wobei der 22jährige Dichter Geßler die Weiherede hielt. Ein festlicher Zug der Meißenheimer bewegte sich unter Vorantritt der hochbetagten Männer, Totengräber Hockenjos und Johannes Velz, zu den Grabstätten, wo Sänger von Lahr und Meißenheim mit feierlichen Liedern die Reden Geßlers und Georg Feins aus der Schweiz umrahmten.



Grabstätte der Friederike Brion in Meißenheim

Das Marmorbildnis der jugendlichen Friederike, in Medaillenform auf goldnem Grunde, wurde in Ermangelung eines verbürgten Porträts nach den Gesichtszügen einer Urgroßnichte von Friederike, der damals 25jährigen Frieda Fischer geformt. Diese hatte nach Aussagen des Totengräbers Hockenjos und der Anna Maria Lohrer, genannt „Lohrer-Mai“, die mehr als 40 Jahre bei Pfarrer Fischer im Dienst gestanden war, große Ähnlichkeit mit ihrer Urgroßtante. Die heutige Grabinschrift, die 1931 erneuert und ergänzt wurde, lautet:

Friederike Brion
von Sesenheim gewidmet
19. IV. 1752 — 3. IV. 1813

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Dieser sinnige Spruch wurde von dem in Mannheim lebenden Freiheitsdichter Ludwig *Eckardt* verfaßt. Bekanntlich ist das Protokoll, das Friederikens Schwager Marx am 5. April 1813 in das Meißenheimer Sterbebuch mit der Angabe eintrug, sie sei „im Alter von ohngefähr 58 Jahren“ gestorben, unzutreffend. Da in den Wirren der französischen Revolution die Taufakten von Friederike am Geburtsort Niederrödern verloren gingen, konnte das Geburtsdatum nicht ermittelt werden. Bei der erwähnten Gräberinstandsetzung, die 1931 unter behördlicher Aufsicht vorgenommen wurde, fügte man als Geburtsdatum den 19. IV. 1752 zu dem Datum des Todestages. Es wurde offenbar der Schrift von P. Th. Falck, Friederike Brion, Berlin 1884 entnommen, obwohl es von ver-

schiedenen Forschern als glaubwürdiges Zeugnis abgelehnt wird. Dazu sei bemerkt, daß im Universal-Lexikon vom Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1847, Spalten 1769/1770 bei Meißenheim von Friederike nachstehende Notiz zu lesen ist: „Zu erwähnen ist noch, daß Friederike Brion, Tochter des Pfarrers von Sessenheim, bekannt als Jugendliebte Goethes, bei ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx, hier lebte und im Jahre 1813 in ihrem 63sten Lebensjahre starb.“ Nach dieser statistischen Mitteilung, die nur von dem damals amtierenden Pfarrer Fischer stammen kann, hatte Friederike an ihrem Todestag, dem 3. April 1813, das 62. Lebensjahr bereits vollendet.

Ergänzend sei noch darauf hingewiesen, daß im Jahre 1894 bei einer Renovierung der drei Gräber der Schriftsteller Gustav Adolf Müller auf der Grabplatte von Friederikens Schwester eine Syenitplatte anbringen ließ, die dann 1931 über dem Grab in die Kirchenwand eingefügt wurde. Die von ihm verfaßte Inschrift lautet:

Hier ruht
Unsterblich wie Friederike
„Olivie“

Maria Salomea M a r x , geb. B r i o n
geb. 1749 gest. 1807

Wer einem Dichter hold begegnet
Deß' Name bleibt fortan gesegnet

Auf der Grabplatte des Pfarrers Marx sind folgende Worte eingemeißelt: „Der Asche des weil. M. G. Marx, gewesenen Pfarrers dahier, gestorben den 15. Januar 1819, gewidmet von seinen dankbaren Kindern.“

In gleicher Schrift ist auf der Grabplatte der Pfarrfrau zu lesen: „Maria Salome Marx, geb. Brion von Sessenheim, geboren den 7. September 1749, gestorben den 15. Januar 1807.“

Seit dem ersten Friederikentag im Jahre 1866 wurde das in Meißenheim ruhende „Heidenröslein“ wiederholt in würdigen Gedächtnisfeiern geehrt. Die Gemeinde Meißenheim ist sich der großen Bedeutung dieser Weihestätte bewußt und wird sie stets mit liebender Sorgfalt pflegen.

Du bist mein Leben
Du bist mein Glück
Du bist mein Heil
und die Erfüllung
meiner Wünsche.

Maria Salomea
Den 4. Oct. 1807

Dein treuer
Gatte
Friedr. Brion

Handschrift von Friederike Brion

Lahrer Köpfe

Zusammengestellt von Willi Hensle, Lahr

In einem Heft über den Landkreis Lahr dürfen Namen und Lebensbilder von Persönlichkeiten nicht fehlen, die durch ihr Schaffen und ihr Werk nicht nur sich selbst, sondern auch den ihnen angestammten oder erwählten Lebensraum in größerem Maße bekannt gemacht haben.

Viele Namen wären hier zu nennen, die einer Erwähnung und Erinnerung wert sind, deren Träger auf irgendeinem Gebiet als Forscher oder Gelehrte, als Kaufleute und Industrielle, als Schriftsteller und Dichter, als Künstler, Techniker und Erfinder, als Politiker oder Menschenfreunde ihrer engeren Heimat im Geroldsecker Land und darüber hinauswirkend den deutschen Menschen und der Allgemeinheit gedient haben. Es ist hier jedoch nicht Platz und Raum genug vorhanden, um alle diese Persönlichkeiten ausführlich zu würdigen; dennoch aber soll der Versuch gewagt werden, die im Verlauf von knapp zwei Jahrhunderten festzustellende und zu beobachtende Reichhaltigkeit und Vielfalt der Begabungen aus dem Lahrer Raum in wenigen markanten Einzelportraits stellvertretend für die vielen anderen, die unerwähnt bleiben müssen, und als Ergänzung zu den Heimatpreisträgern des Landkreises Lahr herauszustellen.

Karl Ludwig Freiherr von Lotzbeck

Begründer der oberrheinischen Tabakindustrie

(1754—1826)

Mit Lotzbecks Namen verbindet sich im Volksmund immer noch die Vorstellung vom Schnupftabak. Der als Sohn eines Lahrer Hanf- und Leinwandhändlers geborene Karl Ludwig lernte in seiner Ausbildungszeit in Straßburg einige Geheimrezepte der französischen Schnupftabakherstellung kennen und

gründete in Gemeinschaft mit seinem Bruder Christian wenig später (1774) die erste oberbadische Schnupftabakfabrik: „Firma Lotzbeck Gebrüder“. Den erforderlichen Roh-tabak bezog man bis zur Französischen Revolution aus der Pfalz; als aber seine Beschaffung auf Schwierigkeiten stieß, entschloß sich Lotzbeck kurzerhand, den Tabakanbau in Oberbaden und vor allem im Lahrer Raum heimisch zu machen; denn Boden und Klima schienen dafür geeignet. Doch nur langsam wechselten die Bauern vom gewohnten Hanf auf Tabak über. Mit unermüdlichem Eifer und unter persönlichen Opfern warb Lotzbeck, unterstützt vom physiokratisch denkenden Landesherrn, dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, bei



Karl Ludwig Lotzbeck

den Bauern für den rationellen Anbau von Tabakpflanzen.

Für eine Zweigniederlassung seiner Schnupftabakfabrikation in Augsburg und wegen der allgemeinen wirtschaftlichen Erfolge seines Bemühens wurde Lotzbeck vom König Maximilian von Bayern in den erblichen Adelsstand erhoben; und vom badischen Großherzog erhielt er das Ritterkreuz vom Zähringer Löwen.

Besonders in Lahr, das ihm den Tabakanbau und die heute noch beachtliche Tabakindustrie verdankt, lebt die Erinnerung an diesen Wirtschaftspionier in den sogenannten Lotzbeckhäusern fort, zu denen vor allem das im Weinbrennerstil erbaute Neue Rathaus gehört, das über 100 Jahre Wohnsitz der Familie Lotzbeck war.

Johann Georg Stulz, Freiherr von Ortenberg
Ein Wohltäter der Heimat
(1771—1832)

Der in Kippenheim gebürtige Schneider brachte es aufgrund seiner außerordentlichen beruflichen Leistungen bis zum Hofschneider des englischen Königshofes in London und gewann aus dieser Tätigkeit großen Reichtum. Doch er blieb auch in der Fremde heimatreu und heimatverbunden und unterstützte seine Heimatgemeinde mit reichlichen Geldmitteln und bedachte sie mit wohltätigen Stiftungen zur Erhaltung der Kippenheimer Kirche sowie zum Bau eines eigenen Spitals. Darüber hinaus stiftete er in Lichtenental bei Baden-Baden ein Waisenhaus, vermachte gewaltige Geldzuwendungen dem Polytechnikum, der heutigen Technischen Hochschule in Karlsruhe und wurde in den Jahren der Not, weil gewaltige Überschwemmungen das badische Land verheert hatten, zu einem Wohltäter des ganzen badischen Landes. Für all das wurde Johann Georg Stulz vom Großherzog als „Freiherr von Ortenberg“ mit der Adelswürde belehnt.



Johann Georg Stulz, Freiherr von Ortenberg

Krank geworden, suchte der hilfsbereite Menschenfreund in Südfrankreich Genesung, wo er 1832 in Hyères starb.

Philipp Jacob Siebenpfeiffer

Vorkämpfer deutscher Einheit und Freiheit
(1789—1845)

Als der „Feuergeist des Hambacher Festes“ ging Dr. Philipp Jacob Siebenpfeiffer in die deutsche Geschichte ein. Der im Jahr der Französischen Revolution geborene Schneidersohn trat in den amtlichen Verwaltungsdienst ein, der ihn von Lahr nach Freiburg und dort auch zum Studium der Rechte führte. In österreichischen und bayrischen Diensten übernahm er höhere Administrationsaufgaben, teils in Trier, später in Homburg in der Pfalz. 1830 schloß er sich der freiheitlichen Bewegung jener Zeit an, verließ den Staatsdienst und warb, schrift-



Phil. Jacob Siebenpfeiffer

stellerisch und publizistisch unermüdlich tätig, entschieden für die Wiedervereinigung Deutschlands. 1832 trat er auf dem Hambacher Fest, dem Vorspiel der Erhebung von 1848, als Festredner für Recht und Freiheit ein. Verhaftet und angeklagt, wurde Siebenpfeiffer vom Vorwurf des gewaltsamen Umsturzes der Staatsordnung zwar freigesprochen, aber wegen „Schmähung der Beamten“ verurteilt. Doch konnte er in die Schweiz fliehen, wo er sich der Rechtswissenschaft verpflichtete und 1845 als Ordinarius der Universität Bern starb.

Ludwig Huber (1814—1887)

Der badische Bienenvater

Wohl in keiner Bücherei eines leidenschaftlichen Imkers fehlt das vom „Vater der badischen Imker“ verfaßte, heute bereits in 19. Auflage erschienene Handbuch über „Die neue, nützlichste Bienenzucht“. Der Verfasser Ludwig Huber wurde am 2. 2. 1814 in

Kippenheimweiler als Lehrersohn geboren. Früh Vollwaise und arm, sollte er nach dem Vormundschaftsbeschluß Schuhmacher werden. Mit eisernem Willen und zäher Energie konnte der Junge jedoch dank der Hilfe seines Ortslehrers 1830/32 das Lehrerseminar in Rastatt besuchen. Unterlehrer in Friesenheim bei einem Jahresgehalt von 25 fl. (41 Mark) und die Versetzung nach Oberschopfheim bei ebenfalls kargem Entgelt machten eine Nebenbeschäftigung notwendig. Doch das Musizieren von Tanzmusik durch Lehrer wurde amtlicherseits bald verboten. Da zeigte 1838 das Bändchen des badischen Pfarrers Joh. Bapt. Vogelbacher (1785—1850) über eine „Anleitung zur nützlichen Bienenzucht für den Landmann und die Schulen“ dem Hauptlehrer in Niederschopfheim einen positiven Weg zum Nebenverdienst. In unermüdlicher Arbeit mühte sich Ludwig Huber theoretisch und praktisch um die damals notleidende Imkerei, sah er ihre bedeutenden wirtschaftlichen Zusammenhänge und wurde



Bienenvater Ludwig Huber

so zu einem Wegbereiter für den badischen „Bienenverein“, dem bei seiner Gründung 1857 elf, im Jahre 1964 insgesamt 14 875 Mitglieder angehörten, und der in der deutschen Imkerei eine führende Rolle erringen konnte.

Als Schriftleiter des Monatsblattes „Die Biene und ihre Zucht“ arbeitete Huber rastlos. Noch zu seinen Lebzeiten erlebte sein eingangs erwähntes Werk die 10. Auflage. Huber starb am 10. 10. 1887.

Johann Baptist von Weiß (1820—1899)

Ein genialer Historiker

Als Sohn eines Strumpfwirkers am 17. 7. 1820 in Ettenheim geboren, gelangte der überaus begabte Junge Johann Baptist über die Mittelschule in Offenburg und das Lyceum in Freiburg zum Studium. Und schon 1846 dozierte der junge Historiker Weiß sein Fach an der Freiburger Universität. Das Revolutionsjahr 1848 sah ihn im Gefängnis, in dem ihn der Ruf an die österreichische Universität Graz als Professor für Geschichte



Joh. Baptist von Weiß

erreichte. Zahlreiche Veröffentlichungen entstammen seiner schriftstellerischen Feder; aber ganz besonders hat v. Weiß sich einen Namen gemacht durch seine noch immer geschätzte 22bändige „Weltgeschichte“, in der er in weitgespanntem, universalem Denken die historischen Gegebenheiten, die geistigen, religiösen und kulturellen Strömungen ihrer jeweiligen Epochen in umfassender Sicht und genial geschrieben darstellte.

In Österreich als Gelehrter und Lehrer gleich geachtet und geehrt, gewann v. Weiß hochstehende Freunde am Habsburgischen Kaiserhof, darunter den 1914 in Serajewo ermordeten Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Trotz alledem blieb v. Weiß, vom österreichischen Kaiser in den Adelsstand erhoben, der Heimat verbunden und in seinem Wesen schlicht, bescheiden, volknahe. Er starb in Graz am 8. 3. 1899.

Liebevoll gedachte er seiner Heimatstadt Ettenheim, als er ihr bei der Darstellung der gegenrevolutionären Umtriebe nach 1790 und der Schilderung des tragischen Endes des französischen Herzogs von Enghien ein ehrendes und treues Gedenken widmete.

Ludwig Eichrodt (1827—1892)

Ludwig Eichrodt, Sohn eines badischen Ministers und einer Lehrerin als Mutter, wurde am 2. 2. 1827 in Durlach geboren und blieb sein Leben lang ein Freund Josef Viktor von Scheffels. Erstmals machte er sich als Dichter in den „Fliegenden Blättern“ mit seinen zeitparodistischen Gedichten einen Namen.

Von 1871 bis zu seinem Tod 1892 lebte er als beamteter Oberamtsrichter in Lahr, wo er in den literarischen Freundeskreis um Friedrich Geßler und Ludwig Auerbach trat. Von Eichrodt und seinen Freunden wurde das geistig-kulturelle Leben der Stadt Lahr, die Scheffel gerne das „Schutter-Athen“ nannte, mitbestimmt. Auch am Lahrer Kommersbuch hat der die Geselligkeit liebende



Ludwig Eichrodt

Eichrodt wesentlichen Anteil. Aus Enttäuschung über die liberal-demokratischen Mißerfolge seiner Zeit prägte er den die Resignation der Bürger im stillen Winkel kennzeichnenden Begriff vom „Biedermeier“.

Albert Förderer (1828—1889)

Priester, Volksmann und Politiker

Als Pfarrer und Politiker war Albert Förderer einer der führenden Männer der badischen Katholiken des 19. Jahrhunderts. Geboren in Rastatt, wurde der junge Geistliche bereits nach zwei Kaplansjahren Pfarrverweser in Lahr, der damaligen Diasporagemeinde der aufstrebenden Industrie- und Handelsstadt und 1862 ihr erster katholischer Stadtpfarrer seit der Reformation. Großes Ansehen gewann er als hervorragender Prediger und Volksredner, ebenso durch seine Menschenfreundlichkeit und seinen gütigen Humor.

Die Jahre des Kulturkampfes und Kirchenstreites riefen Dekan Förderer in die vorderste Front der katholischen Volkspartei zur Verteidigung der Rechte der katholischen Kirche. 1868 gründete er den „Lahrer Anzeiger für Stadt und Land“, in

dem er volkstümlich und doch mit großer Klugheit die damals hart bedrängte katholische Sache in Baden verteidigte. Sechs Jahre wirkte er als Kreisabgeordneter in der Kreisversammlung zu Offenburg; von 1871 bis 1887 war er Mitglied der Zweiten Kammer des Badischen Landtags und fand durch sein Wissen und seine Aufrichtigkeit die Achtung der politischen Gegner. Durch seine Schlagfertigkeit und einen nie verletzenden Witz war er bei jedermann beliebt und hatte keine persönlichen Gegner und Feinde. Gerade in den Fragen des Kulturkampfes war Förderer stets zur Mäßigung und Versöhnung bereit um der Kirche und des Volkes willen.

Der allseits beliebte, mildtätige und menschenfreundliche Priester wurde am 23. 1. 1889 durch einen fanatischen Bettler im Pfarrhaus zu Lahr meuchlings ermordet.



Dekan Albert Förderer

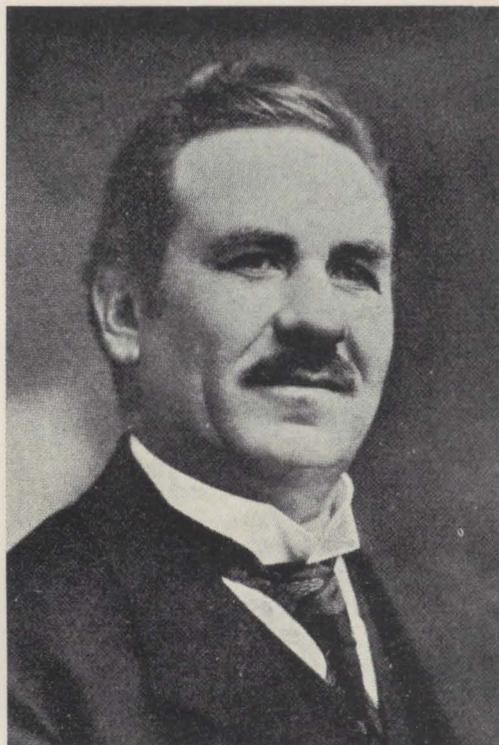
Ludwig Auerbach (1840—1882),
der Dichter des Schwarzwaldes

Ludwig Auerbach, der Verfasser des Liedes „O Schwarzwald, o Heimat“ starb nach einem kurzen Leben voller wirtschaftlicher Rückschläge im Alter von 42 Jahren in Seelbach bei Lahr. Auf Anraten seines Dichterefreundes Friedrich Geßler war er, der verhinderte Student, der in seiner Vaterstadt Pforzheim die elterliche Schmuckwarenfabrik übernehmen mußte, nach wirtschaftlichen Fehlschlägen in das Schuttertal gekommen, wo er mit seiner neu gegründeten Strohstofffabrik ebensowenig wirtschaftlichen Erfolg hatte.

Auerbach war mehr ein Dichter als ein Geschäftsmann. „Nach kurzem Kampf mit den Mächten des Lebens, mit der Wirklichkeit der irdischen Dinge, ging er, des Kampfes müde, von dannen, ehe sich die



Ludwig Auerbach



Carl Kromer

reichen Anlagen seines dichterischen Gemüts voll entfalten und nach allen Seiten Blüten und Früchte tragen konnten“, charakterisierte ihn sein Freund Geßler aus Lahr.

Carl Kromer (1865—1939)

Botschafter des deutschen Liedes

Der Komponist und Sänger der Heimat Carl Kromer wurde am 23. 3. 1865 im Städtchen Mahlberg als Sohn einer kinderreichen Familie geboren und betätigte sich nach dem Besuch der Volksschule als Briefträger. Früh schon machte er mit seiner guten Stimme und mit seiner Musikbegabung auf sich aufmerksam. Über Frankfurts Konservatorium erhielt er seine weitere musikalische Gesangsausbildung. Nach Mannheim und Aachen kam Kromer an die Hofoper nach Stuttgart, wo er auch für seine Liedkompositionen einen Verleger fand. Weniger

talentiert zum darstellenden Sänger, verlegte er sich mehr und mehr auf Liedkompositionen und die Chorleitung. Mit dem von ihm gegründeten und geleiteten Stuttgarter Hof-sängerquartett und Kromersexstett warb er nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Vereinigten Staaten erfolgreich für das deutsche Lied und Volkslied. 100 Chöre flossen aus seiner Feder, unter ihnen das aus Heimweh gewordene Lied „Grüße an die Heimat“, das mit seinem Untertitel „Nach der Heimat möcht ich wieder“ vielleicht das volkstümlichste und bekannteste Heimatlied geworden ist. Kromer starb 1939 in Stuttgart.

Adolf Schmidlin (1868—1954)

Ein Meister der Portrait-Kunst

Adolf Schmidlin entstammt einer alten Lahrer Musikinstrumentenmacherfamilie und wurde am 20. 5. 1868 geboren. 1887 kam er als Schüler der Karlsruher Akademie der



Adolf Schmidlin

bildenden Künste zu den Professoren Schurth, Poeckh, Ritter und Keller. Das Jahr 1893 führte ihn an die Münchener Akademie; 1897 finden wir Schmidlin in Paris, 1900 nochmals in München, 1901/02 in Rom, 1904/05 in Berlin und 1960 wiederum in Karlsruhe. Von 1908 an arbeitete er in Freiburg und wurde zu d e r Malerpersönlichkeit, stets beliebt und begehrt. Vor allem suchte er die Begegnung mit den Menschen im Portrait bei Kindern, Frauen und Männern. Stets suchte Schmidlin den lebenswahren persönlichen Ausdruck seines Gegenüber zu gestalten. Namhafte Persönlichkeiten seiner Zeit hat sein Pinsel gemalt: Großherzog Friedrich I. von Baden, Großherzog Friedrich II., Herzog Albrecht von Württemberg, Heinrich Hansjakob, Erzbischof Conrad Gröber, Weihbischof Wilhelm Burger, den Lahrer Fabrikanten Friedrich Maurer, die Lahrer Geschwister Geßler und noch viele andere. Schmidlin verstarb am 22. 6. 1954 in Freiburg.

Ludwig Frank (1874—1914)

Politiker und Wegbereiter der deutschen Sozialdemokratie

Als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie wurde Dr. Ludwig Frank am 23. 5. 1874 im Rieddorf Nonnenweier geboren. Er verschrieb sich nach seinem Schulbesuch in Lahr, den er mit einer aufsehenerregenden Abiturientenrede abschloß, und nach seinem juristischen Studium in Freiburg der Politik und den sozialdemokratischen Gedanken, die er staatsbejahend und nicht utopisch verwirklicht sehen wollte. „Ludwig Frank wollte die Arbeiterbewegung dazu bringen, und hat sie auch dazu geführt, nicht nur von einem Zukunftsland zu träumen, sondern schon in der Gegenwart sozialdemokratische Politik zu machen.“ Als ein weitblickender Politiker wurde er so zu einem nicht zu übersehenden Wegbereiter der heutigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. In



Ludwig Frank

Mannheim war der hervorragende Anwalt und glänzende Redner im Jahre 1903 Stadtverordneter, gründete 1905 den „Verband junger Arbeiter Deutschlands“. Gleichzeitig wurde er badischer Landtagsabgeordneter, um 1907 ein Reichstagsmandat übertragen zu bekommen. Vor dem Ersten Weltkrieg mühte er sich, stark international ausgerichtet, bis zur letzten möglichen Minute um den Weltfrieden, um dann als einer der ersten die vaterländische Pflicht zu erfüllen. Schon am 3. 9. 1914 fiel der Kriegsfreiwillige Ludwig Frank bei Noissoncourt.

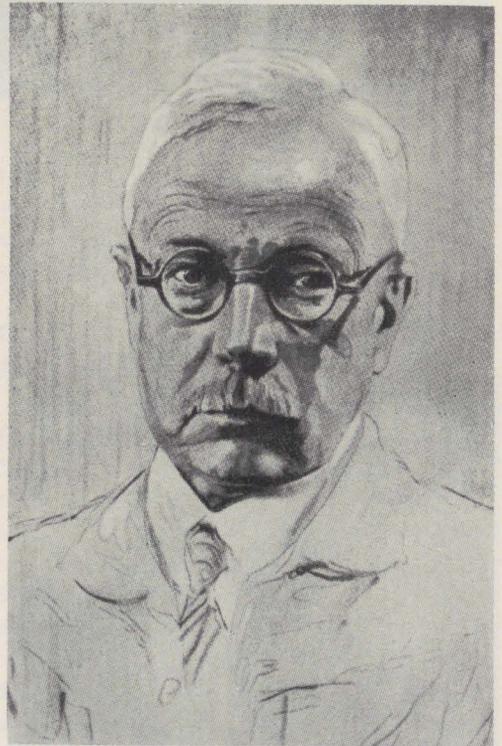
Erwin Baur (1875—1933)

Arzt, Botaniker und Züchtungsforscher

Als Sohn eines Apothekers am 16. 4. 1875 in Ichenheim geboren, strebte Dr. Erwin Baur aus Liebe zur Natur zum Studium der Medizin und Naturwissenschaften. Von

seinem Vater hatte er die vorzüglichsten botanischen Kenntnisse erfahren dürfen, die ihn nach Studienjahren in Freiburg, Kiel, Berlin und nach erster ärztlicher Tätigkeit als Psychiater in Emmendingen auf die Bahn des wissenschaftlichen Botanikers und Züchtungsforschers lenkten. Seit 1911 Professor der Botanik an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, betrieb Baur die Vererbungsforschung an Pflanzen ganz im Interesse der Landwirtschaft, um die Nutzpflanzen zu verbessern und ihre Züchtung wirtschaftlicher zu gestalten.

Nach seiner Lehrtätigkeit als Professor und Direktor am vererbungswissenschaftlichen Institut der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin eröffnete auf sein Betreiben hin die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft das Institut für Züchtungsforschung in Münchenberg. Die bitterstofffreie, „süße“ Lupine als



Erwin Baur

eisweißreiches Viehfutter herausgezüchtet zu haben, ist Erwin Baur's großes Verdienst. Erst 58 Jahre alt erlag der große Forscher und Gelehrte am 2. 12. 1933 in Berlin einem Herzkrampf.

Johann Baptist Ferdinand (1880—1967)

Der Chronist von Ettenheim

Dr. J. B. Ferdinand gilt als verdienstvoller Heimatforscher des Geroldsecker Landes. Der in Ränderoth im Oberbergischen Kreis am 10. 1. 1880 Geborene hat sich besonders um die Erforschung der Geschichte der Rohanstadt Ettenheim und der Ettenheimer Landschaft bemüht.

Seine frühe Jugend verbrachte der Bergwerkbesitzerssohn im damals ungarischen Siebenbürgen. Als der Vater die Leitung des Schauinsland-Bergwerkes übernahm, kam der junge Ferdinand in den Schwarzwald, besuchte zuerst die Volksschule in Oberried und dann das Gymnasium in Freiburg. Rechtswissenschaften studierte er in Freiburg und Berlin. Als Jurist finden wir ihn in verschiedenen badischen Städten: in Waldshut, Lörrach, Ettenheim (20/28), Freiburg und schließlich als Landgerichtsdirektor in Karlsruhe. Seine juristische Publikation über „Das Rechtsmittel der Beschwerde im Strafprozeß“, 1908, gehört heute noch zu den Standardwerken.

Schon während seines ersten Ettenheimer Aufenthaltes faszinierte ihn die Geschichte dieser Stadt. 1927 erschienen seine beiden ersten Schriften „Das Amtsgericht Ettenheim“ und „Die Entstehung des Bezirks Ettenheim“. Die Stadt und ihr Hinterland hatten es ihm so sehr angetan, daß er sich nach seiner Zuruhesetzung im Jahre 1945 für immer in der Rohanstadt an der Unditz niederließ, um planmäßig die heimatkundliche Forschung fortzusetzen. In Veröffentlichungen der Badischen Heimat, des Historischen Vereins für Mittelbaden und in manchen Tageszeitungen erschienen seine Bei-



Dr. Joh. B. Ferdinand

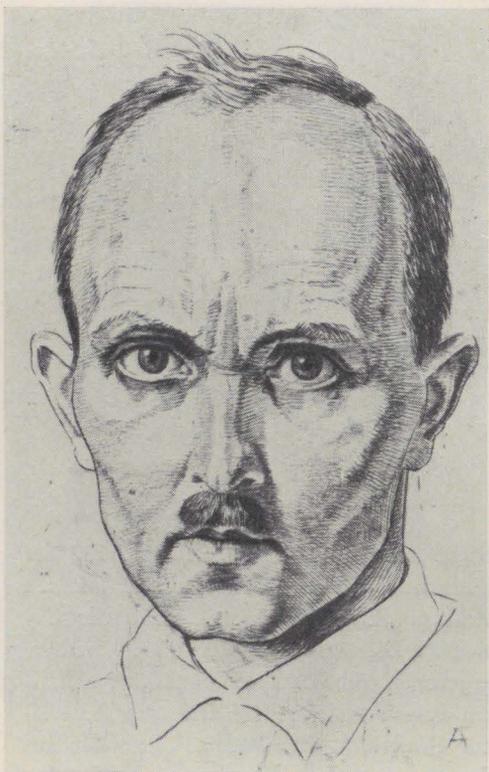
träge. So brachte der Jahresband 1937 der Badischen Heimat „Die Ortenau“ seinen Aufsatz „Ettenheim am Südrand der Ortenau“. Die 1936, 1937 und 1950 herausgegebenen wertvollen Heimatbücher enthalten ausgewertetes reiches Urkundenmaterial zur Geschichte Mittelbadens. „Episoden aus der Vergangenheit Ettenheims“, „Miscellen aus Vergangenheit und Gegenwart des Bezirks Ettenheim“, „Miniaturen — Beiträge zur Geschichte von Ettenheim“ lauten die Titel, denen 1959 noch ein zweiter Teil seiner „Miscellen aus Heimat und Landschaft“ folgte.

Mit dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse ausgezeichnet, verstarb der unermüdlische und leidenschaftliche Heimatforscher im Jahre 1967 in Ettenheim.

Alfred Frank (1884—1945)

Graphiker, Maler und Widerstandskämpfer

Als Sohn einer in sozial schwierigen Verhältnissen lebenden, sehr kinderreichen Gärtnersfamilie wurde Alfred Frank am 28. 5. 1884 in Lahr geboren. An seine Lithographenlehrezeit bei der Lahrer Firma Ernst Kaufmann schlossen sich Lehr- und Wanderjahre an und führten ihn durch Deutschland,



Alfred Frank

Frankreich, Italien, Spanien, Polen und Rußland. Nach dem Ersten Weltkrieg als Maler, Graphiker und Bildhauer tätig, wirkte Alfred Frank als Lehrer und Kunst-erzieher an der Volkshochschule in Leipzig. In zahlreichen Radierungen und Lithogra- phien, Aquarellen und Ölgemälden schuf er als ein Verfechter des harten Realismus Arbeiten von großer Gestaltungskraft, die mitunter die soziale und politische Not der von der Arbeitslosigkeit der zwanziger Jahre hart bedrängten Menschen darstellen. Von seiner Verbundenheit zum Schwarz- wald und zu seiner Heimatstadt Lahr geben viele Motive seines Schaffens ein beredtes Zeugnis.

Alfred Frank war ein strenger Wahrheits- sucher und Idealist und ging bis 1933 als

Künstler und Mensch unbehelligt seinen ihm gemäßen Weg. Doch den nationalistischen und autoritären Doktrinen des national- sozialistischen Regimes mochte er sich nicht beugen. Als Widerstandskämpfer wurde er am 30. 11. 1944 in Dresden zum Tode ver- urteilt und am 12. 1. 1945 hingerichtet. Seinen bis zuletzt ungebrochenen Sinn be- weisen auch seine kurz vor der Hinrichtung geschriebenen Abschiedszeilen an seine Gat- tin: „Meine liebe Gertrud! Soeben wurden mir die Fesseln gelöst, um Dir ein Lebe- wohl zu senden. Wir waren alle nochmals zusammen und erwarten heute unser körper- liches Ende! Wir sind alle gefaßt, und einer ist so tapfer wie der andere. Ich wollte, Du könntest uns sehen. Die Traurigkeit haben wir in den Zellen gelassen. Hoffentlich hast Du meinen Brief erhalten, den ich Dir am 5. d. M. geschrieben habe. Ich glaubte schon am 7., daß ich hinuntergeführt werde und war deshalb nicht wenig überrascht, als ich Dich noch einmal an mein Herz drücken konnte. So vieles hätte ich gern mit Dir be- sprochen, aber in der Überraschung hatte ich keine klaren Gedanken. Doch ich glaube, daß Du schon alles selbst richtig machst. Auch hier geht es Tempo Tempo, so daß ich nicht auf Einzelheiten eingehen kann. Des- halb will ich mich kurz fassen. Bleib gesund und halte den Kopf hoch, so wie wir hier den Kopf noch so lange hoch halten, bis die Gewalt unseren Nacken niederzwingt. An alle, Mutter, Martel, Maja und alle anderen herzliche Grüße und ein herzliches Lebe- wohl. Im Geiste bin ich bei Dir trotz Hunger Dein Alfred.“

Elisabeth Walter (1897—1956)

Erzieherin und Schriftstellerin

Das in Kippenheimweiler am 19. 6. 1897 geborene Mädchen wurde nach harter, ent- behrungsreicher Jugend dank wohlthätiger Gönner aus Oberweier, dem späteren Wohn- ort der Familie Walter, Lehrerin. Im Hot-

zenwald und im Hochschwarzwald, im Landkreis Waldshut und in Konstanz widmete sich Elisabeth Walter ihrer pädagogischen Aufgabe mit ganzer Kraft.

Für ihr dichterisches Gestalten entscheidend wurden die Kinderjahre auf dem Lande und ihre erste Schulstelle in Hänner auf dem Hotzenwald, wo ihr Kinderroman „Abenteuerliche Reise des kleinen Schmiedledick mit den Zigeunern“, ein Loblied unserer badischen Landschaften, entstand. Daneben schrieb sie noch ein kleines Bändchen Lyrik in alemannischer Mundart: „Rosmarin und Nägeli“ und zeichnete ihre eigene Jugendzeit nach in „Madleen kann nichts wissen“.

Aus ehrlicher, religiöser Überzeugung sich nach dem Zweiten Weltkrieg für die ungeschuldig in Not geratenen Menschen einsetzend, half sie, wo sie nur helfen konnte und solange ihre zarte Gesundheit es erlaubte. Ihre letzte Kraft gab sie in der Gefangenenfürsorge und der Betreuung weiblicher Strafgefangener im Konstanzer Gefängnis, um solche im Leben Gescheiterte



Elisabeth Walter

wieder auf den rechten Weg und in die Gesellschaft zurückzuführen.

Für alle viel zu früh starb Elisabeth Walter im Juni 1956.

Gedichte von Friedrich Roth

Krokusse

Wie weiße Elfen müssen sie sich kleiden
abends im Rasen unterm Sternenlicht,
doch frühe, wenn die Finsternisse scheiden,
die Sonne strahlend aus den Himmeln bricht,

erschließen sie mit Wollust ihre Glocken
und läuten stumm das Fest des Tages ein.
Die bunten Farben sind wie ein Frohlocken,
und jede Blüte will die schönste sein.

Uns überkommt ein stilles Wunderbares,
wenn wir sie anschauen, die mit einem Mal
der Wintererde Dunkelheit ihr klares
Leuchtfeuerlicht enthoben als Fanal.

Auf fernen Bergen finden wir im Geiste
die Schwestern über kargen Wiesen stehn,
wo von den Höhen niederstürzt der dreiste
Waldquell, in dem sie sich gespiegelt sehn.

Und unser Herz, erfüllt mit Zuversichten,
blüht auf wie sie und sagt dem Märzenhauch
ein freudiges Willkomm, die Augen dichten
sich neue Wunder in den Frühlingsbrauch.

Sommer

Alles Land ist umwoben
lichtglänzend. Licht erschafft Leben.
Wenn du ins Weite gehoben
bis zu den Sonnen droben,
kannst du dir vieles vergeben,
Herz, frohes, überschwänglich.
Nun ist ja wieder es Sommer.
Was je gewesen verfänglich
und in den Tiefen bänglich,
ist längst verflogen in frommer,
friedlicher Weise. Die Nächte
doch sind voll Wunder und heilig,
des Geheimnisses Schächte,
unter der Sterne Wächte

Lichtstraßen, tausendzeilig.
Alles Wachstum will Dunkel;
stille geht es vonstatten,
wenn auch vom Gold die Ranunkel
träumt und verhaltne Gefunkel
glüht über Wäldern und Matten.
In allen Kreaturen
regt sich's wie Liebe, erneuten
Sinnes. Folg ihren Spuren,
dann die Gefahr von Lemuren
weicht deiner Seele Läuten.

In den Tagen des Herbstes aber . . .

Leichten Fußes gehn wir auf den Wegen der
[Freude,
leichten Sinnes die Straßen des Übermuts
im Wirbelwinde des Lichtes.
Und alles ist unser, was wir mit Sinnen
[ergreifen.
Das Herz wirft taumelnd sich in das
[Rauschen der Welt. —

Wenn uns Freunde umringen
mit heiteren Instrumenten, lachenden
[Sommers Inbegriff,
Wohllaut ist auf allen Lippen,
verschüttet das Glück leichthin sein Horn.
Und wir tanzen, schwingend den Thyrsus,
die Weite ertanzen wir uns, das Unendliche,
daß uns Sonnen umkreisen,
ermunternd noch den lobenden Geist.

In den Tagen des Herbstes aber,
wenn das Laub absinkt ermattet zur Erde,
Schatten ziehender Vögel
über uns sind, und die Nebel der Schwermut
decken Hügel und Täler mit Schleiern,
von schweigenden Bäumen tropft
müde der Tau,
Einsamkeiten umlagern die wissenden
[Wälder,

Leid uns beschwert und Traurigkeit,
 tieferes Zagen uns die Seele umhüllt
 und dunkler Orgelton fließt fernher
 leis aus dem Ungewissen,
 erfüllen in bebender Andacht wir
 die Hoheit alles Geheimnisses
 im Aufstieg und Niederfalle,
 Werden und Vergehen,
 das schicksälige Wirken stummer Gesetze,
 unergründliches, unfaßbares Walten.
 Und wir beginnen schmerzlich zu lieben das
 [Fatum,
 das uns gewaltigt. Und wir fügen uns,
 beugen uns
 dem unerkennbaren Willen.

MOND IM DEZEMBERWALDE

Die Büsche und die Bäume
 im weißen Mond stehn kahl.
 Die unerfüllten Räume
 sind gläsern und opal.

Wir gehn im Wechselscheine
 den mächtigen Weg entlang.
 Der Hund an seiner Leine
 verhält zuweilen bang,

erkennend, was die Blicke
 der Wanderer nicht sehn,
 daß finsterem Gesckicke
 Erlegene umgehn.

Vielleicht auch schwelt im Schäumen
 des dünnen Lichts ein Hauch
 von Liebesglück, in Bäumen
 noch webend, Farn und Strauch.

Junge Mutter

Noch unlängst war sie Mädchen, keck,
 [verhalten,
 stolz, wie es schien, geheim erwartungsvoll.
 Gleichgültig war ihr, wenn sie Hämische
 schalten.

Möglich, daß ihr das Herzblut überschwoll.
 Schlank wie ein Reh, war sie auch so
 [geschmeidig.
 Ihr Auge blinkte aus den Tiefen klar,
 weiß ihre Haut, das feine Haupthaar seidig,
 die reine Stirn noch jeder Sorge bar.

Dem Liebsten angeschmiegt, auf leichten
 [Sohlen
 kam sie mit ihm daher, sich selbst bewußt.
 – So unbekümmert schreiten ranke
 [Fohlen. —
 In ihrem Ahnen war schon dunkle Lust.

Nun ist das Leben über sie gekommen.
 Mit ihm wohl sank sie in die Gründe tief
 des Sichvergessens, und von ihr genommen
 ward, was sie bannte, wach, was in ihr schlief.

Daß es zu Leben sich lohnt

Sie schießen Raketen hinauf auf den Mond
 — die Erde genügt Ihnen nicht,
 (sie meistern sie freilich auch nicht) —,
 doch strahlt er, wie es uns freundlich
 [gewohnt,
 in den Nächten sein magisches Licht

und überflutet damit das Land,
 der Liebenden heißes Gemüt. —
 Sie senden Raketen an Weltalls Rand.
 Das Labkraut hier aber, das blüht.

Es duftet im nächtigen Schimmer so süß
 wie goldener Honig, betäubt
 die Fernsehnsüchte; der Erde Vlies
 ist mit silbernem Leuchten bestäubt.

Sie senden Raketen zu Mars und Mond
 und schweben kopfunten im Nichts.
 Wir meinen, daß noch es zu leben sich lohnt
 hier im Werken beim Glühen des Lichts.

Die Heimatpflege und der Heimatgedanke im Kreis Lahr

Von Willi Hensle, Lahr

Seit Jahren hat sich der Landkreis Lahr sehr stark der Heimatpflege und dem Heimatgedanken verpflichtet. Vorbildlich ist das Bemühen der Kreis- und Stadtbehörden um die Erhaltung wichtiger und wertvoller Kulturdenkmale; beide leisten in besonders gutem Einvernehmen mit der sakralen und profanen Denkmalpflege wertvolle Arbeit.

Bahnbrechend und wegweisend in der heimatlichen Kulturarbeit wurde der Kreis Lahr mit der Herausgabe des hervorragend redigierten Kreisjahrbuches „Geroldsecker Land“, das in diesem Jahr zum elften Mal in gleichbleibend guter Qualität erscheint. Mit diesen Jahrbüchern will der Kreis die Schönheiten seiner Landschaft herausstellen, auf die zahlreichen, vielfach verborgenen Kostbarkeiten und Kunstschätze hinweisen und von der Geschichte und vom ungebrochenen Verantwortungsbewußtsein und Fleiß seiner Bewohner künden. So entsteht über diesen Kulturraum der oberen Ortenau ein sich fortlaufend erweiterndes, hochwertiges Sammelwerk, ein Brennspeigel, der über die Grenzen des eigenen Kreises und Bundeslandes, ja über die Grenzen unserer Bundesrepublik hinaus weitgehende Wertschätzung und anerkennende Würdigungen erfährt.

Einmalig geradezu ist die vom Kreis in Wort und Bild karteimäßig erfaßte Zusammenstellung all der vielen Kultur- und Naturdokumente, die es zu wahren, zu erhalten und zu schützen gilt. Dem privaten Heimatfreund wie der amtlichen Denkmalpflege und dem Landschaftsschutz dienen diese Unterlagen in gleicher Weise.

In seiner Art einziges Vorbild geblieben ist im südbadischen Raum auch der „Verein zur Erhaltung der Hohengeroldseck“, der der heimatlichen Denkmalpflege nicht nur finanzielle, sondern weit mehr noch ideelle

Unterstützung angedeihen läßt. Darüber hinaus begründete der Landkreis Lahr im Jahre 1961 die Stiftung eines „Lahrer Heimatpreises“, durch den Persönlichkeiten des tätigen Lebens aus allen Arbeitsbereichen ausgezeichnet und geehrt werden, die teils aus dem Kreis Lahr herkommend, teils in diesem oder für diesen wirkend sich hervorgetan haben. Dieser Preis soll Ausdruck des Dankes sein für erfolgreiche Bemühungen auf den Gebieten der Heimatpflege, Heimatforschung, Dichtung, Malerei, Politik und Technik. Sieben Heimatpreisträger sind seitdem ermittelt worden, deren Schaffen und Wirken auch in diesem Heft kurz gewürdigt und hervorgehoben werden soll.

Oskar Kohler

Heimatschriftsteller und Heimatforscher

Im Jahre 1961 erhielt Dr. Oskar Kohler als erster den Heimatpreis des Landkreises Lahr. Noch bis vor kurzem wirkte er, am 28. 12. 1902 in Friesenheim bei Lahr geboren, als Oberstudienrat am Max-Planck-Gymnasium in Karlsruhe. Als Germanist und Deutschlehrer stand er stärker im Bann des Literarischen und Schöngestigen und schrieb selbst heimatbezogene Verse und Erzählungen, ehe er ganz zur Heimatgeschichte stieß. In Buchform erschienen sein Heimatroman „Die Mauer am Fluß“ (1938), als eine Sammlung von oberrheinischen Schwänken sein „Kleiner Schelmentanz“ (1950), lustige Kurzgeschichten unter dem Titel „Der lachende Bauer“ (1959) und Heiteres und Besinnliches zugleich im „Schwarzwälder Kirsch“ (1967).

Nach den Kriegsjahren fand Oskar Kohler den eigentlichen Weg zur heimatgeschichtlichen Forschung; dabei interessierten ihn insbesondere die Schicksale des alten Reichs-



Dr. Oskar Kohler

phot. Tilman Baader

klosters Schuttern und die Geschichte des Geschlechtes der Herren von Hohengeroldseck, denen er im Alemannischen Jahrbuch, in der „Ortenau“, der Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden, in den Blättern „Badische Heimat“ und im „Alt Vater“, der Heimatbeilage der „Lahrer Zeitung“ zahlreiche Beiträge gewidmet hat.

Friedrich Roth

Dramatiker und Schriftsteller

Friedrich Roth, geboren am 3. 1. 1897 in Heidelberg, lebt seit mehr als zwölf Jahren in Lahr, nachdem er schon vor Jahrzehnten als Seminarist die Stadt an der Schutter und ihre umliegende Landschaft kennengelernt hatte.

Nach dem Ersten Weltkrieg, den er als Kriegsfreiwilliger erfuhr, widmete sich

Friedrich Roth dem Erzieher- und Lehrerberuf im badischen Ober- und Unterland. Schon 1929 trat er mit seiner Gedicht- und Balladensammlung „Der Lichtkreis“ an die Öffentlichkeit und enttäuschte die Erwartungen, die man daraufhin in den Dichter setzte, nicht; denn im April 1930 wurde im Mannheimer Nationaltheater sein Bauern-drama „Der Usmüller“ uraufgeführt, das als „ein Gegenwartsstück von außerordentlicher Vitalität“ und als eine der „besten dramatischen Kompositionen unter den heutigen Theaterstücken“ gefeiert und gewürdigt wurde. 1932 inszenierte das Karlsruher Landestheater erfolgreich ein weiteres Drama Friedrich Roths, „Ich suche die Erde“. Mit dem „Türkenlouis“ (1933), dem „Verwandler der Welt“ (1935), beide wiederum in Karlsruhe uraufgeführt, und dem Stück „Aufstand in Sibirien“ (1938) hatte Friedrich Roth bewiesen, daß er auch anspruchs-



Friedrich Roth

Foto-Dieterle, Lahr

volle Stoffe sicher und tief zu meistern versteht. 1942 erschien als beachtliches Prosawerk eine Sammlung historischer Erzählungen unter dem Titel „Das heilige Feuer“, und nach dem Zweiten Weltkrieg kennzeichnen Übersetzungen aus dem Französischen, zwei bis heute noch nicht aufgeführte Tragödien von Rang, „Elissa“ und „Daneira“ (1950), der Roman „Und die Sterne leuchten doch“ (1953), das Silberdistel-Bändchen „Im Glühen des Lichts“ (1955) und die Gedichtsammlung „Fülle der Tage“ (1962) des Dichters schöpferischen Weg.

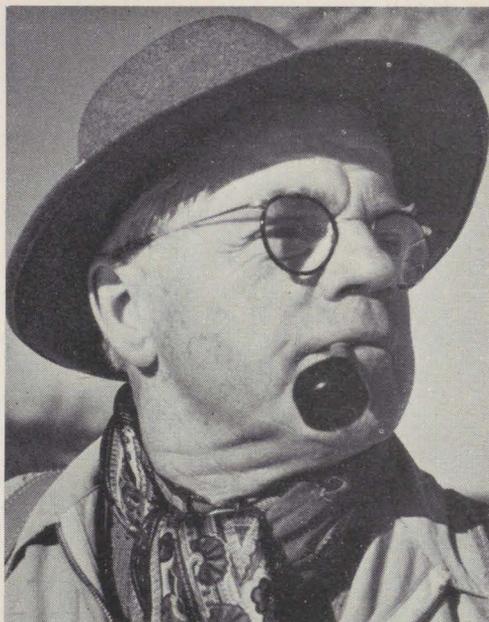
Seit mehr als zehn Jahren redigiert und betreut Friedrich Roth das vom Kreis Lahr herausgegebene Jahrbuch „Geroldsecker Land“ in meisterhafter, vorbildlicher Weise, das — wie oben erwähnt — zu einer über den lokalen Bereich hinauswirkenden und viel beachteten Gabe geworden ist. Friedrich Roth wurde damit zu einem „Künder des Geroldsecker Landes“; und doch liegt sein letzter Wert im eigenen dichterischen Schaffen, das ihn in den Ring der schöpferischen Kräfte am Oberrhein gesellt. 1962 wurde ihm der Heimatpreis zuerkannt.

Wilhelm Wickertsheimer

Der Maler der Heimat

9. 9. 1886 — 7. 2. 1968

Als der „Lohrer Molersmann“ diente Wilhelm Wickertsheimer durch sein gereiftes Schaffen seiner Heimatstadt Lahr und seiner Geroldsecker Heimat; und allen, die ihn kannten, war er zum getreuen „Ekkhart“ unserer Oberrheinlandschaft geworden. In die heimatliche Natur und Landschaft, ins Alemannenland, führten Wilhelm Wickertsheimers Schaffenskräfte. Angeregt auch durch namhafte Künstler des Naturalismus wie Hans Thoma, den Bodenseemaler Hans Dieter, den Schweizer Ferdinand Hodler und andere ebenfalls im Landschaftlichen verwurzelte Meister sah auch er mit begnadeten Augen seine Umwelt und



Wilhelm Wickertsheimer phot. A. Wickertsheimer

Heimat, suchte er ihre Schönheiten an Rhein und Elz, auf dem Schwarzwald oder seinen Vorhügelbergen; und immer aufs neue fesselte ihn die Urgewalt des Herzogenhorns. Früh schon fand Wilhelm Wickertsheimer in den Malerkreis „Die Schwarzwälder“, und die Arbeiten des Jüngeren erhielten Anerkennung und einen Platz neben denen von bekannten und namhaften älteren Meistern wie Prof. W. Nagel, Prof. C. Liebich, Prof. H. Dischler, Heinrich Häring, Friedrich Greiner, Ernst Rieß und anderen. Begegnungen mit dem impressionistischen Werk eines Paul Cézanne und Vincent van Gogh förderten seine künstlerische Entwicklung. Wie diese für ihn Modernen bevorzugte auch er Lichtspiel und Farben vor Formen. Nicht aus dem Verstand heraus, sondern aus schlichter Gläubigkeit und der Leidenschaftlichkeit seiner vom Auge her geprägten Empfindungen schuf er stets sich treu bleibend seine Werke, die ihre Gültigkeit behalten werden. Neben der Kunst zeit-

lebens der Natur und Heimat verbunden, konnte sich Wilhelm Wickertsheimer den Belangen zur Pflege des Volkstums, der heimatischen Kunst und Kultur nicht verschließen, wurde er ein Pionier und Wegbereiter im Dienst der „Badischen Heimat“ seit ihrem Bestehen. Nicht ohne Grund ernannte daher der Landesverein ihn, „den Kündler der Schönheit seiner Heimat und Wahrer ihrer Unversehrtheit“, zum Ehrenmitglied, verlieh ihm der Landkreis den Heimatpreis 1963.

Karl Kammer

Ingenieur und Erfinder im Dienst der Allgemeinheit

Karl Kammer erhielt wegen hervorragender Verdienste für die Allgemeinheit auf dem Gebiet der Technik und Wirtschaft den Heimatpreis 1964. Am 21. 2. 1899 in Lahr-Dinglingen geboren und seit frühester Jugend ein leidenschaftlich experimentierender „Techniker“, begann er nach seinem Jagdfliegereinsatz im Ersten Weltkrieg und nach seinem Ingenieurstudium zielstrebig mit seinen Erfindungen. Seinen Ideen entstammen über zweihundert Patente, die sich zum einen Teil, wenn wir nur an die heute so selbstverständlichen Knebel-Öffner der Schuhcremedosen denken, auf Annehmlichkeiten unseres alltäglichen Lebens, teils auf branchennützliche industrielle Neuerungen und in ganz besonderem Maße auf die Konstruktion medizinischer Präzisionsinstrumente erstrecken. Alle seine Erfindungen sind vom Bundeswirtschaftsministerium als volkswirtschaftlich wertvoll anerkannt worden.

Der geniale „Kammerligator“, der bei Operationen das zeitraubende Abbinden der angeschnittenen Blutgefäße automatisch tätigt und damit die Blutungen in einem Bruchteil der bisher benötigten Zeit zum Stillstand bringt, hat Karl Kammer's Namen in die medizin-wissenschaftliche Fachwelt aller Kulturländer hinausgetragen. Dadurch



Karl Kammer

Foto-Dieterle

wurde dem Chirurgen und seiner Operationstechnik ein wertvolles Instrument in die Hand gegeben; und immer noch ist Ingenieur Kammer gemeinsam mit maßgeblichen Ärzten wägend und prüfend im Operationssaal tätig zum Wohl und Nutzen von Patient und Arzt.

Als Konstrukteur und Leiter eines automatisierten technischen Betriebes ist Karl Kammer kein weltfremder Träumer und Erfinder im stillen Kämmerlein. Das bezeugt auch seine Einstellung zu sozialpolitischen Fragen; betätigt er sich doch seit mehr als zehn Jahren mit in der verantwortungsbewußten Arbeit des Landkreises.

Emil Baader

Heimatforscher und Stubenvater

18. 2. 1891 — 2. 11. 1967

Zeitlebens wirkte Emil Baader als Heimatforscher und Heimatschriftsteller; er war



Emil Baader

Foto-Dieterle

weithin bekannt geworden als der „Stubenvater“ und als liebevoller Schilderer der Heimat zwischen Bodensee, Rhein und Main.

Der auf der Baar in Göschweiler geborene Gastwirtssohn besuchte noch die von Heinrich Hansjakob geleitete Realschule in Waldshut und hatte später in seiner Berufsausbildung am Ettlinger Lehrerseminar den Altmeister der Heimatforschung und Landeskunde Michael Walter zum Lehrer. Stets suchte Emil Baader als Lehrer und Erzieher die Begegnung mit den Menschen und fand am Bodensee die Freundschaft mit Hermann Hesse und Ludwig Finckh. Nach dem Ersten Weltkrieg war er in Buchen im Odenwald tätig, wo er das Heimatmuseum betreute und für das Maintal und den Taubergrund sowie für den Landkreis Buchen Heimat-

bücher als beachtliche Darstellungen zur badischen Landschaft schrieb.

Um seinem Schwarzwald näher zu sein, kam Emil Baader 1934 nach Lahr; hier entstanden das Lahrer Heimatbuch, der „Altvater“, der als Beilage der „Lahrer Zeitung“ zum Forum der Heimatforscher des mittelbadischen Raumes wurde. „Besonntes Geroldsecker Land“ nannte er treffend im Zeichen der Versöhnung mit dem westlichen Nachbarn einen zweisprachigen Bildband; und „Geroldsecker Land“ lautete auch sein erfolgreicher Titelvorschlag für das seit 1958 alljährlich erscheinende Kreisjahrbuch. Bald nach dem Krieg übernahm er die Neugründung der Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ in Lahr; um all seiner Verdienste willen ernannte ihn der Landesverein 1961 als „einen Hüter von hohen Werten“ zum Ehrenmitglied; und der Landkreis Lahr sprach ihm den Heimatpreis 1965 zu.

Den kulturellen Werten und Schätzen der Vergangenheit nachspürend, entwickelte Emil Baader für den Lahrer Landkreis zunächst mehrere Heimatstuben, von denen die „Hebelstube“ droben auf dem Langenhard die bekannteste wurde, weil in ihr die auf seine Anregung zurückgehenden jährlichen „Hebelschoppen“ zur Pflege des oberrheinischen Schrifttums und der alemannischen Mundart stets ihren geselligen Ausklang fanden. Über 200 Heimatstuben sind von Emil Baader seit der bescheidenen ersten, bildergeschmückten Schulstube in Bretzingen bis zu seinem Tod eingerichtet worden, die zwischen Main und Bodensee von Geschichte, Land und Leuten berichten. Nicht nur die Großen aus dem Bereich der Politik, Kunst, Wissenschaft oder Wirtschaft sollten herausgestellt werden, sondern auch viele nur ortsbedeutsame Männer und Frauen wurden so vor dem endgültigen Vergessen bewahrt, wurden in ihren Leistungen sichtbar gemacht für die Kommenden als schöpferische Kräfte unserer Heimat.

Paul Waeldin

Erster Regierungspräsident von Südbaden

Dr. Paul Waeldin entstammt einer alteingesessenen, angesehenen Lahrer Bürgerfamilie und wurde am 12. 6. 1888 geboren. Getreu dem Vorbild seines Großvaters, der Gemeinderat, Bürgermeister, Kreisabgeordneter sowie 18 Jahre lang Abgeordneter des Badischen Landtages war, begann Dr. Waeldin nach seinen juristischen und volkswirtschaftlichen Studien mit 25 Jahren schon seiner Vaterstadt als Stadtverordneter und Stadtrat und nach dem Zweiten Weltkrieg auch als Oberbürgermeister zu dienen.

Als leidenschaftlicher Verfechter des Liberalismus und des Selbstbestimmungsrechtes der Gemeinden wurde Dr. Waeldin zum Gründer und ersten Präsidenten des Badischen Städteverbandes. In der Weimarer Zeit war er Landtagsabgeordneter in Karls-

ruhe und nach 1945 in Freiburg. Tatkräftig wirkte er am Zustandekommen unserer neuen demokratischen Staatsordnung mit, und nach der Konstituierung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg wurde er erster Regierungspräsident in Südbaden.

Für Dr. Paul Waeldin war die Gemeindepolitik immer die Grundlage aller demokratischen Arbeit; daher blieb er auch stets mit seiner Heimatstadt und ihren Bürgern, aber auch mit den Gemeinden seines Geroldsecker Landes eng verbunden, war zur Stelle, wenn die Heimatgemeinde und das Gemeinwohl seines Landes ihn riefen, erfüllte seine Pflichten um der Allgemeinheit willen. So ehrte im Jahre 1966 der Landkreis Lahr in Dr. Waeldin einen Politiker, der zeitlebens sich der liberaldemokratischen Verantwortung stellte.

Martin Hesselbacher

Der gute Geist der Denkmalpflege

Als Sohn einer alten, kulturbeflissenen Pfarrersfamilie wurde Martin Hesselbacher am 28. 9. 1908 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, Ehrendoktor der Universität Heidelberg, war Dekan in Baden-Baden und betätigte sich als Volksschriftsteller. Sein Großvater wiederum vermittelte ihm mit seiner Pfarrstelle in Sulz bei Lahr die stets lebendigen Kontakte zum Geroldsecker Land.

Martin Hesselbacher, der in Karlsruhe und Dresden Architektur studierte, konnte beim Hochbauamt Mannheim, in der Entwurfsabteilung des Badischen Finanzministeriums in Karlsruhe und nach dem Kriege bei der Hochbauabteilung des Südbadischen Finanzministeriums Freiburg, insbesondere als Leiter des Wiederaufbaubüros der Freiburger Kliniken, weitgehende Kenntnisse und Erfahrungen sammeln. Als der bisherige Ingenieur der südbadischen Hochbauverwaltung im Jahre 1953 das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Freiburg übernahm, wurde Martin Hesselbacher zur vorwärtsdrängen-



Regierungspräsident a. D. Paul Waeldin

Foto-Dieterle, Lahr



Martin Hesselbacher

den Kraft der Denkmalpflege, um in unserer so materialistischen und zweckbetonten Zeit die Werte einer ehrwürdigen Vergangenheit zu erhalten und vor Verunstaltungen und Verschandelungen zu bewahren, ohne sich jedoch den Forderungen und Belangen unserer Gegenwart zu verschließen. Sein Interesse gilt in gleichem Maße dem Freiburger Münster wie den Ritterburgen unserer Heimat, gilt den Rathäusern, Stadtoren und Bürgerhäusern der Städte wie den

erhaltenswerten Bauernhöfen im Schwarzwald und im Ried. Viel kulturelles Erbe ist schon durch Hauptkonservator Martin Hesselbacher leidenschaftlich verteidigt und dank einer guten Zusammenarbeit mit dem Kreis und der Stadt Lahr auch in der südlichen Ortenau gerettet worden, so daß Landrat Dr. Wimmer bei der Verleihung des Heimatpreises 1967 in lapidarer Kürze sagen konnte: „Denkmalpflege und Hesselbacher wurden *ein* Begriff.“



Umschlag des Landkreis-Jahrbuches

Ein beispielhaftes Landkreis-Jahrbuch

Von Wolfgang Lipp, Lahr

Zehn Jahrgänge des Jahrbuches für den Landkreis Lahr unter dem Titel „Geroldsecker Land“ sind von 1958 bis 1967 erschienen, der erste in einer Auflage von 2500, der jüngste um tausend Exemplare vermehrt. Das von Landrat Dr. Wimmer ins Leben gerufene, von dem Dichter Friedrich Roth betreute Jahrbuch wird vom Kreisrat und vom Kreistag des Landkreises Lahr tatkräftig unterstützt und von zahlreichen Gemeinden sinnvoll gefördert: die Entlassschüler erhalten es mit auf den Lebensweg. Frühere Jahrgänge sind längst vergriffen, die neuen werden alljährlich von vielen, insbesondere auch von den Lehrern fern der Heimat, mit Freude erwartet.

In einer Zeit, in der das Heimatliche so oft und bedauerlicherweise den Beigeschmack des Antiquierten, Verstaubten, Erstarren hat, erscheint in einem Landkreis mit weit weniger als hunderttausend Bewohnern ein Jahrbuch, das ganz offensichtlich breite Schichten anspricht. Das wäre ja etwas Beispielhaftes! Wo liegen die Gründe, das vielzitierte Geheimnis des Erfolgs?

In den „Landkreisnachrichten Baden-Württemberg“ charakterisiert Oberstaatsarchivrat Dr. Walter Grube das „Geroldsecker Land“ folgendermaßen: „Eine liebenswürdig elegante Form heimatpflegerischer Arbeit. — Neben wissenschaftlichen, insbesondere orts- und regionalgeschichtlichen

Spezialuntersuchungen anerkannter Fachgelehrter findet man in gefälliger Zusammenstellung heimatliche Malerei und Dichtung, Volkssagen und Anekdoten, alles durch ausgewählte, auch farbige Abbildungen gut veranschaulicht, dazu selbstverständlich den Jahresbericht des Landkreises.“

Hier wird etwas Wesentliches ausgesagt: daß man nämlich heimatpflegerische Arbeit in liebenswürdig eleganter Form betreiben kann. Das liegt an der Persönlichkeit des Herausgebers, der jedem Heft nicht nur eine von verbrauchten Klischees wohltuend abweichende Form gibt, sondern auch die Maßstäbe für das Niveau setzt, der die einzelnen Beiträge liebevoll und feinfühlig aneinanderreihet und ihnen durch gediegene Illustrationen — darunter viele eigene Fotos — den Reiz des Anschaulichen gibt. Ein überparteiliches, kulturbewußtes Werk wollte und will er immer wieder von neuem schaffen, das den Gebildeten ebenso ansprechen soll wie den einfachen Menschen, den Älteren und den Jugendlichen. Gerade in der letzten Ausgabe — dem zehnten Jahresband — ist die Jugend in Wort und Bild zu Wort gekommen, und es wurden keine falschen Töne angeschlagen, es wurde der rechte Herzton getroffen. So geht das „Ge-

roldsecker Land“ in sein zweites Jahrzehnt, ohne daß von Ermüdung, von Leistungsabfall etwas zu verspüren wäre. Stoffmangel? Das gute Alte ist offenbar unerschöpflich, viel Neues kommt ständig hinzu — das eine verträgt sich mit dem, andern, wie die altehrwürdige Dorfkirche sich mit dem Neubau der Mittelpunktschule verträgt. Ob hier das Geheimnis des Erfolgs liegt, nach dem wir fragten? In der Synthese von Altem und Neuem? Man mache nur einmal die Probe aufs Exempel und studiere einen der Jahresbände mit den kritischen Augen dessen, der hinter die Kulissen zu blicken versucht, und man wird erkennen, welche geistige Ernte hier Jahr für Jahr eingebracht wird — nicht für den engeren Heimatkreis allein, sondern weit darüber hinaus und besonders auch hinüber zu den Nachbarn und Freunden jenseits des Rheins.

Hohe Ansprüche des Herausgebers und des verantwortlichen Redakteurs, moderne und gediegene Gestaltung, äußerste Qualität der Illustrationen und ihrer Reproduktion auf bestem Papier — all das vereinigt sich zu einem beispielhaften Unternehmen, von dem wir gerne wünschen möchten, daß es noch stärker als bisher zum Nacheifern anreizt.

Der Lahrer Hinkende Bote

Kalenderkundliche Anmerkungen

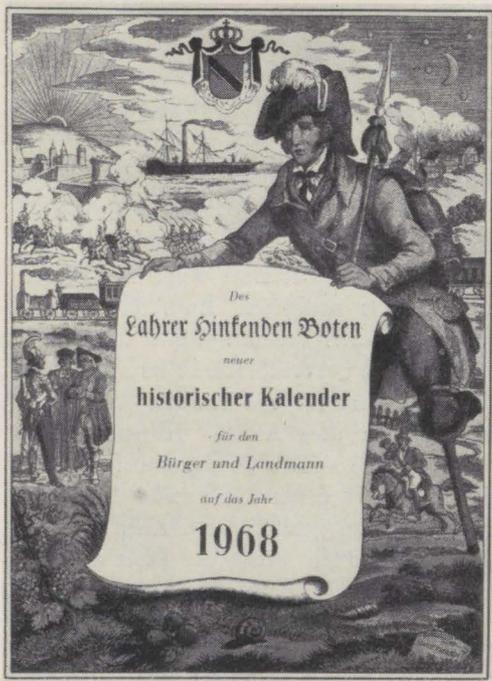
Von Herbert Wiedemann, Freiburg i. Br.

Der Autobahnführer des ADAC, ein Produkt verlässlicher Kürze, erwähnt beim HAFRABA-Kilometer 714 (Hamburg—Frankfurt—Basel) in fünf präzisen Zeilen die Kreisstadt Lahr und zwar schlechthin als die Stadt des „Lahrer Hinkenden Boten“. Mit diesem Hinweis wird jener deutsche Kalender „angesprochen“, den jedermann kennt und von dem auch die Kundigen nicht viel wissen.

Ein „verbesserter und vollkommener Staatskalender, genannt der Hinkende Bote“ erschien zu Lahr erstmals auf das Jahr 1801. Dieses Datum ist aber ziemlich nebensächlich. Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Lahrer „vollkommene Staatskalender“ sintemalen zunächst mit nassauischer Lizenz erschien, weil Lahr damals zu Hessen-Nassau gehörte — was man rückschauend mit einiger Fassung ertragen muß. Der Drucker und Herausgeber Johann Heinrich Geiger, dessen Betrieb im Jahre 1794 die endgültige Gewerbezulassung erhalten hatte, vertrieb am Oberrhein den guteingeführten, schon 1677 gegründeten „Basler Hinkenden Boten“ und auch den „Frankfurter Hinkenden Boten“, der geraume Zeit im Schwange war. Lahr war damals durch den Schnupftabakönig Lotzbeck sowie durch die Zichorienfabriken Trampler und Voelcker eine recht aufstrebende Industriestadt geworden. Gerade mit Basel und Frankfurt bestanden enge Geschäftsverbindungen, so daß es sicherlich kein sonderliches Wagnis war, nun mit einem „Lahrer Hinkenden Boten“ anzutreten und zwar unter enger Anlehnung an Form und Gehalt des Basler Hinkenden, dem der Lahrer Bote nach eigenem Geständnis aus den Gründungsjahren „sein Dasein verdankte“.

Handelt es sich also schlicht gesagt um eine verlegerische Kopie, so muß dazu doch erklärend vermerkt sein, daß die Kalendermacher sich niemals eines wissenschaftlichen Zeremoniells bedienten. Auch Hebel, mit einem Gutachten beschäftigt über die Umgestaltung und „vorteilhaftere Einrichtung des Landkalenders für die badische Markgrafschaft lutherischen Anteils“ schrieb am 18. Februar 1806 seinem „hochpreislichen Konsistorium“: In erster Linie stehe der Eifer, den Lesern zu gefallen, und nicht die Absicht, zu belehren. Wenn der Leser am Kalender Vergnügen habe, dann lasse sich der belehrende Zweck um so besser erreichen. Daher seien nach dem Muster des „Basler Hinkenden Boten“ zunächst die politischen Begebenheiten des abgelaufenen Jahres zu bringen, dann Mord- und Diebsgeschichten, Schatzgräber- und Gespensterspuk, Feuersbrünste, Naturerscheinungen und witzige Einfälle. Das beste Mittel aber, die mannigfachsten Belehrungen zu bieten, sei die Kalendergeschichte.

Hebel hat dann, als das hochpreisliche Konsistorium widersprach, den „Basler Hinkenden Boten“ noch genauer fixiert, so daß festgehalten werden muß: sowohl der „Lahrer Hinkende Bote“ als auch Hebels „Rheinländischer Hausfreund“ stammen in direkter Linie vom „Basler Hinkenden Boten“ ab. Die historische Kalenderdarstellung geht jedoch zweifellos auf Grimmelshausen zurück, den Chronisten des Dreißigjährigen Krieges und weiland Bürgermeister von Renchen; von ihm war sicherlich der Kalendertypus des Hinkenden Boten beeinflusst, der am Oberrhein und anderwärts in den Jahren 1650 bis 1750 auftrat — der Lahrer ist also einer der jüngsten dieser Zunft. Die meisten



Titelbild des Lahrer Hinkenden Boten

dieser Hinkenden Boten sind längstens verschwunden. Gelegentlich ist es aber auch vorgekommen, daß ein findiger Verleger nach hundert Jahren eine Renaissance versuchte und die fehlenden 99 Jahrgänge mit der diesem Berufsstand eigenen Ungeniertheit munter mitzählte.

Seltsamer Name

Wenn man weiß, daß es in Colmar, in Straßburg, in Vevey am Genfer See, aber auch anderwärts in Deutschland Hinkende Boten gab und gibt, alle mit mehr oder minder großer Berechtigung auf eine ähnliche Herkunft pochend, so bleibt bei allem Respekt vor der Kalendertradition die Titelbezeichnung Hinkender Bote trotzdem einigermaßen rätselhaft. War es nicht geradezu widersinnig, in einer Zeit, die weder das Flugzeug, noch das Auto und nicht einmal

die Eisenbahn kannte, als Boten ein Stelzbein zu wählen, einen hinkenden Boten, dem das Gehen besondere Mühe machte und deshalb denkbar langsam vorankam? Die Antwort ist einfach: früher waren fast alle Berufe mit schwerer körperlicher Arbeit verbunden, fast alle forderten körperliche Kraft, Wendigkeit und Geschicklichkeit, die eben ein Hinkender *nicht* aufbringen konnte. So war mancher arme Stelzfuß froh, wenn er sich durch Botengänge ein bescheidenes Brot verdienen konnte. Er tat dies häufig als geschickter Erzähler der neuesten Begebenheiten aus Stadt und Land, auf der Feierabendbank verweilend oder am Wirtshausisch. Mit dieser gezielten Langsamkeit ließ es sich dann schon besser leben, wenn es ihm gelang, nicht nur die platte Neugier, sondern auch den echten Nachrichtenhunger zu befriedigen; denn auch die Zeitungen, soweit sie zum „Landsmann“ überhaupt vordrangen, boten anfänglich eine karge Kost. Es war deshalb immer ein Vergnügen, solch einem hinkenden Boten zuzuhören. So wurde diese Gestalt zum gängigen Kalendertitel.

Erfolgsbarometer der Auflage

Wer sich die Mühe macht, der weitverstreuten kalenderkundlichen Literatur nachzuspüren, der wird die Feststellung treffen können, daß die Gründungsphasen sich immer einer eingehenden Darstellung erfreuen. Die Gründungsgeschichte des „Lahrer Hinkenden Boten“ entbehrt indessen, wie schon gesagt, der erregenden Originalität. Viel bedrängender ist hingegen die Frage, wieso gerade der Lahrer Hinkende, sozusagen als Nachkömmling seiner Gattung, eine im 19. Jahrhundert vordem niemals erträumte Auflageziffer erreicht hat und als Schauenburgsches Verlagsprodukt schlechterdings zum Begriff geworden ist. 1858 wurden erstmals 100 000 Exemplare gedruckt und damit in der Kalenderbranche eine führende Stellung erreicht; um die letzte Jahrhundertwende

wurde gar die halbe Million weit überschritten. Das sind respektable Zahlen, die nicht nur dem Liebhaber der Kalenderbeachtung, sondern nicht minder den Verlagskaufmann unserer Tage beeindrucken. Tatsächlich war mit dem Aufstieg der Lahrer Druckerei Geiger-Schauenburg der Aufstieg des „Lahrer Hinkenden Boten“ verbunden, gekennzeichnet durch einen bemerkenswerten Ehrgeiz gleichermaßen in der textlichen Kalendarergestaltung, in der Werbung und im Vertrieb. In diesem Zusammenspiel lag der Erfolg.

Entstanden in der Epoche der napoleonischen Feldzüge, versuchte der Kalenderschreiber zunächst den Lahrer Hinkenden als den Kriegsversehrten des badischen Rheinbundkontingents zu symbolisieren. Er blieb dabei lange der heimatlichen Topographie des Großherzogtums Baden verhaftet. „Ich will nun in diesem Jahr die Beschreibung einer Reise beginnen, die ich unternommen habe landauf, landab, von Basel, Konstanz und dem Schwabenlande bis nach Karlsruhe, Pforzheim, Schwetzingen, Mannheim, Heidelberg, nicht zu vergessen das Kinzinger Tal“, lesen wir Anno 1810. „Ich sah viel Merkwürdiges, was Euch lehrreich sein möchte. Lebt wohl, liebe Leser bis wir wieder zusammen kommen und behaltet immer lieb den Hinkenden Boten“. Zu den Folgerungen der Französischen Revolution und den Ergebnissen des Wiener Kongresses äußert er sich empfindungsreich: „Welche Zeiten! Welche Verhältnisse! Stets wird das Neue vom Neuesten verdrängt, das Große von dem Größeren übertroffen, das Schreckliche von dem noch Schrecklicheren. So wird das fortgehen, bis das Schicksal befriedigt ist“.

Dem technischen Fortschritt zugetan

Durchaus ein Kind seiner Zeit, begeistert sich der „Lahrer Hinkende Bote“ in den Jahren seines Aufstiegs auffallend für die



Französischer Hinkender Bote

neuartigen Errungenschaften der Technik. Er steigt hinab in die Abgründe der Details, ob es sich um die Eisenbahn, das Glühlicht, den Dampfhammer oder später um das Zeppelinsche Luftschiff handelt. Er verleugnet niemals seine badische Herkunft, aber er gebärdet sich nun weltzugewandt, bringt die ersten Illustrationen vom Tower in London, spickt die „Weltbegebenheiten“ mit gekonnten Karikaturen, wandert mit den deutschen Auswandererströmen nach Nord- und Südamerika und macht dort seine erste Auslandsaufgabe. Im Anzeigenteil erscheinen nicht nur die zu allen Zeiten gängigen Mixturen, sondern auch die ganzseitigen Inserate der deutschen Großreedereien. Mit der kaufmännischen Repräsentanz der wachsenden Industriestadt Lahr verdichten sich die Beziehungen zu Frankfurt, Leipzig, Hamburg, London und Paris. Mit der Auflage in den Hansestädten wird die Seefahrtsgeschichte so unverzichtbar wie die Weihnachtserzählung.

Die Anhänglichkeit des „geschätzten Lesers“ wird mit damals ganz neuartigen Preisausschreiben angeheizt. „Der Hinkende er bietet sich nun, das Licht, das seither unter den Scheffel gestellt war, auf den Leuchter zu setzen und fordert jedermann auf, der etwas Geistvolles in petto hat, es dem Kalender einzusenden.“ Für die besten Einsendungen setzte der Hinkende aus: jeweils 12 Flaschen Forster Kirchenstück, Deidesheimer Schnepfenflug und Weißherbst „höchst süffig“ — vom Markgräfler Gutedel und vom Kaiserstühler Ruländer war noch nicht die Rede.

Das Deutsche Reichswaisenhaus

Schließlich wandte sich der Lahrer Hinkende an die deutsche Öffentlichkeit mit dem Anruf, die Spitzen der Zigarren, die man abschneidet und wegwirft, zu sammeln. Die einzelne Spitze ist wertlos, aber einen Hut voll kauft der Schnupftabakfabrikant — wenn auch nur für ein paar Pfennige. Mit dieser Pfennigsammlung ging der Hinkende nach Handwerksburschenart „fechten“ für ein „Deutsches Waisenhaus“. Den Anstoß gab der Kalendermann Albert Bürklin mit seiner Standrede „Viele Wenig machen ein Viel!“ im Kalenderjahrgang 1877. Bereits im Jahre 1878 hören wir von Spenden für das geplante Liebeswerk. Wer waren die Ersten? Bergleute in Saarlouis, deutsche Studenten in Zürich, israelitische Schüler in Lauchheim, aber auch Leser des Hinkenden in München, Berlin und Amerika. Am Pfingstmontag des Jahres 1885 wurde das 1. Deutsche Reichswaisenhaus am Lahrer Altvater eingeweiht — wohl das schönste Denkmal eines Kalenders, der inzwischen Zugang zur ganzen deutschen Sprachgemeinschaft gefunden hatte und dem schließlich die Weltgeltung nicht abzusprechen war. Voraussetzung dieser humanitären Leistung war nicht zuletzt die Auflagehöhe, die fortgesetzte Verbesserung aller technischen Möglichkeiten, die Loslösung von einer regi-

onalen und die Hinwendung zu einer deutschen Betrachtungsart. Es darf bezweifelt werden, ob die „getreulichen Leser“ in Sachsen, in Holstein, in USA und in den deutschen Siedlungen Brasiliens die Herkunft des Kalenders geographisch bestimmen konnten. Er war trotzdem in seiner Aussage unverkennbar ein Lahrer geblieben, gerade deshalb, weil er die Volkstümlichkeit in den Fingerspitzen hatte und auf jede Heimattümelei verzichten konnte.

Die Geschichte des „Lahrer Hinkenden Boten“, dessen 169. Jahrgang beim Erscheinen dieser Zeitschrift redaktionell gerade abgeschlossen wird, ist ohne Zweifel auch ein Leistungsbericht der Kalendermacher. Bei einer uns bekundeten leidenschaftlichen Hingabe an die Kalenderarbeit wird niemals zu klären sein, bis zu welchem Punkt die verlegerischen oder die literarischen Impulse überwogen. Dies um so weniger, als der Lahrer Hinkende in seiner typischen Äußerung, nämlich in der Darstellung der „Weltbegebenheiten“ und der belehrenden oder moralisierenden „Standrede“, bis zum heutigen Tage anonym geblieben ist. Diese Anonymität ging so weit, daß bis zur Einführung des baden-württembergischen Pressegesetzes der Kalender ein personell erläuterndes Impressum nicht gekannt hat.

Kalendermacher

Wir wissen, daß um 1820 Rudolf *Lembke*, Pfarrer in Mahlberg, den Lahrer Hinkenden „machte“ — man sollte bei der Umschreibung dieses Geschäfts auf gesellschaftlich höherstehende Deklarationen verzichten. Der Lahrer Professor Ludwig *Fecht* hat neben seinen Kalenderbeiträgen die badische Landeskunde begründet. Der große Wurf gelang zweifellos während der gemeinsamen Kalender-Regierungszeit von Albert Bürklin und Moritz Schauenburg. Der in Offenburg gebürtige Eisenbahningenieur Albert *Bürklin* gewann ein Lahrer Preisausschreiben mit

der Kalendergeschichte „Der Kanzleirat, Bilder aus dem Leben eines Subalternbeamten“. Seine Geschichten und Betrachtungen haben wahrscheinlich den Lahrer Kalender endgültig geprägt. Er hatte in dem älteren Moritz *Schauenburg* (1827 bis 1895) einen großartigen Partner, der die Geiger-Tochter Julie geheiratet hatte und trotz seiner westfälischen Herkunft alle hemmenden Hinterlassenschaften abstreifte. Die Institution des Schwiegersohns ließe sich durch seine Lebensbeschreibung ohne Hinterhältigkeit rechtfertigen. Albert Bürklin und Moritz Schauenburg, das war, wie man es auch ansehen mag, Glanz und Gloria des „Lahrer Hinkenden Boten“. Von den Späteren seien erwähnt Karl *Hesselbacher*, seit 1919 Stadtpfarrer in Baden-Baden und der Freiburger Franz *Hirtler*. Sie und andere badische Landsleute, die zu ihrem Vergnügen mit dem Kalenderfederhalter hantierten, haben es verstanden, sich völlig unauffällig hinter dem „Lahrer Hinkenden Boten“ zu verstecken und zugleich diese seltsame Kalendergestalt zu einem Schwarzwälder Wegweiser für Jedermann zu erheben, figürlich dargestellt in Elzach, am Wegkreuz „Hirschen“ in Lahrb-Dinglingen und anderwärts.

Der Rheinländische Hausfreund

Hebels „Rheinländischer Hausfreund“ und der „Lahrer Hinkende Bote“, oberflächlich betrachtet, in einem Atemzug zu nennen, sind recht verschiedenartige Wege gegangen. Der vielleicht fragwürdige Versuch einer Unterscheidung wird hier erklärtermaßen in der Absicht veranstaltet, die auf das Jahr 1968 bezogene Gegenwartsnähe des „Lahrer Hinkenden Boten“ zu verdeutlichen. Hebel war in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts (bis 1819) als Kalendermacher des „Rheinländischen Hausfreund“ am Werk, wobei die meisten Erzählungen, Anekdoten und Betrachtungen aus seiner eigenen Feder stammten. Die als „Schatz-

kästlein des Rheinischen Hausfreunds“ gesammelten Kalendergeschichten begründeten Hebels Ruhm als Volksschriftsteller, ein unverlierbares Besitztum der deutschen Nationalliteratur. Der „Rheinländische Hausfreund“ war in jenen Jahren identisch mit Johann Peter Hebel, das war unverkennbar und in jeder Äußerung er selbst und niemand anders: „Denn der „Rheinländische Hausfreund“ geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht, sitzt in manchem Wirtshaus, geht mit manchem braven Mann einen Sabatterweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist.“

Fast eine Märchengestalt

Der „Lahrer Hinkende Bote“ hingegen ist der namenlose Volksmann, der alle Jahre wiederkehrt. Auch er geht fleißig am Rheinstrom auf und ab und schaut zu manchem Fenster hinein. Aber er setzt sich im „Goldenen Löwen“ alljährlich an den Tisch mit dem Bachhuber, dem Schneidernaz und dem Schmiedxaver. Man sieht ihn sitzen im Wirtshaus und man kennt ihn. Man weiß, wer er ist, wenngleich er fast als eine Märchengestalt aus dem bunten Titelbild heraustritt. Nur in dieser Bilddarstellung wird er verständlich. Es ist niemals gelungen, ihn ohne Kränkung in eine Textzeichnung einzubauen oder gar in einem Festzug auftreten zu lassen. Der Hausfreund bemühte sich um eine volkstümliche Literatur, der „Lahrer Hinkende Bote“ um eine eher unliterarische Volkstümlichkeit. Wenn es gestattet sein sollte, den Philosophen Martin Heidegger zu zitieren: „der Hausfreund war der Grundzug von Hebels Dichtertum. Ihm kam es an auf das kleine Goldkörnlein, das er in seine Kalendergeschichten hineinlegte“. Der „Lahrer Hinkende Bote“ setzte tunlichst viele Federn in Bewegung, seinen Kalendermännern schwebte die bunteste Lebensäußerung vor Augen, nicht zuletzt die geschäftliche.

Er hatte mit keinem „hochpreislichen Konsistorium“ zu rechnen, das Hebel letztlich die Freude an der Kalenderarbeit verdorben hat. Der Lahrer hatte dafür keinerlei Protektion, er durfte niemals mit Subventionen rechnen und tummelte sich munter im freien Spiel der Kalenderkräfte: vor allem wollte er verkauft werden. Schließlich wurde der „Rheinländische Hausfreund“ lange nach der Hebelzeit vom Lahrer Verlag übernommen und schwamm zuletzt im Kielwasser des Hinkenden Boten. Beide bemühten sich um „das Bleibende im Unscheinbaren“, um letztmals auf den vorhin genannten Freiburger Philosophen zurückzukommen. Schließlich bleibt es Hebels Vermächtnis, daß er seine Gedichte alemannisch, die Kalendergeschichten aber hochdeutsch geschrieben hat — das bewahrte den Hinkenden Boten vor manchem Fehltritt. Recht ungeniert äußerte sich der Herr Prälat über seinen Standpunkt in Sachen „Weltbegebenheiten“. Anno 1815, als Napoleon endgültig nach St. Helena verschwand und die deutsche Jugend die versprochenen freiheitlichen Rechte anzufordern begann, schrieb er ungerührt: „Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deswegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind“.

Zugleich liberal und konservativ

Demgegenüber gab sich ausgerechnet in politicis der Hinkende Bote moralischer, er war fortgesetzt „engagiert“. Zunächst badisch-liberal und anti-preußisch, schwenkte er nach 1870 geradezu pathetisch auf die Bismarcksche Linie ein. Der Hinkende, nahezu auf einer Springerauflage thronend, führte zeitweise grobe Streitgespräche, was ein Blatt aus dem Rheinland dazu veranlaßte, Lahr in Baden als eine Stadt anzu-

sprechen, wo der Hinkende Bote seinen Mistkarren abzuladen pflegt. Alle Großzügigkeit war zu Ende, wenn der Kalendermann wider die ersten radelnden Weibervölker losdonnerte: die badische liberale Tradition hat er immer in einer sehr konservativen Form geäußert, häufig trat er auf die Rücktrittsbremse. Indessen „dem Volk aufs Maul schauen“ und „wider die Großkopfetzen“ zu wettern wurde niemals als Phrase verstanden. Das Bündnis mit dem kleinen Mann von der Straße war eine einzigartige und unbedingt glaubhafte Grundhaltung, wohl oft genug vertieft durch Gespräche zwischen Moritz Schauenburg, dem Souverän, und Albert Bürklin, dem Kalenderschreiber — stattgefunden an Lahrer Stammtischen, im „Rappen“ zumal, aber auch zur Sommerszeit im Schatten jener Biergärten, die nach der beglaubigten Aussage norddeutscher Passanten enorm dazu anregten, das Leben in der wilhelminischen Ära in der Art des Hinkenden Boten zu betrachten. Die Revolution des Jahres 1848 war im Kalender von der Zensur gestrichen worden, aber man löckte kräftig wider den Stachel. Nun konnte man immerhin den Kaiser kritisieren, Seine Majestät mit dem aufgewirbelten Schnurrbart, aber niemals den Herrn Großherzog, womit wir uns dem Jahre 1914 nähern, als in Europa die Lichter ausgingen. . .

Wider Aderlassen und Astrologie

Wie in seinem ersten Jahrgang blieb bis in unsere Zeit der Hinkende aus Lahr ein kundiger Mathematiker seines Kalendariums, ein verlässlicher Registrator der tierischen Trächtigkeitsverhältnisse. Bei aller Geschäftstüchtigkeit wehrte er sich indessen gegen jeden Aberglauben, sobald dies vertretbar war. In den älteren Jahrgängen war stets eine Seite dem Aderlassen gewidmet, modisch damals nicht minder schick als die heutige Sexualrezeptur. Aber das „Laßmännlein“ wurde ausgerottet. In vielen Jahrgän-

gen des Hinkenden Boten wird ein aufklärerischer Kampf gegen den Aberglauben offensichtlich — bei manchen Rückfällen und schmerzlichen Niederlagen. Die Kalendermacher vor und nach den beiden Weltkriegen begannen zu begreifen, daß man einem alten, empfindsamen Wandlungen unterworfenen Kalender, alles verzeiht, nur nicht die überwundene Modetorheit von gestern. Der Lahrer Hinkende hat deshalb nach schweren internen Abwehrschlachten allen lockenden Versuchungen der Astrologie widerstanden, womit die enorm gescheite „Weltwoche“ in Zürich bis zum heutigen Tage nicht fertig geworden ist. Der geschätzte Leser sagt später nämlich nicht: ich war dumm. Die Dummen sind hintennach meistens — die Kalendermacher.

Zur gegenwärtigen Existenz

In diesen Anmerkungen mag das Bemühen deutlich werden, die Entwicklung und die Eigenart des „Lahrer Hinkenden Boten“ aus einer gewissen Nähe darzustellen und dabei an einem empfindsamen Vergleich das Geschäft der in Lahr betriebenen Kalendermacherei historisch zu erläutern. DES LAHRER HINKENDEN BOTEN NEUER HISTORISCHER KALENDER FÜR DEN BÜRGER UND LANDMANN stellt sich indessen am eindringlichsten dar in seiner leibhaftigen und denkbar *gegenwärtigen* Existenz. Diese Gegenwart ist allerdings alles andere denn ein philologisches Kalenderseminar. Man vergißt gar zu leicht, daß der „Hinkende Bote“ seit 168 Jahren mit seinen ureigenen publizistischen Mitteln in jeder Kalenderausgabe durchaus das Jetzt gesucht hat. Es wäre aber unpassend, nunmehr die eigne Werkstatt umzugraben und unvermeidlich ichbezogen die eigenen Handtierungen zu beschreiben. Mache ich mich verständlich?

Zum Beispiel der Schmiedxaver

Es sei indessen ein Wort gestattet zu den unausweichlichen Veränderungen in Form und Gehalt. Der Leser dieses Kalenders will seinen Hinkenden in der gewohnten Form in die Hand bekommen. Er hat einen bestimmten Stil, eine bestimmte Aufmachung, eine bestimmte Aussage, an die der Kalendermann gebunden ist. Die zeitbezogenen Wandlungen, die tunlichst überlegt veranstaltet werden, waren immer ein schwieriges Kapitel, deshalb nämlich, weil der Leser eigentlich nicht merken darf, daß eine unvermeidliche Veränderung eingetreten ist. Die schmerzliche Loslösung von der Frakturschrift wurde behutsam und in schmiegsamen Übergängen durchgeführt. Kalenderkritiker meinen: es war trotzdem eine Todsünde. Andererseits: der Kalender will gelesen werden, der Verlag produziert keine Museumsstücke. Im plumperen Zeitgeschmack war eine Umstellung auf die kürzere Kalendergeschichte unumgänglich. Die illustrative Bildhaftigkeit nimmt einen viel breiteren Raum ein als ehemals. Der Schmiedxaver der „Standrede“ betreibt seit einigen Jahren eine Reparaturwerkstätte. Kurzum: die Kalenderaufmachung (ein schreckhaftes Wort!) muß im gegebenen Rahmen die inhaltlichen und auch die gestalterischen Möglichkeiten ausschöpfen. Die verpflichtende Aufgabe ist nämlich nicht nur an die Tradition, sondern auch an jede neue Jahreszahl gebunden. Wir hantieren mit Leseranaysen, Umfragen, Rundfunkinterviews, Fernsehinterpretationen: das mag jene Betrachter erschrecken, die sich ausschließlich für alte Kalender interessieren.

Auf das neue Jahr bezogen

Mit dem Kalendarium, dem Marktverzeichnis und dem Trächtigkeit- nebst Brütelkalender eilen jene Zeitläufte voran, deren Deutung der Chronist des „Lahrer Hinken-

den Boten“ sich niemals entzogen hat, wenn-
gleich auf diese Weise auch seine Irrtümer
nachlesbar sind. Er hat es sich gänzlich ab-
gewöhnt zu prophezeien, weil es nur dem
Politiker, nicht dem Kalendermann gestattet
ist, diese Irrtümer plausibel zu erklären —
nicht umsonst hat der Hinkende „auf-
gemerkt“.

Er sah nebenan einen Betrieb, seine
Druckerei hochwachsen, mitbeteiligt in allen
Wechselfällen. Das Haus Schauenburg be-

geht 1969 das 175. Firmenjubiläum: der
„Lahrer Hinkende Bote“ ziert dorten mit
Recht das Firmenwappen. Die Stadt Lahr
schließlich, genauer gesagt ihre Repräsen-
tanz, verknüpft heute betonter denn je in
einer durchaus überzeugenden Weise jene
merkantile und zugleich musische Wirklich-
keit, die aus der Lahrer Schau den deutschen
Kalender aus Lahr ausweist.

Nach weisen Sprüchen, guten Lehren,
Soll man handeln, nicht bloß hören.

's Amselbrännli

Aus dem Gedichtband „Grüselhornklänge“ von Alfred
Siefert, erschienen 1920

Bin schunn vielmol stillversunke
Bi-d'r g'stande-n-uff-'m Rain
Unn hab' vunn diem Wasser 'trunke
Uß diem küälä Brunnestein.

Hab' dien Brännli sehne fliäße
Uss-m Wald so silwerhell,
Hab's de Berg 'nab sehne schiäße
Wiä d'r Blitz so wild unn schnell.

Grad so, Brännli, fließt mien Läwe
Wiä dien Wasser durch's Gebüsch —
Uewer Rose, Stein und Räwe
Bis-'s an siem Endziel isch.

Unn 's isch grad als thätsch m'r sage:
„Komm, bi mir wursch widder jung —
Mini Ams'le thuän nuch schlage —
Komm' unn trink' Erinnerung!“

Wovon das Langenharder Hebelbuch erzählt

Ergänzt nach einem Bericht von Emil Baader †

Von der Sesenheimer Friederiken-Goethe-Stube abgesehen, wo nicht weniger als acht Bände Gästebücher von Begegnungen der Goethefreunde aus aller Welt erzählen, gibt es keine Heimatstube in der oberrheinischen Landschaft, die ein so wertvolles dokumentarisches Gästebuch besitzt wie die Hebelstube im Bergwirthshaus „Zur Schönen Aussicht“ auf dem Langenhard, dem Hausberg der Stadt Lahr. Dieses Buch, in rotem Leder gebunden, wurde am 10. Mai 1950, am 190. Geburtstag Hebels von der Ortsgruppe Lahr der Badischen Heimat gemeinsam mit Frau Marie Wingert auf Anregung von Emil Baader angelegt. Die künstlerische Gestaltung lag in Händen des Graphikers und Denkmalpflegers Karl List. Auf dem ersten Blatt finden wir ein Aquarell von Meister Wickertsheimer: Blick vom Langenhard zum Münster von Straßburg.

Was hat dieses Buch nicht alles zu erzählen! Wir finden hier eingehende Berichte in Wort und Bild von den siebzehn ersten Langenharder Hebelschoppen; denn hier oben treffen sich alljährlich in der für Johann Peter Hebel heiligen Zeit zwischen Ostern und Pfingsten Hebelfreunde aus Lahr und Umgebung, um des Dichters zu gedenken und einen oder auch mehrere zeitgenössische Dichter und Autoren aus diesem Raum zu hören.

Beim ersten Treffen am 13. Mai 1950 würdigte der damalige Oberstudienrat Fritz Ruch den Rang Hebels und den Sinn des „Schoppens“. Im folgenden Jahr (1951) erinnerte Dr. Hermann Wiedtemann an das Schaffen der badischen Dichter Josef Viktor von Scheffel und Hermann Eris Busse. Ein großes Ereignis war der Hebelschoppen des Jahres 1952. Gemeinsam mit Meister Hermann Burte kamen seine Freunde Friedrich Roth, Hubert Baum, Max Duf-

ner-Greif zum dritten Hebelschoppen. Ihnen folgte am 16. Mai 1953 der inzwischen mit dem Hebelpreis ausgezeichnete Dichter Eberhard Meckel. Herzlich begrüßt wurde am 22. Mai 1954 der Hebelforscher und Hebelpreisträger Dr. Wilhelm Zentner. Zum sechsten Hebelschoppen am 14. Mai 1955 kam der aus Friesenheim stammende Heimatdichter und Heimatforscher Dr. Oskar Kohler, der etliche Jahre später als erster mit dem Heimatpreis des Landkreises Lahr ausgezeichnet wurde.

Wer könnte den siebten Hebelschoppen vergessen — es war am 26. Mai 1956 —, als der Dichter Dr. Joachim von der Goltz aus Obersasbach erstmals auf dem Langenhard aus seinen Werken las. Nicht minder groß war der Erfolg der Lesung von Lina Kromer aus Obereggenen, der Dichterin mit der Markgräflerhaube. Die Lesung der 1889 geborenen Hebelpreisträgerin fand am 18. März 1957 statt.

Dank der Vermittlung des Lahrer Dichters Friedrich Roth wurde der elsässische Dichter und Schriftstellerarzt Dr. Paul Berthololy aus dem Vogesendorf Lembach im Unterelsaß zum neunten Hebelschoppen im Jahr 1958 gewonnen. Ihm folgte zum zehnten Hebelschoppen der in Wangen am Bodensee wohnende Dramatiker und Erzähler Ernst Bacmeister, während Professor Dr. Wilhelm Zentner im Mai 1960 zum zweitenmal die Hebelfreunde durch Vortrag und Lesung erfreute. Auch Joachim von der Goltz rief man 1961 abermals nach Lahr. Allen Hebelfreunden ist auch die kontaktfreudige Begegnung mit dem Schweizer Mundartdichter Albin Fringeli aus Nunningen/Solothurn und dessen Lesung unvergeßlich. Sie erfolgte am 12. Mai 1962 zum 13. Hebelschoppen, während der Elsässer Mundartdichter Desiré Lutz im Jahr 1963



Hebelschoppen Langenhard, Mai 1966, mit Nathan Katz und Pastor Guggenbühl Foto-Dieterle

auf dem Langenhard weilte. Ihm folgte im Götterjahr 1964 Franz Schneller aus Freiburg, der für seinen Vetter Emil Gött, der 1882/83 Schüler des Lahrer humanistischen Gymnasiums war, eine Laudatio über das Werden und Wirken des Dichters und Denkers Gött las. Ganz im Zauber des alemannischen Wortes stand der 16. Hebelschoppen mit Albin Fringelis Landsmann Professor Dr. Georg Thürer aus St. Gallen. Er hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck mit seinen Lesungen und dem in Mundart gesprochenen Vortrag über „Hebel und die schweizerische Mundartdichtung“. Um ebenfalls im Geiste Hebels das Verbindende von hüben und drüben zu suchen, kamen zum 17. Hebelschoppen am 17. Mai 1966 die beiden Elsässer Nathan Katz und Pastor Willi Guggenbühl. Während der Sundgaudichter Nathan Katz Erinnerungen an H. E. Busse, Hermann Burte, Oskar Wöhrle und René Schickele weckte, zeichnete Pastor Guggenbühl als Chronist von Sesenheim in

einem literarischen Brückenschlag über „Goethe und Friederike“ das Lebensschicksal der vom Hauch der „Unsterblichkeit“ umwehten Gestalt zwischen dem elsässischen Sesenheim und dem badischen Meißenheim.

Inzwischen ist der zweite Band des Hebelbuches begonnen; was wird er alles zu berichten haben? Ein Anfang ist bereits gemacht mit dem 18. Hebelschoppen vom 6. Mai 1967, zu dem der Randschwabe Vinzenz Erath aus Bad Cannstatt, ein Stiller im Lande, die Hebelsche Prosa nach Inhalt und Form deutete und eigene Prosa las. Schließlich fand sich am 18. Mai 1968 zum 19. Hebelschoppen aus Freiburg Hans Jensen ein, der Verfasser bekannter, heimatbezogener zeit- und kulturhistorischer Romane. Dazwischen aber hält dies Buch auch die Erinnerung wach an die beiden jüngst heimgegangenen Freunde der Langenharder Hebelstube: den Heimatforscher und Lehrer Emil Baader und den Maler der Heimat

Wilhelm Wickertsheimer, die beide Preisträger des Heimatpreises des Landkreises Lahr waren.

Einmalige Einträge zahlreicher alemannischer Dichter und Freunde des Alemannensandes finden wir mit Bildnis im ersten Band des Hebelbuches, so von Lina Kromer, Hubert Baum, Richard Gäng, von Traugott Meier, der 1959 verstarb. Er schrieb zu Pfingsten 1950 einen wunderschönen Gruß an die Langenharder Hebelfreunde, der mit den Worten beginnt: „Nai, lu mer doch die Lohrer o! Sie wai es Hebelstübli ha. Willsgott, so sy mer au derby, mer Hebelfründ am Oberrhy...“ Mit Bild und Gedichten sind ferner vertreten der Bauerdichter Alfred Huggenberger, Emil Strauß, der Komponist Franz Philipp, Dr. Franz von Grolmann und Max Rieple sowie der Elsässer Eduard Reinacher; es fehlen nicht Ruth Schaumann und Ru-

dolf Hagelstange, Friedrich Franz von Unruh und Elisabeth Walter sowie Juliane von Stockhausen und Hermann Eris Busse, der Ettenheimer Mundartdichter Fritz Broßmer, Hedwig Salm, Wilhelm von Scholz, Paul Hollenweger und Hans Bauer aus Sulz. Sein Bild sandte 1952 Albert Schweitzer; ebenso taten dies mit einem Heimatgedicht für das Hebelbuch Otto Heinrich Klingele aus Todtnau und Ernst Niefenthaler, der Bauerdichter aus Bürchau im Wiesental. Von einmaligem Wert sind die Bekenntnisse zu Hebel von Männern wie Wilhelm Schäfer, Wilhelm Hausenstein, Friedrich Franz von Unruh, Martin Heidegger und Reinhold Schneider. Und stundenlang kann sich der Heimatfreund in diesen ersten Band des Langenharder Hebelbuchs vertiefen. Er spiegelt wahrlich die Liebe des alemannischen Volkes und vieler Dichter und Denker zu Hebel!

Macht über die Materie

Zwei Lahrer Werkkünstler - Weg und Wirkung

Von Hans Molls, Seelbach

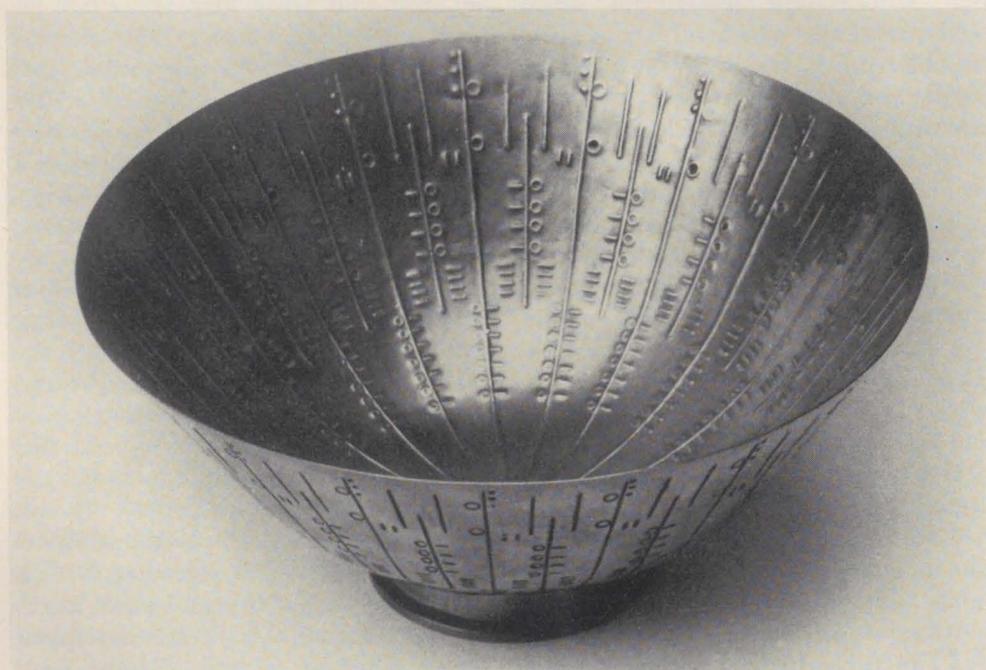
„Alle Dinge, die ein Künstler bildet, müssen vom Reflex seines Gefühls getroffen werden ...

Der Reiz geistiger Arbeit und gefühlvoller Anteilnahme muß mit allem, was dem Menschen dient, verbunden sein.“

Auguste Rodin

Lahr darf sich zweier Werkkünstler rühmen, denen in hohem Maße Macht über die Materie gegeben ist. Diese schöpferisch-gestalterische Kraft, beiden gleichermaßen eigentümlich, hat den Klang ihres Namens und Wirkens, wenngleich auf unterschiedlichen Wegen, in die Weite getragen. *Hayno Focken*, am 26. Dezember 1905 in Lahr geboren, hat die Schulstube noch nicht betreten, da entdecken sich ihm schon Gabe und Neigung, zu zeichnen, zu malen. Den Un-

terricht nimmt der Buchhändlerssohn nicht allzu ernst. Innerlicher Aufstand gegen steuernden Einfluß von außen, energisches Verlangen, sich auf eigene Faust zu entfalten, bewegen ihn unbeirrbar. Das Elternhaus trägt insgeheim dazu bei; seine geistigen und künstlerischen Impulse umfassen den aufnahmefreudigen Jungen. Denn der Vater hat fruchtbaren Umgang mit Malern und Bildhauern. Im Frühjahr 1924 geht Hayno Focken zum Raumgestalter Max Krüger in die Lehre. In Berlin erwartet ihn ein Lebensbereich, den er kaum auszuschöpfen vermag. Die Besonderheit der Tagesaufgaben — Krüger wirkt für die namhaftesten Architekten der Zeit — packt ihn. Museen, Theater, Konzerte, fesseln nicht minder. 1929 wechselt er in die Werkkunstschule Halle-Giebichen-



Hayno Focken: Ziselierte Messeschale, Landesgewerbemuseum Stuttgart



Hayno Focken: Ziborium



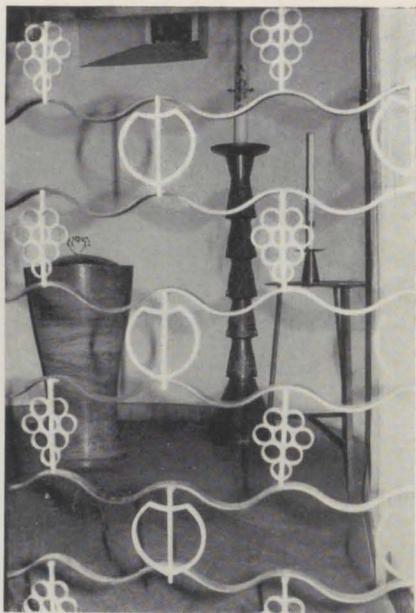
Hayno Focken: Krug (Tombak)

stein hinüber. Dort lehren der Bildhauer Gerhard Marcks und der Maler Crodel. Focken lauscht ihnen etliche Jahre. 1932 bietet ihm das Elternhaus eine kleine eigene Werkstatt für kunsthandwerkliche Metallarbeiten. Bald zeichnen sich die Umriss eines Schaffens ab, das beflügelte Eingebung, Formkraft und Unverwechselbarkeit des Ausdrucks harmonisch miteinander vereint. Focken weist sich nach kurzer Zeit schon als ein Meister über die Metalle aus.

In der Lebensgefährtin, die dem Metallbildhauer 1935 an die Seite tritt, wächst ihm die schöpferische Mitarbeiterin zu. Sie hütet und lenkt während des Krieges die Werkstatt über alle Gefährdung hinweg, und Focken vermag nach der Heimkehr dort weiterzuwirken, wo er das Werkzeug aus der Hand gelegt hatte. Erneut beschickt er die großen Ausstellungen des In- und Auslandes. Auszeichnungen fallen ihm zu, Museen kaufen seine Arbeiten an. Das Arbeitsgebiet weitet sich aus, umgreift Profanes und Sakrales, reicht über Schalen, Vasen, Leuchter und Gittergeflecht hinaus. Metallplastiken, Türen, Brunnen, Innen- wie Außenausstattungen von Kirchenräumen mit Gerät und Gefäß, mit Taufbecken, Altar, Tabernakel



Hayno Focken: Große Messingkanne



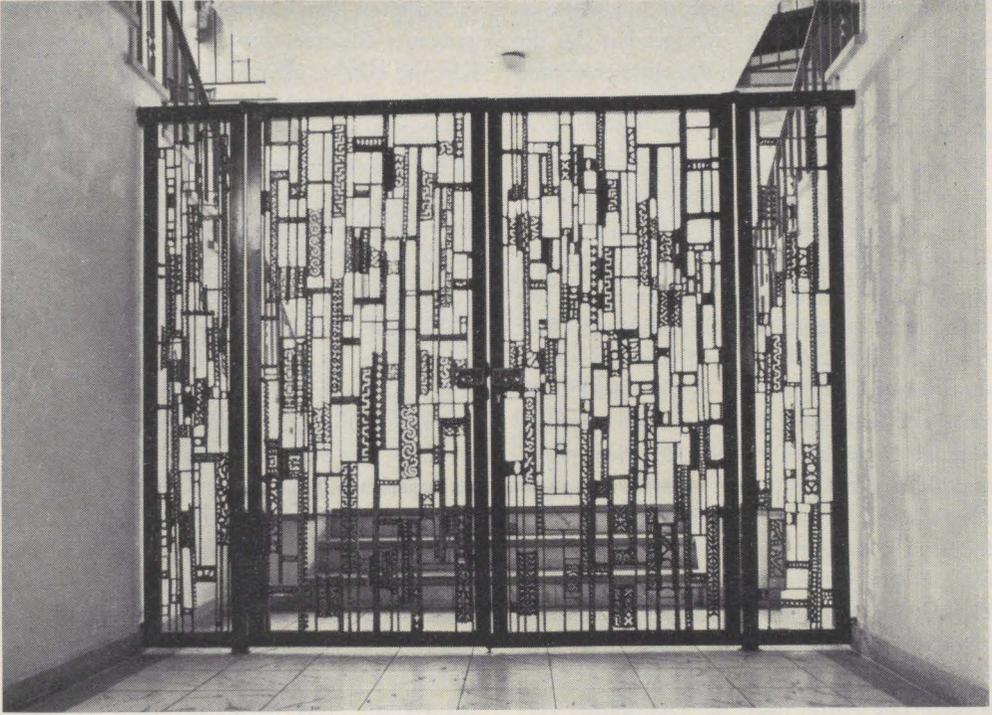
Taufkapelle in St. Peter und Paul, Lahr

und Kreuzifix schließen sich neben anderem in kaum aufzählbarer Vielfalt an. Skulpturales drängt nach vorn, und der Name Focken rückt nicht nur in Kennerkreisen unter die meistgenannten, obgleich der Bildner keineswegs darauf abzielt. Öffentlichkeit widerstrebt ihm. Bescheidenheit, selbstlose Zurückhaltung zügeln ihn, lassen ihn vollends verstummen, wenn Kunstzeitschriften ihm und dem Werk höchste Anerkennung zollen.

Inmitten der Themen und Stoffe ist es gewinnreich, Entwurf und Verwirklichung miteinander zu vergleichen. Handwerklich gewandte Beherrschung aller Spielarten der Technik, feinfühliges Gespür für die Eigenheiten der Metalle (Gold, Silber, Kupfer, Bronze, Tombak, Edelstahl) wie der verschiedenen kostbaren Steine scheinen Hayno Focken wesenseigen. Diese Naturgaben, in hartem Ringen verfeinert, führen die Hände zu persönlichem Stil der Metallformung: Sie steuern den Fluß des Schmelzens und Verschmelzens, die abstrahierende Linienführung,

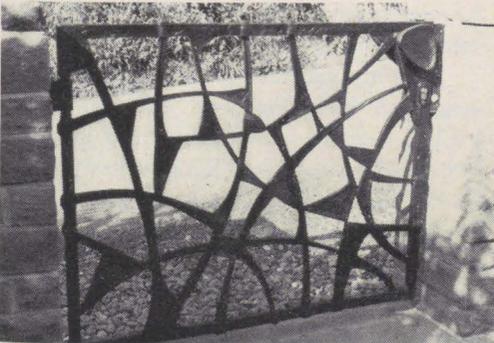
die kraftvoll gebändigte Symboldarstellung, Rhythmisierung der Oberflächen, Kontrastierung der Strömungen in den Schraffuren, Ebenmaß der in sich ruhenden, klaren Gesamtform sind Bekundungen eines Stils, der im Sinne Rodins letztlich „den Reiz geistiger Arbeit und gefühlvoller Anteilnahme“ auf dem Wege über das Auge auf Herz und Denken des Beschauers ausstrahlen will.

Verwandtes und dennoch Gegensätzliches geht aus dem Schaffen des Lahrer Kunstschmieds *Robert Mahlbacher* hervor. Liest er diese Zeile, dann runzelt sich seine Stirn; er mag nicht Kunst-Schmied genannt sein, will vielmehr schlicht als Handwerker gelten, der dem Aufgetragenen oder dem sich selber Aufgegebenen lediglich eine Form aufprägt, die vor gestrenger Prüfung besteht, weil sie den starken „Reflex seines Gefühls“ widerspiegelt. Doch gerade das, was er dank der ihm geschenkten Macht über die Materie in beredte Gestalt gebracht, zeigt ihn als den Werkkünstler, der längst in Ehren steht. Mahlbacher kommt vom Bodensee her, und wer ihm zuschauen darf — ob in gedankenvollem Gespräch, ob bei gespanntester Aktivität —, muß gewahren, daß seinem Wirken wie seinem Wesen die scheinbar gelassene, scheinbar versonnene, im Grunde aber zum Aufruhr bereite, nach Entladung verlangende Dynamik jener Landschaft innewohnt. Fünfzehnjährig — er ist am 17. Dezember 1913 in Markdorf geboren — wird er 1928 in Lahr ansässig, macht 1935 hier das Abitur, wendet sich zum Flugzeugbau und studiert an der Technischen Hochschule Karlsruhe die einschlägigen Fächer. Weltkrieg und Gefangenschaft rauben zehn wertvolle Jahre, sind von tiefer Nachwirkung auf die fürdere Zeit; Lesehunger und Wißbegier werden auf verschiedene Weise, zumal in den Erörterungen eines geistig lebhaften Offizierskreises, gestillt und zugleich gespornt: Neues beginnt sich in ihm zu regen, ohne sich jedoch vorerst konkretisieren zu können. Den 1948 Heim-

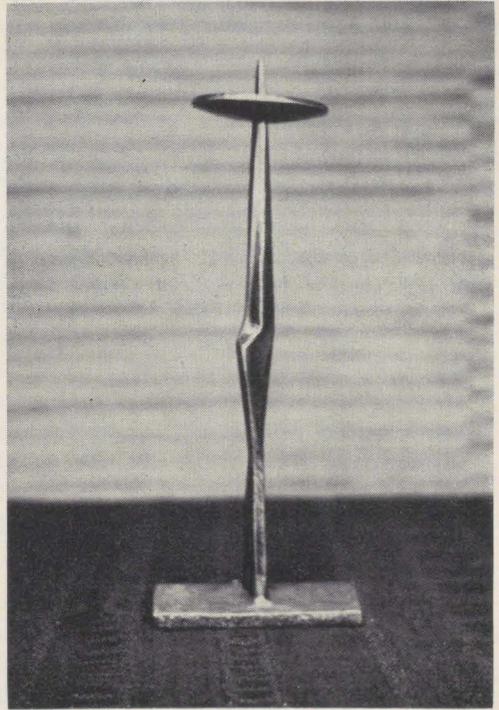


Oben
Robert Mahlbacher: Tor am Pflugsaal

Unten links
Robert Mahlbacher: Gartenpforte



Unten rechts
Robert Mahlbacher: Tischleuchter



kehrenden erwartet ein Nichts. So scheint es. Denn die Schrecknis des Krieges hat ihn die möglichen Grausamkeiten des einst ersehnten Berufes erkennen lassen; sie zwingt ihn auf einen anderen Weg.

Heute versteht Robert Mahlbacher alles als glückliche Fügung, zumal die Heirat mit der Tochter eines hochangesehenen Kunstschmiedemeisters (1942). So nämlich eröffnet sich ihm die Lehrzeit in einer Werkstatt, die seit 1876, drei Generationen hindurch, den Ruf vorbildlicher Leistung genießt. Familientradition heißt ihn, im Werk der Hände mehr als eine sorgliche Verrichtung zu erblicken. Die Materie spricht ihn voll stummer Beredtheit an, fordert ihn heraus, geistige Regsamkeit, Formgefühl und Gestaltungskraft an ihr zu erproben. Das Eisen wächst ihm gleichsam ans Herz, und die Freizeit des mehr als dreißigjährigen Lehrhings wird ergriffen vom Buch wie vom Drang, dem Material Innerstes anzuvertrauen. Die Form, nicht die Oberfläche, verlockt ihn zu immer neuer gestalterischer Aussage. Sie zu erbringen, nutzt Mahlbacher die modernsten Mittel, die seinem Beruf zufallen. Vor allem die Schweißtechnik wird ihm zum bevorzugten Werkzeug. Was er erstellt, präsentiert sich durch mehr als die Eigenwilligkeit, die Eigenständigkeit der äußeren Erscheinung. Seine Arbeiten scheiden sich eindeutig vom Herkömmlichen. Dennoch wurzeln sie tief im geistigen Grund jener

vollendeten Fertigkeit, die das Werk vergangener Meister zum Kunstwerk wie zum Kleinod erhebt, gleichviel wie die Dinge sich wandeln. Robert Mahlbacher besitzt überdies die Gabe, die nur angeboren sein, nicht angeeignet werden kann: die Gabe, jene Magie ins Sichtbare, Tastbare heraufzubeschwören, die insgeheim im durchgeistigten Stofflichen steckt.

Mithin nimmt es nicht wunder, daß in Mahlbachers Gebilden — in Gittertoren und -pforten, in Balkon- und Treppengeländern, in den Merkzeichen von Gasthäusern, in ein- und mehrfüßigen Leuchtern, in viel anderem Werk — der Stoff, die Form und der Geist zu beseelter Dreifalt vereint sind. Auseinanderstrebendes wird von den Händen zur bezwingenden Ganzheit gefügt. Technisches wird zum Ausdruck des Menschlichen — vermöge einer Verwandlung des Materials, die nur künstlerisch begabtem Handwerk auf die innigste Weise zu vollbringen gelingt. Daraus — und das heißt aus der Werkstatt Robert Mahlbachers — dürften noch manche Entwürfe adelige Gestalt gewinnen, auch wenn er Metallplastiken, die nahezu nebenher entstehen, zur Stunde noch als bloßes Spiel werten möchte. Spiel aber und gar Spielerisches sind nicht im Wesen und Werken eines Mannes beschlossen, den es offensichtlich danach verlangt, Ideen eine Gestalt zu schenken, die wahrhaftiges Leben versprüht.

Die Entwicklung der Industrie im Lahrer Raum

Von Ernst Schlosser, Lahr

Wer sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Lahr beschäftigt, dem tritt als einzigartige Erscheinung die auffallend frühe handels- und industriegewirtschaftliche Entfaltung der Stadt entgegen, die schon um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts von Zeitgenossen als der bedeutendste Handelsort zwischen Frankfurt und Basel bezeichnet wird und diese Stellung bis lange in das 19. Jahrhundert hinein gegenüber allen badischen Gemeinden behalten hat.

Voraussetzungen früher handelswirtschaftlicher Betätigung

Von den Geroldseckern gegründet, wurde Lahr von Anfang an als befestigte Stadt sehr pfleglich behandelt, da es ihren Landen militärischen Schutz ermöglichte. Sie sahen es aber auch als eine fiskalische Quelle in der Zeit des Zerfalls des Rittertums an. Das seinerzeit in den Ständen emporkommende Bürgertum suchten sie sich durch Gewährung von Rechten und Vorteilen aller Art gefügig und abhängig zu halten. Sie förderten ihre Gründung aber auch, um wirtschaftliche Vorteile aus ihr ziehen zu können, wodurch Lahr schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts einen raschen Aufstieg hatte. Die Lahrer Bürger wußten sich diese gegenseitige Abhängigkeit zunutze zu machen, indem sie sich weitgehende verbrieftete Rechte und Freiheiten errangen, um die sie von den Bürgern vieler reichsunmittelbarer Städte beneidet wurden.

Markantester Ausdruck dieser Errungenschaften ist der bekannte, überaus bedeutende Freiheitsbrief aus dem Jahre 1377, dessen Wert noch durch die ausdrückliche Erklärung erhöht wurde, daß er auch für die Erben und Nachkommen verbindlich sein solle. Durch die im Freiheitsbrief erworbene Selbständigkeit und Beweglichkeit

ist in einem über eine lange Zeit sich hinziehenden Entwicklungsprozeß wohl jene Veranlagung der Lahrer herangereift, die die vorzügliche Eignung zu jener handelswirtschaftlichen Betätigung hervorrief, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzte.

Ein ganz offensichtlicher Vorteil der Stadt lag in den kriegerischen Zeiten um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts schon darin, daß sie infolge ihres Freiheitsbriefes vom Kriegsdienst befreit war und keine Truppen stellen mußte. Lahr hatte aber nicht nur davon Nutzen, daß es nicht in die Kriegswirren verstrickt war, sondern auch davon, daß anderwärts Unruhe und Krieg herrschten. Man konnte den Bedarf großer Garnisonen und unter Waffen stehender Kriegsheere befriedigen und dabei Geld verdienen. Sehr vorteilhaft für den Handel Lahrs war die von der französischen Revolutionsregierung und später von Napoleon geschaffene Absperrung Frankreichs gegen seine Feinde, die sogenannte „Kontinentalsperre“. Namentlich die Einbeziehung der elsässischen Provinz in das französische Zollgebiet und die dadurch bewirkte Abriegelung des bedeutenden Handelsplatzes Straßburg nach Deutschland hin gab Lahr die Möglichkeit, im Handel die Stelle von Straßburg weitgehend einzunehmen. Die Lahrer Handelsleute konnten umso eher in die Fußstapfen der Straßburger treten, als sie sich z. B. mit dem Handel mit dem wichtigsten Webstoffmaterial, dem Hanf, mit sonstigen landwirtschaftlichen Produkten, Kolonialwaren und Wein schon lange vorher beschäftigt hatten.

Die erwähnten handels- und zollpolitischen Maßnahmen der französischen Regierungen waren also im wahrsten Sinne des Wortes Wasser auf die Mühlen der Lahrer, die dadurch ihren Handel über ganz



Trampler, der Gründer der ersten Zichorienfabrik in Lahr
phot. Tilman Baader

Deutschland hin bis an die Nordsee ausdehnen konnten.

Unter den Lahrer Großhändlern zu Ende des 18. Jahrhunderts ragen insbesondere die Namen Caroli, Lenz, Morstadt, Schneider, Schnitzler, Scholder, Stolz und Willig hervor, im Hanfhandel die Namen Fischer, Lichtenberger, Meurer und Völcker, im Weinhandel Salomon Dürr, Wilhelm Langsdorf, Liermann und Völcker. Das erste in Gesellschaftsform betriebene Unternehmen in Lahr war die im Jahre 1767 gegründete Firma Schneider, Lotzbeck & Co. Sie pflegte den Handel mit Segeltüchern, Leinwand und Hanf.

Gründung der ersten Industriebetriebe

Im Handel festigte sich der Lahrer Unternehmergeist. Im Handel konnte auch das nötige Kapital zur Gründung von Fabriken

erworben werden. Die Begründer der ersten industriellen Unternehmungen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts waren alle zunächst Handelsleute. Dies galt auch für Karl Ludwig Lotzbeck, der im Jahre 1774 die Schnupftabakfabrik Lotzbeck Gebrüder, das erste bedeutende Fabrikunternehmen in Lahr, schuf, das den Ruf der Stadt als Industriestadt begründete. Es folgten Neugründungen von Tabakfabriken, wodurch Lahr zu einem internationalen Tabakplatz wurde, dessen Betriebe sich gegenüber der alteingeführten Konkurrenz in Köln, Frankfurt, in Holland usw. gut behaupten konnten. Lotzbeck, der seinen Tabak vom Ausland bezog, kam in der Zeit der Kontinentalsperre mit der Rohstoffbeschaffung in Schwierigkeiten. In der Sorge, das notwendige Rohmaterial zu sichern, machte er den Versuch, Tabak in der Ebene westlich von Lahr pflanzen zu lassen. Die seinerzeit auf die Förderung der Landwirtschaft besonders bedachte badische Regierung unter Großherzog Karl Friedrich unterstützte dieses Unternehmen, so daß es gelang, und Lotzbeck den Tabakbedarf aus heimischer Ernte decken konnte. Im Jahre 1811 waren auf den Gemarkungen Grafenhausen, Kappel und Ringsheim bereits 230 Morgen mit Tabak bepflanzt.

Die erste Zichorienfabrik in Lahr stellte der Handelsmann Trampler um 1795. Er bezog die Zichorienwurzel zuerst aus Braunschweig. Auch ihm gelang es schließlich, wenn auch nur mit großer Mühe und großen Opfern, die Landwirte der Ebene zum Zichorienanbau anzuhalten. Nach Trampler gründeten auch Daniel Völcker u. a. Zichorienfabriken.

Den genannten Gründungen folgten Fabrikanlagen für die Essigherstellung, die der ausgedehnte Weinhandel mit sich gebracht hatte.

Die Textilindustrie wurde zuerst als Bandfabrikation (Posamenterie) betrieben,

später kam dazu auch die Baumwollweberei.

In den geschäftlich bedeutsamen Jahren um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts entstanden schließlich auch die ersten Unternehmungen für Papierverarbeitung und Druck, die heute noch der Lahrer Industrie weitgehend ihr fachliches Gepräge geben. Im Jahre 1794 gründete J. H. Geiger eine Buchdruckerei, die heutige Firma Schauenburg. Aus ihrem Verlag ist die „Lahrer Zeitung“ hervorgegangen. Von Geiger wurde auch der „Lahrer hinkende Bote“ verlegt, der seit 1801 in allen Kulturstaaten bekannte Volkskalender, der der Firma Weltruf eingebracht hat. Im Steindruckgewerbe erfolgte die erste Gründung durch den Schwiegersohn Geigers, Ernst Friedrich Kaufmann, im Jahre 1816. Im gleichen Jahre wurde auch die erste Kartonenfabrik C. F. Dreyspring gegründet. Die Gerberei wurde schon seit 1794 von der Firma Fr. Waeldin & Söhne fabrikmäßig betrieben.

Die Lahrer Kaufleute begannen um diese Zeit, auch außerhalb von Lahr, Fabriken zu gründen. Die Firma Lotzbeck Gebrüder hatte eine Niederlassung in Augsburg. In Zell a. H. gründeten Lenz und Schnitzler im Zusammengehen mit dem Zeller Bürger Burger 1805 die dortige Steingutfabrik (die heutigen Vereinigten Zeller Keramischen Fabriken Georg Schmider) usw.

Anfang des 19. Jahrhunderts zählte die Stadt Lahr etwa 5000 Einwohner. Handel und Gewerbe brachten viel Umtrieb in die Stadt. Die vielen gutgehenden Fabrik- und Handelsunternehmen, wie sie in keiner anderen Stadt anzutreffen waren, zogen Handel- und Gewerbetreibende aus nah und fern an. Die Lahrer bemühten sich in selten regsamer Weise, ihren geschäftlichen Vorsprung gegenüber anderen Gemeinden zu halten und Lahr zur ersten Handelsstadt Badens zu machen. Man hatte dabei auch schon früh erkannt, daß man in die Fremde

fahren müsse, um Erfahrungen zu sammeln und zu lernen. Bei alledem befließigte man sich aber einer bescheidenen Lebensweise.

Im neuen Großherzogtum Baden waren die Lotzbecksche Tabak- und die Tramplerische Zichorienfabrik die weitaus größten und sichersten Unternehmungen des Landes. Der Finanzminister war über die Gewerbesteuerumsätze, zu denen sich die Unternehmen selbst einschätzten, höchst erstaunt und angenehm berührt, wie Zeitgenossen melden. Die Regierung wandte daher ihr besonderes Augenmerk auf die Lahrer Unternehmungen. Großherzog Karl Friedrich erkannte bald, daß die Entwicklung der Industrie auch für den Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung von größter Bedeutung ist; nicht nur wegen des günstigen Absatzes der Handelspflanzen, sondern auch wegen der Möglichkeit zusätzlicher Beschäftigung und zusätzlichen Verdienstes in den Fabriken. Lahrs Industrie, Gewerbe und Handel trugen wesentlich dazu bei, daß sich die wirtschaftliche Lage der benachbarten Riedorte sehr verbesserte. Man unterstützte daher auch regierungsseitig die aufstrebende Wirtschaft Lahrs in liberalster und entgegenkommendster Weise. Sichtbarer Ausdruck dieser Förderung ist heute noch die Straße über den Schönberg, die Großherzog Ludwig erbauen ließ, weil seinerzeit alle Warenströme von Straßburg über Lahr und den Schönberg ins Kinzigtal und den Südosten des Landes gingen. Die freiheitliche Gewerbe- und Handelspolitik der Regierung war so, auf lange Sicht gesehen, eine harmonische Ergänzung zu der auf Unternehmungslust und Fortschritt eingestellten Art der Lahrer Bürger.

Die Lahrer Kaufmannschaft hat sich entsprechend ihrer fortschrittlichen Einstellung schon frühzeitig zusammengeschlossen. Seit dem Jahre 1706 bestand in Lahr neben den handwerklichen Zünften auch eine Zunft für den Handelsstand, die im Jahre darauf auch regierungsseitig bestätigt wurde. In Lahr gibt es also seit mehr als 260 Jahren

ununterbrochen eine amtliche Vertretung für den Handelsstand.

Mit dem Anwachsen der Tätigkeit der Zunft zeigte sich um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts das Bedürfnis, eine Modernisierung der Statuten der seinerzeitigen Lahrer Handelszunft vorzunehmen. Es wurde ein in sehr fortschrittlichem Geiste abgefaßter Entwurf ausgearbeitet, der vom großherzoglichen Ministerium des Innern am 8. 2. 1853 auch genehmigt wurde. Dies war die Geburtsstunde der Handelskammer der Stadt Lahr. Diese Handelskammer war eine unabhängige Organisation, bei der man von einer Verkoppelung mit der Zunft nur noch wenig feststellen konnte.

Durchbruch der Freiheit im wirtschaftlichen Leben

In den ausgehenden 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist der Traum aller Deutschen nach einem einheitlichen Reich unter starker politischer Führung seiner Verwirklichung sehr nahe gekommen und schließlich in Versailles erfüllt worden. Es hat sich dort *politisch* vollzogen, was Friedrich List ein Leben lang unter härtesten Opfern, Entsaugungen und Verfolgungen vorbereitet und im Deutschen Zollverein von 1833 *wirtschaftlich* verwirklicht hatte. Im Laufe dieser Entwicklung sind die mittelalterlichen zünftlerischen Anschauungen und Formen schließlich völlig zerbrochen. Der Kampf zwischen Freiheit und Bindung im wirtschaftlichen Leben war zu einem vorläufigen Abschluß gekommen.

Lahr war auch zu dieser Zeit im Großherzogtum Baden noch die wichtigste Handels- und Industriestadt neben Pforzheim, Mannheim und Karlsruhe. Männer wie Lotzbeck, Trampler, Völcker, Hugo, Langsdorf, Heidlaufer, Preu, Waeldin, Meurer, Geiger/Schauenburg, Kaufmann u. a. hatten ihm den Weg dazu geebnet. Außer der Stadt Lahr hatten zu jener Zeit die Gemeinden Ettenheim, Seelbach, Schmieheim, Hugs-

weier Fabriken mit 20 und mehr Beschäftigten. In 18 (davon 13 in Lahr) Betrieben dieser Größenklasse waren nach der ersten amtlichen Gewerbebeziehung im Jahre 1861 in der Stadt und im Landkreis Lahr etwa 1300 Arbeiter beschäftigt. Freiburg hatte seinerzeit nur 9 solcher Fabriken (mit 878 Beschäftigten), Lörrach 5 (927), Kehl ebenfalls 5 (179) und Offenburg nur 3 (521).

Die Reichsgründung nach dem 70er Krieg wirkte sich alsbald auch wirtschaftlich in einem kräftigen Auftrieb aus, der zu vielen Neugründungen führte. Neben gesunden Unternehmungen sind allerdings auch viele Geschäfte entstanden, die nicht lebensfähig waren und daher bald wieder eingegangen sind. Die Stadt Lahr verdankt dieser Periode einige ihrer größten und bekanntesten Betriebe, wie z. B. die Kartonagenfabriken Ch. Dahlinger und C. H. Koch, Druckerei und Papierverarbeitungswerk Hermann Pfaff, die Maßstabfabrik Albert Nestler u. a.

In den 70er Jahren waren wieder Reformbestrebungen wach geworden, eine Neuordnung des Handelskammerwesens durchzuführen, die schließlich durch das Badische Handelskammergesetz vom 11. 12. 1878 verwirklicht wurden. Im Zusammenhang mit dieser Neuordnung stellte sich die Frage, ob man nicht die inzwischen entstandenen Handelsvertretungen in den Städten Mittelbadens zum Bezirk einer größeren Kammer vereinigen sollte. Es ging dabei darum, ob Name und Sitz der Kammer in Offenburg oder in Lahr sein sollte. Das wirtschaftliche Übergewicht und auch andere für Lahr sprechende Gründe gaben schließlich den Ausschlag für die Entscheidung des Handelsministeriums vom 1. 10. 1879, daß die Handelskammer für den Kreis Offenburg mit Amtsbezirk Ettenheim ihren Sitz in Lahr haben sollte.

Die Wirtschaft um die Jahrhundertwende

Der unruhigen Gründerzeit folgte eine Ära jahrzehntelanger friedlicher wirtschaft-

licher Entwicklung, die bis zum Ersten Weltkrieg andauerte. In dieser Zeit gewannen die Zigarrenindustrie, das graphische Gewerbe und die Kartonagenindustrie zunehmend Einfluß im Industriepotential des Lahrer Raumes. Firmen wie Franz Geiger, Oberweier, Wilhelm Pfaff, Reichenbach, Eberle, Friesenheim, Robert Müllerleile, St.-Johannis-Druckerei, Dinglingen, Alfred Pfaff, Otto Gabelmann, Gustav A. Wagenmann, Emil Bühler, Kippenheim, Felix Jehle, Ettenheim, Hugo Pretzsch u. a. entstanden in diesem Zeitabschnitt.

Das Schwergewicht der industriellen Fertigung verlagerte sich mehr und mehr auf die genannten Industriezweige, während daneben auch die Metallindustrie, die Holzverarbeitung und die Lederindustrie Zuwachs bekamen, z. B. durch die Gründung der Firmen Oskar Weil, Brüder Neumeister, Riegger & Co., Ettenheim, usw. Ungefähr ein Drittel der heute bestehenden Fabrikbetriebe ist zwischen 1870 und 1914 gegründet worden. Auf alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens gingen von der Reichsgründung starke Impulse aus, die Handel und Wandel sehr förderten.

Im industriellen Sektor wirkte sich die politische Einigung des deutschen Volkes sehr vorteilhaft auf die Handelsbeziehungen zu den anderen Ländern aus. Auch die Lahrer Industrie hat in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, wenn auch gegen mancherlei Widerstände, ihre Exportgeschäfte auf- und ausgebaut. Die lange Friedensdauer war einer kontinuierlichen Entwicklung sehr förderlich, so daß Lahr bis zum Ersten Weltkrieg seinen Ruf als Industriestadt festigen konnte und die Erzeugnisse seiner Industrie in aller Herren Länder wegen ihrer Qualität gefragt waren. Als Handelsplatz hatte Lahr allerdings eingebüßt, da es durch die allgemeine Verkehrsentwicklung mehr und mehr abseits der großen Verkehrslinien zu liegen kam.

Die Wirtschaft im Ersten Weltkrieg und in den Nachkriegsjahren

Der Erste Weltkrieg war auf wirtschaftlichem Gebiet in keiner Weise vorbereitet. So konnte es nicht ausbleiben, daß zu Beginn des Krieges schwerste Stockungen in der Beschaffung von Rohstoffen und in der Auftragsvergabe eintraten. Die Wirtschaft wurde außerdem von einer Menge von Kriegsverordnungen überschüttet, die kaum zu übersehen waren. Allmählich kam die Kriegsproduktion in Gang, und die Südwestecke des Reiches hatte sich bei ihrer Grenzlage — weit entfernt von zentralen Auftragsvergabestellen in Berlin — sehr um ihre Existenz zu wehren.

Die Handelsfreiheit wurde im Jahre 1916 aufgehoben und die totale behördliche Konzessionierung eingeführt. Bis zum Kriegsende war die Wirtschaft völlig auf die Erfordernisse des Krieges umgestellt. Umso größere Schwierigkeiten bereitete nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges die Umstellung auf die Friedenswirtschaft. Zwar waren die Produktionsmittel im großen und ganzen intakt geblieben, doch hatte der Krieg alle Reserven aufgezehrt, und man war entblößt von Rohstoffen und abgeschnitten von der Außenwelt. *Durch den Verlust von Elsaß-Lothringen und der Saar* war ein aufnahmefähiges und aufnahmegeohntes Absatzgebiet verlorengegangen, denn die Fertigwarenindustrie des Lahrer Raumes hatte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in Elsaß-Lothringen und im Saargebiet ihre besten Absatzmärkte. Mit Lothringen und der Saar war auch ein wichtiges und vor allem nahe gelegenes Rohstoffgebiet ausgeschaltet. Das Fehlen der Saarkohle führte schon im Jahre 1919 zu Einschränkungen und Stilllegungen in den Betrieben. Die Aufhebung der Garnisonen im Grenzgebiet war ein weiterer empfindlicher Schlag für Lahr, denn gerade Lahr hat im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl viel Militär gehabt. Für das kleine und mittlere Ge-



Traditionelle Handfertigung in der Zigarrenindustrie

Foto-Pfeiffer, Lahr

werbe, den Einzelhandel, das Handwerk und die Gastwirtschaften befürchtete man durch den Verlust der Garnisonen starke geschäftliche Einbußen. Das schwerste Problem war aber die Erschließung neuer Absatzwege, nachdem ein großer Teil der heimischen Industrie die Hälfte und mehr ihrer Erzeugnisse ins Elsaß geliefert hatte. Die gesamte Wirtschaft des Oberrheingebietes, vorweg aber die des mittelbadischen Raumes, sah sich durch die neue Grenzziehung gezwungen, im Reichsgebiet andere Absatzwege zu suchen. Da der Schwarzwald schon immer eine Barriere für den Verkehr bildete, boten sich hierfür im wesentlichen der Frankfurter Raum, das Ruhrgebiet und die „Wasserkante“ an. Es mußte alles daran gesetzt werden, um für die nunmehr benötigten weiteren Umschlags- und Absatzwege die entsprechenden Tarifvergünstigungen auf der Schiene und der Wasserstraße bzw.

im sogenannten gebrochenen Verkehr Schiene/Wasserstraße zu erreichen.

Energie und Tatkraft der Firmenleitungen haben mit Unterstützung der wirtschaftlichen Organisationen auch diese schwierigen Fragen im Laufe der Zeit einer glücklichen Lösung zugeführt. Das Lahrer Industriepotential hat sich infolgedessen auch in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur gehalten, sondern auch weiterhin vermehrt. In die frei gewordenen Kasernen sind z. T. Firmen eingezogen, die im Elsaß weichen mußten, wie z. B. „Roth-Händle“. Von den weiteren Neuzugängen nach dem Ersten Weltkrieg ist an bedeutenden Unternehmen auch das Skrebba-Werk zu nennen, das sich ebenfalls in leer gewordenen Kasernenräumen etabliert hat. Im übrigen ist eine Reihe von Zigarrenfabriken nach dem Ersten Weltkrieg neu entstanden, von denen nur die Firmen Gautschi & Hauri, Ober-



*Zigarrenfabrikation heute:
Vollautomatische Maschine, die nur noch überwacht werden muß*

Foto-Pfeiffer, Lahr

weier, sowie „Grenzmark“, Ettenheim, erwähnt seien. Auch die Kartonagenindustrie hat in den Nachkriegsjahren durch verschiedene Neugründungen starken Zuwachs erhalten, ebenso die Metallfertigung. In diese Zeit fällt die Gründung der Reißzeugfabrik Rudolf Nestler, der Firma Gebr. Zimmermann und der Firma Badischer Apparatebau Karl Kammer. An sonstigen neu hinzugekommenen Industriezweigen sind die Furnierschälwerke in Friesenheim und Oberweier zu erwähnen wie auch die Lahrer Kleiderfabrik und die Firma Otto Vogel, Straßenbau. Zwischen die beiden Weltkriege fällt auch die Gründung von ungefähr einem Drittel der heute bestehenden Industriebetriebe in Lahr und Umgebung.

Die Schnupftabak- und Zichorienindustrie ist nach dem Ersten Weltkrieg der Wandlung der Verbrauchsgewohnheiten und der zunehmend stärker werdenden internationalen

Konkurrenz ganz zum Opfer gefallen. Die Industrie im Lahrer Raum war nun eindeutig durch das Überwiegen der Zigarren- und Kartonagenindustrie bestimmt, wobei auch das graphische Gewerbe nach wie vor stark vertreten war und die Metallindustrie sich zunehmend ausdehnte. Bei der Gewerbezahlung im Jahre 1925 waren im Amtsbezirk Lahr 153 Betriebe mit 20 und mehr Arbeitern, in denen 9309 Arbeiter beschäftigt waren. Die Stadt Lahr stand mit ihrer Betriebszahl nach wie vor an 4. Stelle unter den badischen Städten hinter Pforzheim, Mannheim und Bruchsal. In 34 Gemeinden des Amtsbezirks Lahr waren Fabriken mit 20 und mehr Arbeitern.

Im Zuge des Aufbaues der nationalsozialistischen Wirtschaftsorganisation wurde die Industrie- und Handelskammer im Jahre 1934 aufgelöst und der südliche Teil ihres Gebietes, die Amtsbezirke Lahr und Wolfach,

der Wirtschaftskammer Freiburg und der nördliche Teil, die Amtsbezirke Offenburg und Kehl, der Wirtschaftskammer Karlsruhe zugeteilt. Damit war das mittelbadische Wirtschaftsgebiet, das sich durch Generationen gut entwickelt hatte und zu einer Einheit zusammengewachsen war, auseinandergerissen. Es ist kaum einzusehen, welche Gründe für diese Teilung maßgebend waren.

Die Wirtschaft im Zweiten Weltkrieg — Wiederaufbau

Der Zweite Weltkrieg war im Gegensatz zum ersten nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich vorbereitet. Er hat sich dann auch zu einem totalen Krieg in jeder Weise entwickelt und alle Kräfte der Nation in physischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht beansprucht und erschöpft. Die Wirtschaft lief auf höchsten Touren, doch haben Kriegszerstörungen und Verschleiß ohne die Möglichkeit geregelter Wiederbeschaffung den Produktionsapparat stark angeschlagen. Was noch erhalten blieb, fiel schließlich den Sonderentnahmen in der französischen Zone in den Jahren 1946 und 1947 zum Opfer. Die Grenze nach dem Elsaß hin war dichter abgesperrt denn je. Die unsinnigen Zerstörungen des Krieges und die beispiellose Niederlage brachten es mit sich, daß das gesamte Gemeinwesen, Verwaltung und Wirtschaft von der Gemeinde bzw. dem Betrieb aus wieder aufgebaut werden mußten. Mit nur wenig Männern begannen auch die größten Betriebe damit, zu sammeln, was noch übrig und brauchbar war, um das „Räderwerk“ in Gang zu bringen, wieder Arbeitsplätze zu schaffen und zu produzieren. Da alle Waren und Rohstoffe beschlagnahmt und auch für Geld kaum etwas zu bekommen war, zog sich dieser Prozeß Monate und sogar Jahre hin. Unternehmer und Arbeitnehmer in Handwerk, Handel und Industrie wetteiferten gemeinsam um den Wiederaufbau unserer Wirtschaft. Der völlige Abschluß vom Ausland durch eine strenge

Devisenaufsicht der Besatzungsmächte, die ungeheure Steuerbelastung, die durch den Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogenen Verkehrsmittel, die Kapitalknappheit, um nur einige der Hauptsorgen zu nennen, waren Widerstände, die nur in zähester und langwieriger Arbeit überwunden werden konnten. Dazu kam noch der Strom der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, der sich auch über unser Land ergossen hatte und in den Wirtschaftsprozeß eingegliedert werden mußte.

Erst mit der Währungsreform und der Aufhebung der Bewirtschaftung war der Unternehmerinitiative, dem Organisations-talent und dem Wagemut wieder freier Lauf gelassen. Es wurde dann zunächst auf den ehemaligen Grundlagen aufgebaut.

Die Besatzungsmacht hat alsbald nach Kriegsende die Handelskammer mit dem Sitz in Lahr wieder statuiert. Es kam ihr dabei vor allem darauf an, den Zustand vor der nationalsozialistischen Machtübernahme wiederherzustellen. Anlässlich der Neukonstituierung der Kammer waren wieder Bestrebungen im Gange, ihren Sitz von Lahr weg nach Offenburg zu verlegen. Die Besatzungsmacht beharrte aber darauf, den Vorkriegszustand wiederherzustellen.

Die Kammer konnte somit alsbald nach dem Kriege ihre frühere Tätigkeit in vollem Umfang wieder entfalten und sich tatkräftig für den Wiederaufbau der mittelbadischen Wirtschaft einsetzen.

Im Jahre 1950 hatte die Wirtschaft des Lahrer Raumes ihre Vorkriegsstruktur wieder erreicht, die sich in einem starken Hervortreten der Tabakindustrie zeigte. Nahezu die Hälfte (48,4 %) aller in der Industrie Beschäftigten im Landkreis Lahr (12 398) waren in diesem Wirtschaftszweig tätig. Der Maschinen- und Apparatebau und die metallverarbeitende Industrie einschließlich Elektrotechnik und Feinmechanik gaben demgegenüber nur etwa ein Zehntel, die papierverarbeitende, d. h. die Kartonagenindustrie,



Tabakernte im Ried

phot. Fr. Roth, Lahr

etwas mehr als ein Zehntel der Industriebeschäftigten Lebensunterhalt. Die Holz- und -verarbeitende und die Säge-Industrie (etwa 9 %), das graphische Gewerbe (etwa 7 %) und die Lederindustrie (etwa 5 %) folgten als weitere bemerkenswerte Industriegruppen. Die ausschlaggebende Beschäftigungsgruppe war also nach wie vor die Tabakindustrie in ihren Produktionsparten Zigarren- und Zigarettenindustrie. Die Firmen hatten wie ehemals Kopfbetriebe häufig in der Stadt und — je nach Größe — ein Netz von Arbeitsstätten über die Landgebiete verteilt. Auf dem Land gaben sie, bei der fast ausschließlich manuellen Fertigung, vorwiegend Frauen Verdienstmöglichkeiten, die durch ihre Familien zwar ortsgebunden sind, sich jedoch morgens und nachmittags gut für einige Stunden Stücklohnarbeit freimachen können.

Mit dem fortschreitenden Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft trat aber, je länger desto mehr, eine *Änderung der Konsum-*

gewohnheiten und der Herstellungsmethoden ein. Von der Schweiz herkommend hatte die Stumpenindustrie in Deutschland Eingang gefunden. Der Raucher ist infolgedessen von der billigen Konsumzigarre, die im Lahrer Raum vorwiegend hergestellt wurde, mehr und mehr zum Stumpen abgewandert. Die allgemein zunehmende Technisierung zwang auch die Zigarrenindustrie zur Mechanisierung und Konzentrierung, um den sich abzeichnenden Mangel an Arbeitskräften auszugleichen und die steigenden Lohnkosten aufzufangen. Der Weg hierfür war frei, nachdem das Maschinenverbot aufgehoben war, das in den 30er Jahren eingeführt wurde, um die Arbeitsplätze zu erhalten. Bei dieser Entwicklung ist die Zigarrenindustrie in eine Strukturkrise hineingeraten, der staatlicherseits durch eine Liquidationshilfe begegnet wurde. Infolge dieser Krise sind zwei Drittel der Betriebe in der Tabakindustrie stillgelegt worden und die Zahl der Arbeitskräfte ist um

die Hälfte gesunken. Diese Strukturwandlung im größten Industriezweig des Lahrer Raumes verschlechterte die allgemeine Situation außerordentlich. Es mußten daher alle nur möglichen Anstrengungen gemacht werden, um den vielen Arbeitslosen und auch den Flüchtlingen und Heimatvertriebenen Arbeitsplätze zu beschaffen. In Lahr bestand zeitweilig eine Arbeitsgemeinschaft zwischen der Stadt, dem Landkreis und der Industrie- und Handelskammer zur Förderung der Industrieansiedlung, die in der Person eines Heimatvertriebenen einen eigenen Geschäftsführer hatte.

Durch diese Bemühungen und aus eigener Initiative der einheimischen Wirtschaft heraus sind nach dem Kriege in der Stadt und im Landkreis Lahr 42 Betriebe gegründet worden bzw. in den Kreis gekommen; darunter waren 17 Flüchtlingsbetriebe.

Die neuen Betriebe gehörten den Wirtschaftsgruppen Chemie und Kunststoff, Textilien, Metallverarbeitung, Druck und Papier, Spielwaren, Ledererzeugung, künstliche Blumen, Elektrogerätebau, Holzbearbeitung, Tabakverarbeitung, Straßenbau usw. an. Um nur einige der bekanntesten zu nennen, sei auf die Stepp- und Daunendeckenfabrik in Oberschopfheim, die Präzisionsgerätebau Dr. Friedrich in Schmieheim, Galvanoform in Lahr-Dinglingen, die Hutstoffindustrie, die Betriebe Franz und Berger, die Firma Hauffe, die Handschuhlederfabrik Fritz Heim, die INA-Werke, den kartographischen Verlag mit Druckerei Astra, hingewiesen. Die hinzugekommenen Betriebe brachten eine vorteilhafte Erweiterung des Fertigungsprogramms der Industrie des Lahrer Raumes mit sich; sie führten schließlich zur Schaffung von mehr als 4000 zusätzlichen Arbeitsplätzen. In diesem Ausweitungsprozeß konnte sich die Umstellung in der Tabakindustrie ohne nennenswerte Schwierigkeiten vollziehen.

Durch diese Umstrukturierung hat sich das Größenverhältnis der einzelnen Indu-

striegruppen zueinander grundlegend verschoben. Die tabakverarbeitende Industrie beschäftigt durch die Umstellung von der Handarbeit auf die maschinelle, teils vollmechanische Fertigung nur noch etwa ein Fünftel der Arbeiterschaft. Ihr Produktionsvolumen ist durch die Mechanisierung aber eher größer als kleiner geworden. Die metallverarbeitende Industrie mit Maschinen- und Feinmechanik, die rund ein Drittel (34,1 %) der Industriebeschäftigten Arbeit und Brot gibt, ist die stärkste Gruppe geworden. Die Kartonagenindustrie hat den gleichen Strukturwandel von der manuellen zur mechanischen Fertigung durchgemacht wie die Zigarrenindustrie. Der „Schächtelemacher“ ist heute zu einem Beruf des Kartonagenmachers, einem hochindustrialisierten Wirtschaftszweig, geworden. Die neuzeitliche Verpackungsmittelindustrie hat, wie das graphische Gewerbe, durch Zuwanderung aus der Zigarrenindustrie und andere Neuzugänge, mit mehr als einem Fünftel heute einen höheren Anteil an der Gesamtbeschäftigtenzahl als die Tabakindustrie. Die Textil- und Bekleidungsindustrie (8,1 %) und die Lederindustrie (7,8 %) sind der allgemeinen Entwicklung entsprechend zu beachtlichen Gruppen herangewachsen. Die Kunststoff- und chemische Industrie (2,9 %) hat durch die Niederlassung der Weltfirma Imhausen sehr an Bedeutung gewonnen.

Heute sind im Landkreis Lahr nach der amtlichen Industriestatistik 145 Industriebetriebe mit 10 und mehr Arbeitern und insgesamt 12 584 Beschäftigten. Rund 5000 dieser Arbeitskräfte entfallen auf die Metallverarbeitung in irgendeiner Form, auf die Zigarren- und Zigarettenindustrie nur noch 2000. In den 50er Jahren war das Verhältnis, wie erwähnt, noch umgekehrt. Nach der letzten Pendlerstatistik pendelten 11 600 Arbeitskräfte in den Landkreis Lahr herein und 15 000 aus ihm hinaus. Die Stadt Lahr hatte 8600 Hereinpendler und nur 1000 Auspendler.

Die weitere wirtschaftliche Entwicklung aus europäischer Sicht

Durch das Zusammengehen der europäischen Völker in der EWG konnte auch die endgültige Befriedung der Rheingrenze erreicht werden. Das geschah durch die Saarverträge von 1957. Wie bekannt, hatte sich Frankreich im Versailler Vertrag das Recht ausbedungen, den Rhein in einen Seitenkanal auf sein Hoheitsgebiet abzuleiten, um für die Rheinschifffahrt gleichmäßige Wasserzuführung zu erreichen und außerdem am Kanal in gewissen Abständen — zur Stromerzeugung für seine Wirtschaft — E-Werke zu bauen. Bis zum Zweiten Weltkrieg hat Frankreich diesen Seitenkanalbau nur im Rheinbogen bei Basel durchgeführt. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Rheinseitenkanal bis Breisach weitergeführt worden. Neben dem Verlust der Schifffahrt auf dem Rhein drohte damit auch eine totale Austrocknung der Gebiete um das alte Rheinbett, die außerordentliche Gefahren für die Vegetation der Landstriche längs des Rheins mit sich brachte und entsprechend kostspielige Maßnahmen erforderte, um den Wasserspiegel im Rheinbett einigermaßen anzuheben. Die Fortführung des Rheinseitenkanals über Breisach hinaus hätte für die

gewerbliche Wirtschaft wie auch für die Landwirtschaft in der Rheingegend die schlimmsten Folgen mit sich bringen können. In den Saarverträgen verpflichtete sich Frankreich, das Rheinwasser nur noch an den Stellen abzuleiten, an denen Elektrizitätswerke vorgesehen waren, im übrigen aber das Rheinbett für die Schifffahrt weiterhin zu benutzen.

Durch diese sogenannte Schlingenlösung, in der jeweils im Scheitelpunkt der Strom-Ableitung ein Elektrizitätswerk und auch ein Rheinübergang entsteht, wurden die Streitigkeiten um den Rhein begraben und die Rheingrenze damit endgültig befriedet. Es war dies umso wichtiger, als durch den Gemeinsamen Markt das Oberrheintal in die Mitte der Wirtschaftsblöcke Deutschland und Frankreich gerückt ist, wodurch sich ihm und insbesondere dem mittelbadischen Raum mit den Städten Kehl, Lahr und Offenburg erneut ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten erschlossen haben.

Im übrigen bietet der durch Jahrhunderte lebendige und wendige Geist der Lahrer Handelsleute ohnehin die Gewähr dafür, daß es auch in Zukunft gelingen wird, sich allen Widerständen zum Trotz durchzusetzen.

Vom Weinbau

Von Karl Pflaum, Lahr

Wein ist ein angenehmes und Frohsinn verbreitendes, anregendes Getränk. Seine Wirkung auf die Beflügelung des Geistes und seine Anwesenheit bei vielen schwierigen Verhandlungen ist bekannt seit alters her.

Der Anbau von Reben und die Erzeugung und der Vertrieb von Wein erhielt auch schon früh eine große volkswirtschaftliche Bedeutung und ist heute namentlich auch als Sonderkulturbetriebszweig aus vielen unserer bäuerlichen Betrieben gerade unserer engeren Heimat nicht mehr wegzudenken, ja sogar Grundlage für deren Existenzfähigkeit geworden.

Nach Baden kam der Rebbau wohl über die Römer, die ihn von den Griechen übernahmen und so sehr schätzten, daß man dort einen Gott des Weines verehrte und ihm Altäre und Tempel baute.

Zuerst wurde der Rebbau von kleinen Landwirten betrieben, dann erhielten Klöster, Weingutsbesitzer und Weinhändler Privilegien des Anbaus. Aber die Freunde guten Weines müssen ihnen dankbar sein für die geleistete Pionierarbeit, die schon im sechsten Jahrhundert zur Gründung von Weinbauschulen und Versuchsanstalten führte. Die ersten genauen und ins einzelne gehenden Vorschriften für einen zünftigen Rebbau gab es unter Karl dem Großen mit Einführung einer Buchführung und der Bestimmung, den Wein in Holzfässern auszubauen.

Für den Kreis Lahr waren lange Zeit die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern führend in der Förderung des Weinbaues. Später übernahmen auch die Städte und größere Gemeinden diese Funktionen und der Wein wurde in den sogenannten Ratskellern gelagert und ausgebaut sowie verkauft. Später schlossen sich die Rebbauern

zu sogenannten Zünften zusammen. Eine solche Zunft hat sich beispielsweise in Ettenheim bis auf den heutigen Tag erhalten.

Echter Qualitätsweinbau entwickelte sich in Baden erst mit Markgraf Karl Friedrich von Baden, der beste Sorten in reiner Pflanzung einführte und nur in besten Lagen pflanzen ließ.

Bei Einführung von bestimmten Weinbaugebieten gehörte der Kreis Lahr, der lange Zeit in untergeordneter Bedeutung als „Heckenland“ bezeichnet wurde, zur Ortenau, bis er zum Breisgau geschlagen wurde. Dieses Weinbaugbiet Breisgau bezieht sich auf das Anbaugbiet zwischen Freiburg und Lahr mit dem Glottertal und einigen Gemeinden des nordöstlichen Kaiserstuhls.

Das Weinbaugbiet, zu dem heute der Kreis Lahr gehört, wird vom Landwirtschaftsamt Lahr mit einem zuständigen Weinbauamtmann beraten. Die Regelung des Neuaufbaues, der Erweiterung der Rebflächen und die Sortenwahl unterliegt der Abteilung Landwirtschaft im Regierungspräsidium.

Einen außerordentlichen Aufschwung nahm der Weinbau in Südbaden und damit auch im Kreis Lahr bald nach dem Zweiten Weltkrieg in konsequenter Fortsetzung des Neuaufbaues mit genossenschaftlicher Erfassung, wie er bereits vor dem Kriege im Zuge der erforderlich gewordenen Umstellung auf Pfropfreben sehr zielstrebig zur Durchführung gelangte. Hierdurch erhielt der badische Weinbau einen enormen Vorsprung, der bis auf den heutigen Tag sich äußerst segensreich ausgewirkt hat.

Die Weinbaufläche im Kreis Lahr beträgt (Statistik 1966) 242 ha. Die Hauptweinbaugemeinden liegen längs der Bundesstraße 3 von Oberschopfheim bis Ringsheim und der Rebenanbau wird am Westhang der Schwarz-



Auf dem Schutterlindenberg

waldvorberge auf den tiefgründigen Lößhügeln betrieben. Dieser Boden bestimmt weitgehend den Ertrag und den Charakter des aus den verschiedensten Traubensorten gewonnenen Weines.

An Sorten werden hier angebaut: Müller-Thurgau, Ruländer, Burgunder, Auxerrois, Gewürztraminer und Sylvaner. Weitere Sorten sind in Versuchsanlagen gepflanzt: Weißburgunder, Freisamer, Rießling. Die Haupt-



Traubenerin

rotweingemeinden sind Münchweier, Kippenheim, Hugsweier, Sulz und Lahr; aus diesem Erntegut wird zum großenteil auch Burgunder-Weißherbst gekeltert.

Die größten Anbauflächen haben Oberschopfheim, Kippenheim, Ettenheim, Lahr, Friesenheim und Münchweier.

Die Rebbauern im Kreis Lahr sind — mit Ausnahme der selbstmarktenden Weingüter: Stadt Lahr, Dr. H. Friedrich und R. Nestler, Versuchs- und Lehrgut der Landw.-Schule — Kreis Lahr und Rolf Klein, Lahr — seit 1964 in einer Bezirkswinzer Genossenschaft zusammengeschlossen.

Diese hat in den ersten Jahren nach ihrer Gründung die Traubenernte in eigener Kellerei gekeltert und als Wein ausgebaut. Später wurde der Eigenausbau aufgegeben und das durch die Genossenschaft erfaßte gesamte Traubengut der Zentralkellerei Breisach zum Ausbau übergeben. Die Ab-

nahme jeder Erntemenge ist dabei sichergestellt.

Mit dem Wiederaufbau der Rebgebiete mußten nämlich auch die Fragen der Erfassung und Vermarktung der verstärkt anfallenden Ernte geregelt werden. Dabei konnte der kleine Winzer mit der neuen Marktsituation allein nicht fertig werden. Schon deshalb, weil die erforderlichen keller-technischen Einrichtungen für den Einzelnen viel zu teuer gewesen wären. Es mußte deshalb eine Vermarktungsform gefunden werden, die es ermöglichte, dem Kleinbetrieb die Vorteile des Großbetriebes zu verschaffen. Deshalb beschloß die Winzerschaft des Kreises Lahr, soweit sie der Genossenschaft angeschlossen ist, die Ablieferung des Traubengutes an die Zentralkellerei in Breisach.

Die durchschnittlichen Ernteerträge liegen bei 60 bis 80 kg Trauben je Ar; der Auszahlungspreis liegt im Durchschnitt bei 1.20 DM je kg, bei Spätlesen mit höheren Öchslegraden wesentlich höher, so daß sich ein Hektar-Roherttrag von rund 10 bis 12 000 DM ergibt. Damit liegt der Rebenrohertrag etwa um das Vier- bis Fünffache höher als im Durchschnitt auf der landwirtschaftlichen Nutzfläche erzielt werden kann und ist in der Lage, die Fläche der kleineren Betriebe indirekt aufzustocken.

Die durchschnittlichen „Öchslegrade“ liegen hier für Müller-Thurgau bei 75 bis 80°; für Ruländer und Burgunder bei 80 bis 95°; und bei Gewürztraminer meist bei 95 bis 100°. Diese nachhaltig erzielbaren Zuckergehalte werden bei der Einstufung der Weine auf EWG-Ebene von sehr großer Bedeutung sein.

Als besondere Reblagen im Kreise Lahr gelten unter anderen der „Schutterlindenberg“ bei Lahr, die „Haselstud“ bei Kippenheim und der „Kirchberg“ bei Münchweier.

So ist der Kreis Lahr, der rund die Hälfte des Tabaks von Südbaden anbaut, auch in Bezug auf den Rebenanbau und die Er-

zeugung von Wein ein von Klima und Natur gesegnetes Gebiet.

Für die bäuerliche Struktur der Landwirtschaft ist der Anbau dieser Sonderkulturen lebensnotwendig und konnte gerade auf dem Gebiete des Weinbaus mit seiner vorbildlichen und modernen Vermarktungseinrichtung zu einer entscheidenden Stütze unserer heimischen Familienbetriebe werden.

Möge der Weinbau, wie er es seit Jahrtausenden tut, nicht nur die Fröhlichkeit und Geselligkeit der Menschen beleben, sondern auch wirtschaftlich ein existenzhaltender Faktor für unsere an Fläche nicht allzusehr gesegneten bäuerlichen Betriebe bleiben.

Nicht zuletzt wird dadurch auch unserer lieblichen und vielseitigen Landschaft längs der südlichen Rheinebene das Gepräge gegeben und erhalten.

Anekdoten aus Lahr

Dr Sitz dr Seele

Mr hänn emol z'Lohr ä Pfarr'r ghet, der isch noch dr Mess immr niwr ins »Waldhorn«, mit sinne Lohr'r Freind ä Viertili z'pfitze. Un in däre Rundi isch drno au ab un zue ä bissili filosofiärt wore.

Am-e kalde Wintrdag, 's isch noch im ledschde Johrhundert gsin, sin si noch dr Mess au widr in dr gmiätlig warme Stubb von dere Wirtschaft am Disch ghuckt: dr Lehr'r, dr Dokt'r, dr Wirt un z'letscht noch dr Pfarr'r. Wo woll eigentlich dr Sitz vun dr Seele sin dät, het plötzlig einr g'froggt un het mit-em Filosofiäre ang'fange.

Des dät doch gar kei räschi Frog sin, het dr Dokt'r gmeint un het mit-em Fingr uf sinni Stirn ditte, wiä wämm'r sunscht als eim sait, was'r eigentlich isch. »Dr Sitz dr Seele isch im Kopf!« Des isch d'Meinung vum Dokt'r gsin.

»Nix do!« het dr Lehr'r gsait. »So eifach isch diä Sach widr nit.

Mr kann doch d'Seel nit in eim Odemzug mit-em Vrstand nenne!«

Un drno het dr Lehr'r expliziärt, wo sinnere Meinung noch dr Sitz vun dr Seele isch. »Nadiärlig isch der im Herze!«

het'r gsait, het d'link Hand uf sin Herz glegt und het mit viele schöne Wörtr sinni Freind drvun z'iwrzeige

vrsucht, daß d'Seel nur mit-em Herze un mit dämm sinnere Wärmi un Giädi zammewohne kennt.

Drwiehlschd si so dischkeriärt hänn un dr Pfarr'r sich alli Uffassunge anghört het, isch d'stämmig Wirti nusgange-n-

uf d'Stroß, wo grad d'Buure, diä wo vum Säuli-Märkt

z'ruckkomme sin un jetz ebbis hänn veschpere welle,

ihri Gail an dr iiserne Ring am Huus anbunde hänn.

D'stramm Wirti het g'lacht un gschwätzt un iwral fir d'räsched Ordnung gsorgt.

Mit rote Backe, mit iiskalde Händ un durchg'frore, daß-es

si ganz gschuggert het, isch si ball druff widr in d'warm

Wirtsstubb komme. Sie isch niwr an dr Kach'lofe mit

sellere große Ofebank gange, het dr kariärt Rock un alli

drei blitzsuufere Undrrock hinde schnell in d'Höchi glupft,

so wiä wänn dr Pfau im Stadtpark 's Rad schlagt, un

het 's kalt Fidili an dr warm Kach'lofe druckt.

Zweimol het sie ganz z'friede gschnuoft un het drno,

glücklich iwr diä Wärmi, gsait: »Oh, des duet mr jetz grad in dr *Seel* guet!«

Dr Pfarr'r het schnell sinni Meinung fir dr Dischput widr

uf d'Zung z'ruckgnumme un het gsait: »Minni Herre,

was dischkeriäre mr eigentlich noch iwr unseri Seele. Jetz

wisse mr doch, *wo* dr Sitz isch!«

An sellem Morge het dr Pfarr'r mit sinni Freind zwei

Viertili meh pfitzt . . .

Eines Abends wird Dr. B. gerufen, so rasch wie möglich zur Familie X. zu kommen, der kleine Karl habe einen Blutsturz. Er findet die Eltern in großer Aufregung und den kleinen Achtjährigen in Tränen aufgelöst. Immer wieder jammert er: „O je, ich muß sterwe!“ Der Arzt sieht gleich, daß es sich nur um heftiges Nasenbluten handelt und tröstet den Kleinen, er müsse noch nicht sterben. Der Patient läßt sich nicht so rasch beruhigen und schluchzt unter Tränen: „Wenn i jetzt sterwe muß, no hawi jo hitt umesunscht lehrt!“

Mitten in der Nacht wird Dr. B. zu einer Geburt gerufen. Im Elternschlafzimmer steht das Bettchen eines Buben, der gerade in dem Alter ist, in dem man sich eifrig bemüht, das Pfeifen zu erlernen. Es geht etwas eng zu in der Wochenstube, und das Neugeborene wird auf das Bett des Brüderchens gelegt, während man sich um die Wöchnerin kümmert. Da wacht der Kleine auf und sieht erstaunt das Paket auf seinem Deckbett liegen. Der Vater tritt zu ihm und sagt: „Siehst du, du hast ein Brüderchen bekommen.“ Da kommt die besorgte Frage: „Vader, kann er schun pffife?“

Wieder wird Dr. B. zu einer Geburt gerufen, diesmal hinauf auf den Langenhard, den Hausberg der Lahrer. Schon fünf Mal hat der Doktor der Bäuerin in ihrer schweren Stunde beigestanden, und jedesmal war es auf Leben und Tod gegangen. Auch jetzt fürchtete man das Schlimmste. Wie schließlich alles gut vorübergegangen ist und ein gesunder Bub in der Wiege liegt, sagt der Arzt beim Abschied zu der Bäuerin: „Ich meine, jetzt langt's, das halbe Dutzend ist voll, Ihr braucht ja nicht unbedingt ein ganzes Dutzend!“ Da erwiderte die ermattete Wöchnerin: „Doch, Herr Doktor, mer mihn! wissese, wenn weniger Kinder uf'm Langehard wohne, no nemme si uns de Lehrer, und die arme Bürschle mihn jede Dag uf Sulz in d'Schul dabbe.“

Ein alter Dinglinger ging wegen einer Verletzung nach Lahr zum Arzt, der sich erinnerte, daß der Patient sehr schwerhörig war. Er führte daher die Unterhaltung mit großer Lautstärke. Nachdem die Wunde versorgt, der Verband angelegt und ein Rezept geschrieben worden war,

verabschiedete man sich. An der Tür dreht sich der Alte noch einmal um und sagte: „Noch ebbs, Herr Dokter, Sie hätte nit so briäle bruche, sell isch min Brueder, wo nit gut hert.“

Bei der Niederwerfung des Boxer-Aufstandes in China im Jahre 1900 gehörte auch ein Lahrer zum deutschen Expeditionskorps. Im Morgenrauen verläßt er das Zelt. Wie er wieder zurückkehrt, fragt ihn ein süddeutscher Kamerad: „Schint d'Sunn schun?“ Er antwortet: „Jo, Schang, d'Sunn schint schun.“ — Da murmelt ein preußischer Grenadier: „Sind doc fixe Kerls, diese Süddeutschen, kaum sind sie in China, sprechense schon chinesisch!“

Herr Maier will einen Bekannten besuchen und läutet an der Haustür. Da die Klingel nicht intakt ist, wird ihm nicht geöffnet. Am gegenüberliegenden Haus aber geht ein Fenster auf, und eine hilfreiche Nachbarin ruft ihm zu: „Schelle Si nit an selleri Schell, selli Schell schellt nit! Schelle Si an selleri Schell, selli Schell schellt!“

*

Als den Lehrern ihr alter Galgen, nachdem er so manche traurige Last getragen hatte, durchgefault war, sollte der neue Galgen in Dienst gestellt werden, der heute noch, allerdings ohne Galgenstrick, in Lahr am Storchenturm zu sehen, jedoch seines Dienstes inzwischen enthoben wurde! Man wartete eine ganze Zeit, bis man endlich einen Spitzbuben erwischte, der des Galgens würdig war. Es war ein Montag und richtiges Sudelwetter als der Todgeweihte zur Richtstatt geführt wurde, und wer den Galgenberg bei Lahr kennt mit seinem zähen „Leimen“, der weiß, was das zu bedeuten hat. Gleich dem Wetter war die Stimmung! Der Pfarrer schritt neben dem Delinquenten her und der meinte, um ein Gespräch zu beginnen, wie es die Lahrer Höflichkeit erfordert, „die Woch fangt gut an!“, worauf der Geistliche wählte Trost spenden zu müssen mit den Worten antwortete: „Un Ihr henn noch Glück — isch muß denne Weg zweimol gehn!“

H. S.

*

Die „Lohrer“ können große Schweiger sein und sind dafür bekannt. Machen da der Karl und der Schakob einen Sonntagsausflug. Nach Stunden des Wanderns meinte der Schakob, als sie an einem Kleeacker vorbei kamen, „Guck, der scheen Klee!“, worauf man weiter schwieg und wanderte. Auf dem Rückweg, nach weiteren vielen Wanderstunden, kam man wieder am selben Kleeacker vorbei und der Schakob meinte vernonnen: „Un so scheen grien!“ Andern Tags frag man den Karl „wie war’s gestern uf Eurem Usflug?“ da meinte der Karl vernonnen „mit d’em Schakob geh isch nimmi — der babbelt mer z’viel!“

*

Nach langer Fahrt langte ein Reisender von Hamburg kommend auf dem Dinglinger Bahnhöfle an. Direkter Anschluß auf die Zweigbahn nach Lahr war zugesichert und im Fahrplan vermerkt. Doch das Bähnle stand wohl gewaltig pfluzend unter Dampf, regte und rührte sich aber nicht, während die Bedienungsmannschaft froh auf dem Bänkchen in der Sonne saß und in anregender Unterhaltung begriffen war. Endlich rief der ärgerliche Fernreisende räsonierend zum Fenster hinaus: „Wenn fahre mir denn endlich ab?“ Worauf er vom sonnigen Bänkchen die Antwort erhielt: „Mir kenne dobliebe, mir könne abfahre, mir könne grad mache, was mir welle!“

H. S.

*

Als in Lahr die Kasernen gebaut wurden, waren es auch auswärtige Baufirmen, die zu diesem großen Unterfangen beigezogen wurden. Das beleidigte die Lahrer Handwerker aufs tiefste und sie entsandten einige der ihren nach Karlsruhe, um beim Großherzog vorstellig zu werden. Nachdem sie ihr Anliegen beim gütigen Landesfürsten vorgebracht hatten, meinte der Großherzog: „Ja, sind die Herren auch in der Lage, diesen großen Auftrag reibungslos durchzuführen?“ Da fuhr es dem Schakob heraus: „Königliche Hoheit, des isch für uns ein Schbautz!“

H. S.

Der ländliche Diogenes

Von Friedrich Roth

Jenseits der Straße am Bache liegt eine kleine Sägemühle. Dort haust der alte Knecht Andreas.

Er hinkt und geht am Stocke. Wie eine Maske ist sein Gesicht, umrahmt mit einem dunklen verfilzten Barte. In dem Gesicht aber stehen zwei wissende Lichter, sanft wie die Augen der Rehe, die vor seiner Türe äsen.

Andreas Welt ist eng begrenzt. Seit Jahren überschreitet er die Straße nicht mehr, auch sonntags nicht, wenn die Talleute zur Kirche gehen.

Sofern du mit ihm in ein Gespräch kommen willst, mag es dir schwer fallen, sei es, du wüßtest, ihn am rechten Flecke zu fassen. Erfahren wirst du dann, daß einer nicht die hohe Schule besucht haben muß, um wissend zu sein. Die Weisheit sitzt nicht auf den Thronen der Welt, und ein Charakter bildet sich ebenso in der Stille wie ein Talent. Denn es ist das Umfassende im Engen vorgezeichnet, wie sich in der Gestalt einer Pflanze, die im Verborgenen wächst, Wesen und Gesetz des Kosmos zeigt.

Als einmal einer von den sogenannten großen Herren, die angeblich die Welt bewegen und doch nur selber von ihr bewegt werden, in die Stille des Tales kam, gab ihm der Einsiedler Andreas eine bündige Lehre. Er war gerade damit beschäftigt, sich das Mehl zu einer Suppe zu brennen, da der Fremde, der von dem schrulligen Weisen allerlei gehört hatte, in einer Anwandlung von Leutseligkeit und gewiß auch Neugierde bei ihm eintrat. Andreas verwandte keinen Blick, sondern rührte ruhig weiter. Gefragt, gab er keine Antwort. Das war denn doch dem vermeintlichen Alexander zuviel. Er überlegte sich, ob er aufbrausen solle, hielt aber doch an sich und versuchte sein Gegenüber mit staatsmännischem Witz zu besiegen. Ob er etwas für ihn tun könne, ließ er sich großmütig vernehmen, worauf ihn Andreas bat, ihm ein Stück Holz aufs Feuer zu legen.

„Männli, Wiibli un Lohrer“, eine kleine Plauderei über Lahrer Wesensart!

Von Hans Schauenburg, Lahr

Der Anekdotenschatz, der sich um Lahr und die „Lohrer“ rankt, ist reich und läßt wohl am besten erkennen, wes Art und Wesen diejenigen sind, welche neben „Männli und Wiibli“ als besondere Wesen herausgestellt werden! Wollen wir doch einmal weit zurückblicken, wie

und wieso, dann wird uns manches klar. Keltische Spuren finden wir in der Sprache, nicht nur in Lahr, sondern auch drum herum; und Keltisches beweist uns die Fluchtburg auf dem Burgward. Dann kamen die römischen Besatzer ins Land, die in Tundelinga, dem heutigen Dinglingen, Ziegel brannten. „Lare“, die sumpfige Niederung in der Talaue, war aber immer noch eingeklemmt zwischen „Wasser und Urwald“, [um mit Albert Schweitzer zu sprechen]. Der Römerweg ging auf der Scheide von beidem über das „Zweibrückische“ nach Burgheim, allwo das Burgheimer Kirchle in seinem Urgrund römisch gewesen sein soll; eine „villa“? Ein Signalturm? Da wird noch immer gerätselt. Mag es nun die Lage der Stadt sein, — hälftig dem Gebirge zugeneigt, hälftig der später verkehrsdurchfluteten Rheinebene, den Blick einerseits in die Stille der Wälder, zum anderen frei sich entfaltend bis zum fernen Horizont und über die Grenze in die weite Welt, — mag es die Vielfalt der Vorfahren sein, Kelten, Römer, solche, die vorher schon da waren, was zog nicht alles hier schon durch seit früher Urzeit! Und davon blieb eben ein Gemisch aus Kelten, Germanen (Alemannen und Franken), sowie römischen Kriegsknechten; und aus all den späteren Kriegszügen, besonders denen des Dreißigjährigen Krieges, blieb im abseitigen Eingang zum Schuttertal eben das hängen, was man heute „Lohrer“ nennt: einmal in tiefster Seele der Stille der heimatlichen Wälder und Berge verpflichtet —, eigen, besinnlich, nachdenklich, nach Innen horchend, — zum anderen den Blick nach außen in die Ferne, in die Welt gerichtet, — aufgeschlossen, unternehmend, begierig nach außen horchend! Die Geroldsecker den Staufern, die Lützelharder den Zähringern verpflichtet, zwischen beiden wurden die ersten Lahrer, die sich als Handwerker und Bauern im Schatten und Schutz der Tiefburg, von der der Storchenturm erhalten blieb, sicherlich viel hin und her gerissen und gepiesackt; und das formte sie! Der Dreißigjährige Krieg, die Kriegszüge Ludwigs des XIV. brachten viel Elend und unsagbares Leid über die schwerkgeprüfte Stadt, bis die „Sonne des Sonnenkönigs“ am 15. September 1677 gar die Stadt ganz und gar versengte und nur noch der Storchenturm, das 1608 erbaute heutige alte Rathaus, „s^s Rathaus steht in ‚Lohr‘

neben dem Rothuus“, sowie die außerhalb liegende Klosterkirche mit ihrem phantastischen spätgotischen Chor stehen blieben. Nur noch acht Bürger waren fähig, die Suppe der Kriegslasten auszulöffeln. Die Lahrer schafften es aber mit Zähigkeit bald, sich aus dem Elend wieder herauszubuddeln. In vorwärtsdrängender stürmischer Entwicklung eroberten sie sich eine Bedeutung, die sie mit Mannheim und Pforzheim als Kaufmannsstadt an erste Stelle rückte. Die zollpolitischen Maßnahmen der Kontinentalsperre begünstigten diesen Aufschwung. So hatten wir es dem großen Korsen zu verdanken, voranzukommen. Mit Hanf und Leinen fing es in merkantiler Hinsicht an, dazu kamen die Gerbereien, die Lahr heute noch berühmt machen und der Lahrer Schnupftabak von Lotzbeck; bald folgte Zichorie der Firmen Voelker und Trampler. Lotzbeck gründete 1774 seine Schnupftabakfabrik. Wer noch nie geschnupft hat, der hat was versäumt; der Leser möge kurz entschuldigen — ich muß zwischendurch eine Prise nehmen — sie macht das Hirnkastel frei und fördert den Gedankengang! 1794 gründete Johann Heinrich Geiger den heutigen Verlag Moritz Schauenburg, den Verlag und die Druckerei des „Lahrer Hinkenden Boten“, des damals schon erschienenen Lahrer Wochenblattes, der heutigen „Lahrer Zeitung“, eine der ersten badischen Zeitungen und später des „Lahrer Kommersbuches“, auch „Lahrer Bibel“ genannt. Dreyspring gründete die erste Kartonagenfabrik und „Lahrer Lädle“ gehen seither in alle Welt; bald folgte die Firma Ernst Kaufmann als Steindruckerei nach. Kalender kommen in erster Linie noch immer aus Lahr; wohl machen die Lahrer die Kalender, das Wetter machen sie aber noch nicht! Allüberall wird nach Lahrer Maß gemessen, gezirkelt und gerechnet mit den Erzeugnissen der Firmen Albert und Rudolf Nestler. Lahr war und ist eine Kaufmannsstadt — eine Stadt der „Pfeffersäcke“, wenn man so sagen will, daran besteht kein Zweifel! Alles andere kommt in Lahr von jeher als „ferner liefern“! So muß man schon sehr genau schürfen, um z. B. etwas über die Revolution von 1848 zu ermitteln. Der „Lahrer Hinkende Bote“ und „Das Lahrer Wochenblatt“ schweigen sich hierüber gründlich aus, wie auch über die napoleonischen Kriege. Wohl werden die Kosaken genau

geschildert, wie sie ihr Fleisch mürbe ritten und ähnlich erbauliche Merkwürdigkeiten; aber um die Politik geht man sorgfältig herum wie die Katze um den heißen Brei. Wurde einer durch die Wirren der Zeit irgendwo in der Welt zurückgehalten, z. B. als Kriegsgefangener „in Gewahrsam genommen“, so hätte er bei der verspäteten Rückkehr denken können, er habe geträumt oder er sei der einzige gewesen, der einem Irrwahn zum Opfer fiel. Die in der Heimat Verbliebenen sorgten schon dafür, daß ihnen die Felle nicht davonschwammen — denn Lahr war ja auch eine Gerberstadt von Ruf! Der Ausdruck „Biedermeier“ stammt auch von Lahr und dieser Ausdruck drückt ja den Biedermann aus, der politisch sich aus der Sache zu halten sucht. Eine köstliche Anekdote von „Der Heckerhut“ von Friedrich Geßler bringt diese Wandlung der Gesinnung trefflich zum Ausdruck und dürfte heute noch aktuell sein. Der Blick ins Hauptbuch, in dem vorn drin „Mit Gott“ stand, die Erwägungen über „Soll und Haben“, hatten das stärkere Gewicht in Lahr. Als im Krieg 1870/71 in einer Schlacht, die nicht sehr weit über dem Rheinstrom sich zugetragen hatte, die französischen Gardékürassierregimenter im Feuer niedergemäht worden waren, trommelte der „Roßhaarmaurer“ in Lahr die Bauern Burgheims zusammen und ein langer Zug von Bauernwagen, jeder Fahrer mit einem Haumesser ausgerüstet, zog in der Nacht über den Rhein zum Schlachtfeld, um den vielen toten Pferden — jene Regimenter waren der Stolz Frankreichs — die Schwänze abzuhauen. Froh und dem Gewinn nachsinnend kehrte man mit voller Ladung nach Lahr zurück; das Geschäft lohnte, was gilt da Glorie und Heldentod! Gerne haben sich die Lahrer ein kulturelles Mäntelchen umgehangen, und sie trugen es von eh und jeh mit Humor und Würde. So wurde in der lokalen Literaturgeschichte der Lahrer Dichterkreis der 80er Jahre um Eichrodt und Geßler berühmt und viel gefeiert. „Schutterathen“ hörten die Lahrer gerne ihr Städtchen nennen. Man möchte sagen, es wurde da etwas unbedenklich gedichtet, wenn man diese Dichtung heute betrachtet und liest:

„Wer ist der Mann im weißen Rock,
Mit den Blicken trotzig und treu?
Ein langes Schlachtschwert ist sein Stock,
Er schreitet stolz wie ein Leu!“

Damit — wer hätte es noch nicht erraten — ist natürlich Bismarck gemeint, der als Preuße in Lahr zu Anfang recht mißliebig betrachtet wurde; aber der Erfolg entscheidet; denn nachher trieben die Lahrer einen solchen Biertischkult mit ihm, daß sie ihm das Jammische Schlößchen im Stadtpark als Sommersitz anboten. Hätte der „eiserne Kanzler“ zugesagt, so hätte sich sicher hieraus eine Fülle der amüsantesten Anekdoten ergeben. Jamm — ein Lahrer, der in Amerika zu Wohlstand gekommen war — hatte sein Schlößchen und den großen Park, den heutigen sehenswerten Stadtpark, der Stadt vermacht sowie die Christuskirche für die Lahrer liberalen Protestanten erbauen lassen. Der Dank des Vaterlandes blieb nicht aus; bald wurde behauptet, er habe sein vieles Geld mit Sklavenhandel verdient. In diesem Zusammenhang wurde von Jamm auch ein Legat für eine Dame in Paris, eine alte Freundin Jamms ausgeworfen. Daher mußten jedes Jahr drei Lahrer Stadträte nach Paris reisen, um sich zu überzeugen, daß die Dame noch lebte, ein Amt, das nicht ungern übernommen wurde! Von diesen Reisen werden heute noch die köstlichsten Erlebnisse der drei Abgesandten berichtet nach dem Motto „Pariser Schuh und Lohrer Fueß!“ Höchst erfreulich sind die 1898 erschienenen „Grüselhornklänge“ von Alfred Siefert, die wirklich aus dem Herzen geschrieben wurden. Da ist der „Dodi“, ein Lahrer Original, abkonterfeit. Im „s'Amselbrünneli“ lesen wir:

„Bin schunn vielmols stillversunke
Bi' dr g'stunde — n- uff- m Rain
Unn hab vunn diem Wasser trunke
Uss diem küälä Brunnestein.“

„S'Burgertwiewli“, „Z'Zitt isch do“ und so vieles sind Ausdruck einer schlichten, humorigen und geraden Volkspoesie. Gar manches wird eben über die Lohrer berichtet, wie sie die Eisenbahn mit der Bemerkung abgelehnt hätten: „Mir henn unseri Chaisli“, was nachweisbar stark übertrieben ist, aber dem Sinne nach wohl

passen könnte, wie der Großherzog die Artillerie nach Lahr legen ließ, „weil die Protzen dort schon vorhanden wären!“, wie jener Burgheimer, der einem entflohenen Papagei nachstellte und — beinahe hätte er ihn gehabt — von dem seltsamen Vogel mit den Worten begrüßt wurde: „Guten Tag mein Herr, was wünschen der Herr?“, worauf der Papageienjäger höflich die Kapp lüpfte und erschrocken erwiderte: „Entschuldige Si vielmols, aber isch hab gemeint, Sie sinn e Vogel!“ Vieles gäbe es noch zu berichten, was uns das „eigene“ Denken und oft seltsame Handeln der „Lohrer“ erklärt; sie sind nachdenklich, pffiffig und „eigen“ in ihrer Art, wissen sie sich aber den Gegebenheiten anzupassen und, wenn sich die Gelegenheit bietet, einen Nutzen dabei herauszuschlagen; so wären die Lahrer die Letzten, die dies nicht wahrnehmen würden; denn

Industrie, Gewerbe und Handel,
machen den Lahrer Lebenswandel!

*

Schon lange ist's her, da plante eine Lahrer Kegelgesellschaft einen Ausflug. Über das Ziel der Fahrt wurde lange beratschlagt: durch die Wälder der Heimat wollte man tüchtig marschieren; man wollte aber auch in einem bewährten Wirtshaus einkehren, dort bei einem leckeren Mahl und einem guten Tropfen den Inhalt der Kegelkasse vertun. Man einigte sich, über den Gaisberg und die Heidburg ins Tal von Hofstetten zu wandern, wo das Hansjakob-Wirtshaus „Zu den drei Schneebällen“ bekannt war.

Man kam nach prachtvoller Wanderung durch Gottes Natur hungrig gegen Mittag an. Die Tafel war reichlich gedeckt. Einer guten Nudelsuppe folgten Forellen blau, Forellen gebacken, Hähnchen mit Salat. Da nun die Schwarzwaldmaid Lummel und Gemüse auftrug, wollten manche der Stadtherren streiken. Da ließ der gute Bürgermeister Schweickhardt, ein begeisterter Jünger Jahns, antreten und kommandierte: „Knie beugt! Knie streckt! Arme schwingt!“ Derart wurde zehn Minuten geübt. Mit neuem Hunger setzte man sich wieder zu Tisch und verspeiste den Lummel und auch die Linzer

Torte mit gutem Appetit. Nach manchem guten Viertele fuhr man über Haslach vergnügt nach Lahr zurück. Es wurde beschlossen, beim nächstjährigen Kegelausflug wieder in Hofstetten einzukehren.

Übers Jahr fragte man beim Schneeballenwirt an, ob man wieder kommen könne und was das Essen koste. Da kam die lakonische Antwort: „Gedeck ohne Freiübungen 2.50 Mark, mit Freiübungen 3 Mark“.

*

Die alten Lahrer hatten einen guten Durst. Im „Waldhorn“ ging es oft hoch her. Der Frühschoppen war nicht minder geschätzt als der Dämmererschoppen. Viele Lahrer mußten deshalb früh ins Grab beißen. Eine gewisse Gräberreihe im alten Friedhof nannte der Volksmund „Die Waldhorngasse“. Das Trinken veranlaßte Gicht und andere Krankheiten. So war es Sitte, einmal im Jahr etwas für die Gesundheit zu tun. In Baden-Baden nahm man Dampfbäder.

Wieder einmal waren dort etliche Lahrer; der Kronenwirt war dabei und der Milchmann Gabelmann aus dem Nachbarort Hugsweier. Bevor man ins Dampfbad stieg, wurden vom Badmeister Lendentücher ausgegeben, deren Zweck Gabelmann unbekannt war. Der Kronenwirt belehrte seinen Freund, der vom Trinken heiser geworden war, daß man das Tuch um jenen Körperteil lege, der erkrankt sei. So band der also Belehrt das Lendentuch um den Hals und stieg in diesem Aufzug, im übrigen splitternackt, zu seinen Genossen ins Bad. Da man Gabelmann mit dem Ledentuch um den Hals erblickte, brach alles in schallendes Gelächter aus. Gabelmann wußte sich zu wehren. Überlegen sprach er die klassischen Worte: „Lache numme, ihr Dreckspatze, ich hab Halsweh, aber wo's euch fehlt, des sieht mer!“ E. B.

Von jeher tranken die Lahrer einen guten Tropfen. Einem Fremden, der verwundert schon frühmorgens auf dem Tisch eines Burgheimer Bürgers das volle Weinkrüglein neben der Kaffeekanne stehen sah und dazu eine entsprechende Bemerkung machte, entgegnete unser Burgheimer: „Meinsch du, ich tät dr Kaffee trocke nunterwurgen!“ E. B.

Uf em Schutterlindeberg

*Wenn mi ärgert jedes Dreckli,
Jedes Mückli an der Wand,
No stieg i mit em Wandersstöckli
Uf der „Lohrer Schauinsland“.*

*Do sieht mer üwer d'Stadt eweg,
D'Vogese, 's Ried, sogar der Rhien;
Der Schwarzwald mit em Geroldseck,
Der erst un letzte Sunneschien.*

*Sei's am Morge, sei's am Owe,
Sei's z'Mittag, 's isch ganz egal;
Begeistert mueß i do halt lowe
Unsri Gegend — Berg un Tal.*

*I leb do uf wie neugebore,
Fühl mi lichter, froh un frisch,
Wenn i widr inne wore,
Wie lieb un wert mer d'Heimet isch.*

Hans Bauer, Sulz